Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VII 1938 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

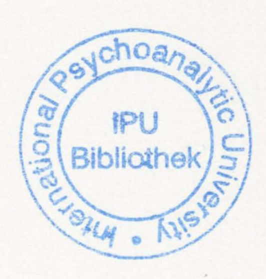
Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Instituts für Sozialforschung
von Max Horkheimer

Jahrgang VII/1938

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, PARIS.

1826/18/0068/S



Z 1000 ZfS 7.1938,3

Copyright 1939 by Librairie Félix Alcan, Paris.

INHALT DES VII. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Ökonomie :

Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Verzeichnis der rezensierten Autoren

An die Bezieher der « Zeitschrift für Sozialforschung » :

Verlag und Redaktion haben sich entschlossen, beginnend mit dem vorliegenden Heft eine Herabsetzung des Bezugspreises eintreten zu lassen. Damit ist jedoch keinerlei Veränderung der redaktionellen Gestaltung oder des Umfangs der Zeitschrift verbunden. Die mit dem vorliegenden Heft in Kraft tretenden Preise gelten auch für früher erschienene Hefte und Jahrgänge.

Ein gekürztes Inhaltsverzeichnis der bisher veröffentlichten Nummern befindet sich auf der Rückseite dieser Ankündigung. Ausserdem enthält jedes Heft einen ausführlichen Besprechungsteil über Neuerscheinungen auf folgenden Gebieten : Philosophie ; Allgemeine Soziologie ; Psychologie ; Geschichte ; Soziale Bewegung und Sozialpolitik ; Spezielle Soziologie ; Ökonomie.

Der neue Preis der Zeitschrift beträgt :

	Für den Jahrgang (drei Hefte) :		Für das Einzelheft :
		—	—
In Frankreich	frs.	**50.—**	**20.—**
Belgien	belgas ...	**8.—**	**3.—**
England	sh.	**6/—**	**2/6 d**
Holland	hfl.	**2.50**	**1.—**
Schweden	kr.	**5.50**	**2.50**
der Schweiz	schw. frs..	**6.—**	**2.50**
der Tschechoslowakei ...	kc.	**38.—**	**16.—**
den Vereinigten Staaten.	$	**1.50**	**0.60**

Für die anderen Länder gelten entsprechende Preise, berechnet auf der Basis des oben angegebenen Preises in französischer Währung.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. Die Zeitschrift kann auch direkt bezogen werden durch den Verlag, die **Librairie Félix Alcan,** Paris (6e), 108, Boulevard Saint-Germain (Postscheckkonto Paris 96-61) oder durch die **Buchhandlung Dr. Oprecht & Helbling A. G.,** Zürich, Rämistr. 5 (Postscheckkonto Zürich VIII.12244).

Zeitschrift für Sozialforschung

JAHRGANG 1932

Doppelheft 1/2. — Max Horkheimer : Bemerkungen über Wissenschaft u. Krise. **Friedrich Pollock** : Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung. **Erich Fromm** : Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. **Leo Löwenthal** : Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur. **Theodor Wiesengrund-Adorno** : Zur gesellschaftlichen Lage der Musik.

Heft 3. — Erich Fromm : Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. **Julian Gumperz** : Zur Soziologie des amerikanischen Parteiensystems. **Franz Borkenau** : Zur Soziologie des mechanistischen Weltbildes. **Andries Sternheim** : Zum Problem der Freizeitgestaltung.

JAHRGANG 1933

Heft 1. — Max Horkheimer : Materialismus und Metaphysik. **Leo Löwenthal** : Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung. **Georg Rusche** : Arbeitsmarkt und Strafvollzug. **Kurt Baumann** : Autarkie und Planwirtschaft.

Heft 2. — Max Horkheimer : Materialismus und Moral. **Leo Löwenthal** : Zugtier und Sklaverei. **Julian Gumperz** : Recent Social Trends in U. S. A. **Jeanne Duprat** : La famille et la société dans la sociologie française. **Gerhard Meyer** : Neue englische Literatur zur Planwirtschaft.

Heft 3. — Friedrich Pollock : Bemerkungen zur Wirtschaftskrise. **Robert Briffault** : Family Sentiments. **Erich Fromm** : Robert Briffaults Werk über das Mutterrecht. **Paul Ludwig Landsberg** : Rassenideologie und Rassenwissenschaft. **Max Horkheimer** : Zum Problem der Voraussage in den Sozialwissenschaften.

JAHRGANG 1934

Heft 1. — Max Horkheimer : Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie. **Walter Benjamin** : Zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Standort des französischen Schriftstellers. **Fritz Karsen** : Neue Literatur über Gesellschaft und Erziehung.

Heft 2. — Herbert Marcuse : Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung. **Erich Fromm** : Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie. **Kurt Mandelbaum u. Gerhard Meyer** : Zur Theorie der Planwirtschaft.

Heft 3 .— Max Horkheimer : Zu Bergsons Metaphysik der Zeit. **Leo Löwenthal** : Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland. **C. Bouglé** : La société économique en France.

JAHRGANG 1935

Heft 1. — Max Horkheimer : Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie. **K. A. Wittfogel** : The Foundations and Stages of Chinese Economic History. **Charles A. Beard** : The Social Sciences in the United States. **Ferdinand Tönnies** : Das Recht auf Arbeit.

Heft 2. — Henryk Grossmann : Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur. **Harold D. Lasswell** : Collective Autism as a Consequence of Culture Contact : Notes on Religious Training and Peyote Cult at Taos. **Walter Benjamin** : Probleme der Sprachsoziologie.

Heft 3. — Max Horkheimer : Zum Problem der Wahrheit. **Erich Fromm** : Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. **Gerhard Meyer** : Krisenpolitik und Planwirtschaft.

JAHRGANG 1936

Heft 1. — Herbert Marcuse : Zum Begriff des Wesens. **Walter Benjamin** : L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. **Margaret Mead** : On the institutionalized Rôle of Women and Character Formation. **Kurt Mandelbaum** : Neuere Literatur über technologische Arbeitslosigkeit.

Heft 2. — Max Horkheimer : Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters. **T. W. Adorno** : Über Jazz. **A. Koyré** : La sociologie française contemporaine.

Heft 3. — Leo Löwenthal : Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft. Bemerkungen über Ibsen. **A. Demangeon** : La géographie humaine. **Max Horkheimer** : Zu Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte. **Erich Baumann** : Keynes' Revision der liberalistischen Nationalökonomie.

JAHRGANG 1937

Heft 1. — Max Horkheimer : Der neueste Angriff auf die Metaphysik. **Herbert Marcuse** : Über den affirmativen Charakter der Kultur. **Erich Fromm** : Zum Gefühl der Ohnmacht. **Paul F. Lazarsfeld** : Some Remarks on the Typological Procedures in Social Research. **Otto Neurath** : Inventory of the Standard of Living.

Heft 2. — Max Horkheimer : Traditionelle und kritische Theorie. **Leo Löwenthal** : Knut Hamsun. Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie. **Walter Benjamin** : Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker. **C. M. Bowra** : Sociological Remarks on Greek Poetry. **C. Bouglé** : Les sciences sociales en France.

Heft 3. — Raymond Aron : La sociologie de Pareto. **Paul Sering** : Zu Marshalls neuklassischer Ökonomie. **Franz Neumann** : Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft. **Ernst Schachtel** : Zum Begriff und zur Diagnose der Persönlichkeit in den « Personality Tests ». **Max Horkheimer** und **Herbert Marcuse** : Philosophie und kritische Theorie.

JAHRGANG 1938

Doppelheft 1/2. — Max Horkheimer : Montaigne und die Funktion der Skepsis. **Herbert Marcuse** : Zur Kritik des Hedonismus. **K. A. Wittfogel** : Die Theorie der orientalischen Gesellschaft. **Maxime Leroy** : Le Saint-Simonisme de Sainte-Beuve. **Ernst Krenek** : Bemerkungen zur Rundfunkmusik. **Felix Weil** : Neuere Literatur zur deutschen Wehrwirtschaft.

Heft 3. — T. W. Adorno : Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens. **Maurice Halbwachs** : La psychologie collective du raisonnement. **Max Horkheimer** : Die Philosophie der absoluten Konzentration. **Rudolf Schlesinger** : Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung.

IMP. PRESSES UNIVERSITAIRES DE FRANCE – VENDÔME–PARIS. FRANCE

Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens.

Von
T. W. Adorno.

Klagen über den Verfall des musikalischen Geschmacks sind kaum jünger als die zwiespältige Erfahrung, welche die Menschheit auf der Schwelle zum historischen Zeitalter machte : dass Musik zugleich die unvermittelte Kundgabe des Triebes und die Instanz zu dessen Sänftigung darstellt. Sie erweckt den Tanz der Mänaden, sie tönt aus der berückenden Flöte Pans, aber sie klingt ebensowohl aus der orphischen Leier, um welche die Gestalten des Dranges gestillt sich versammeln. So oft deren Frieden von bacchantischen Impulsen bedroht scheint, ist vom Verfall des Geschmacks die Rede. Wenn nun seit der griechischen Noetik die disziplinierende Funktion von Musik als hohes Gut hingenommen blieb, dann drängen gewiss heute mehr als je alle sich danach, musikalisch parieren zu dürfen wie anderwärts. So wenig das gegenwärtige musikalische Bewusstsein der Massen im Zeichen anarchischer Lust steht, so wenig haben aber auch dessen jüngste Veränderungen mit Geschmack überhaupt zu tun. Der Begriff des Geschmacks selber ist überholt. Er bezeichnet eine Verhaltensweise der ästhetischen Subjektivität, in welcher diese mit den ästhetischen Konventionen falsch sich versöhnt. Deren Ansprüche erscheinen nicht länger verdinglicht und äusserlich, sondern als gleichsam aus dem Wesen des Kunstwerks selbst hervorgehend, während doch die zu frühe Versöhnung den bestimmenden Antagonismus zwischen Konvention und Subjektivität nicht aufhebt. Von ihrer Einheit ist nicht einmal der Schein mehr übriggeblieben. Die verantwortliche Kunst richtet sich an Kriterien aus, die der Erkenntnis nahekommen : des Stimmigen und Unstimmigen, des Richtigen und Falschen. Sonst aber wird nicht mehr gewählt ; die Frage wird nicht mehr gestellt, und keiner verlangt die Rechtfertigung der Konvention durch deren subjektive Aneignung : die Existenz des Subjekts selbst, das solchen Geschmack bewähren könnte, ist so fragwürdig geworden wie am Gegenpol das Recht zur Freiheit einer Wahl, zu der es empirisch ohnehin nicht mehr

kommt. Sucht man etwa auszufinden, wem ein marktgängiger Schlager „gefalle“, so kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, dass Gefallen und Missfallen dem Tatbestand unangemessen sind, mag immer der Befragte seine Reaktionen mit jenen Worten rationalisieren. Die Bekanntheit des Schlagers setzt sich anstelle des ihm zugesprochenen Wertes : ihn mögen, heisst fast geradeswegs ihn wiedererkennen. Das wertende Verhalten ist für den zur Fiktion geworden, der sich von standardisierten Musikwaren umzingelt findet. Er kann sich weder der Übermacht entziehen noch zwischen dem Präsentierten entscheiden, wo alles einander so vollkommen gleicht, dass die Vorliebe in der Tat bloss am biographischen Detail haftet oder an der Situation, in der zugehört wird. Die Kategorien der autonom intendierten Kunst sind für die gegenwärtige Rezeption von Musik ausser Geltung : auch für die der ernsten, die man unter dem barbarischen Namen des Klassischen umgänglich gemacht hat, um sich ihr weiter bequem entziehen zu können. Wird eingewandt, die spezifisch leichte Musik und alle zum Konsum bestimmte sei ohnehin niemals nach jenen Kategorien erfahren worden, so ist das gewiss einzuräumen. Gleichwohl ist sie vom Wechsel betroffen : nämlich eben gerade darin, dass sie die Unterhaltung, den Reiz, den Genuss, den sie verspricht, gewährt, bloss um ihn zugleich zu verweigern. Ein englischer Romancier hat in einem Essay die Frage aufgeworfen, wer in einem Amüsierlokal sich eigentlich noch amüsiere. Mit gleichem Recht liesse sich fragen, wen die Unterhaltungsmusik noch unterhalte. Viel eher scheint sie dem Verstummen der Menschen, dem Absterben der Sprache als Ausdruck, der Unfähigkeit, sich überhaupt noch mitzuteilen, komplementär. Sie bewohnt die Lücken des Schweigens, die sich zwischen den von Angst, Betrieb und einspruchsloser Fügsamkeit verformten Menschen bilden. Sie übernimmt allenthalben und unvermerkt die todtraurige Rolle, die ihr in der Zeit und der bestimmten Situation des stummen Films zukam. Sie wird bloss noch als Hintergrund apperzipiert. Wenn keiner mehr wirklich reden kann, dann kann gewiss keiner mehr zuhören. Ein amerikanischer Fachmann für die Radioreklame, die ja mit Vorliebe des musikalischen Mediums sich bedient, hat sich über den Wert dieser Reklame skeptisch geäussert, da die Menschen gelernt hätten, selbst während des Hörens dem Gehörten die Aufmerksamkeit zu versagen. Seine Beobachtung ist anfechtbar, was den Reklamewert von Musik anlangt. Ihre Tendenz ist richtig, wenn es um die Auffassung der Musik selber geht.

In den herkömmlichen Klagen über verfallenden Geschmack kehren einige Motive beharrlich wieder. Sie fehlen auch den

muffigen und sentimentalen Betrachtungen nicht, welche dem gegenwärtigen musikalischen Massenzustand als einem von „Degeneration" gelten. Das zäheste dieser Motive ist das des Sinnenreizes, der verweichlichen und zur heroischen Haltung untauglich machen soll. Das gibt es schon im dritten Buch des Platonischen Staats, wo die „klagenden" ebenso wie die „weichlichen" Tonarten, „die sich für Gelage eignen"[1]), verbannt werden, ohne dass im übrigen bis heute klar wäre, warum eigentlich der mixolydischen, lydischen, hypolydischen und jonischen Tonart jene Eigenschaften zugeschrieben werden. Im Platonischen Staat wäre das Dur der späteren abendländischen Musik, das dem Jonischen entspricht, als entartet tabuiert. Auch die Flöte und die „vielsaitigen" Zupfinstrumente verfallen dem Verbot. Von Tonarten werden nur die übriggelassen, „die in passender Weise Stimme und Ausdruck des Menschen" nachahmen, „der im Kriege oder bei jeder beliebigen Tat, die Kraft fordert, seinen Mann stellt, mag er sich auch einmal dabei irren und Wunden und Tod entgegengehn oder in ein Unglück geraten."[2]) Der Platonische Staat ist nicht die Utopie, als welche die offizielle Philosophiegeschichte ihn verzeichnet. Er verweigert seinen Bürgern die Lust um seines Bestehens und des Bestehenden willen auch in der Musik, wo die Teilung nach weichlichen und kraftvollen Tonarten selber bereits zu Platons Zeit kaum mehr war als ein Rückstand des dumpfesten Aberglaubens. Die Platonische Ironie gibt sich willig und hämisch dazu her, den vom massvollen Apollon geschundenen Flötenspieler Marsyas zu verspotten. Platons ethisch-musikalisches Programm trägt den Charakter einer attischen Säuberungsaktion. — In die gleiche Schicht gehören andere perennierende Züge der musikalischen Kapuzinerpredigt. Der Vorwurf der Oberflächlichkeit und der des „Personenkults" sind unter ihnen die markantesten. All diese inkriminierten Züge sind zunächst solche des Fortschritts : gesellschaftlich so gut wie spezifisch-ästhetisch. Die verbotenen Reize bilden Fermente des Genusses, der sich potenziert, indem er sich selber ins Auge sieht ; sinnliche Buntheit und differenzierendes Bewusstsein verschränken sich in ihnen. Die Präponderanz der Person über den kollektiven Zwang in Musik indiziert das Moment der subjektiven Freiheit, das sie in späteren Phasen durchdringt, und als Oberflächlichkeit stellt sich jene Profanität dar, welche sie aus ihrer magischen Beklemmung löst. So sind die beklagten Momente in die grosse abendländische Musik eingegangen : der Sinnenreiz als Einfallstor in die harmonische und schliesslich die koloristische Dimension,

---

1) Staat, Übertragung von Preisendanz. Jena 1920, S. 107.
2) a. a. O., S. 108.

die ungezügelte Person als Trägerin des Ausdrucks und der Vermenschlichung der Musik selber, die „Oberflächlichkeit" als Kritik der stummen Objektivität der „Formen" im Sinne von Haydns Entscheidung fürs „Galante" und gegen das Gelehrte. Freilich der Entscheidung Haydns und nicht der Sorglosigkeit eines Sängers mit Gold in der Kehle oder eines Instrumentators des schmeichelnden Wohllauts. Denn eingegangen sind jene Momente in die grosse Musik und in ihr aufgehoben ; nicht aber ist die grosse Musik in ihnen aufgegangen. Am Mannigfaltigen von Reiz und Ausdruck erprobt sich ihre Grösse als Kraft zur Synthesis. Nicht bloss konserviert die musikalische Synthesis die Einheit des Scheins und behütet sie davor, in rebellische Augenblicke von Lust zu zerfallen. Sondern in solcher Einheit, in der Relation der partikularen Momente zu einem sich produzierenden Ganzen, wird auch das Bild eines gesellschaftlichen Zustands festgehalten, in dem allein jene partikularen Elemente von Glück mehr wären als gerade Schein. Bis zum Ende der Vorgeschichte bleibt das musikalische Gleichgewicht von partialem Reiz und Totalität, von Ausdruck und Synthesis, von Oberfläche und Unterliegendem so vergänglich wie die Augenblicke des Gleichgewichts von Angebot und Nachfrage in der bürgerlichen Wirtschaft. Die „Zauberflöte", in der die Utopie der Emanzipation und das Vergnügen am Singspielcouplet genau koinzidieren, ist ein Augenblick selber. Nach der „Zauberflöte" haben ernste und leichte Musik sich nicht mehr zusammen zwingen lassen. Was aber dann vom Formgesetz sich emanzipiert, sind nicht länger mehr produktive Impulse, die gegen Konventionen aufbegehrten. Reiz, Subjektivität und Profanität, die alten Widersacher der dinghaften Entfremdung, verfallen gerade dieser. Die überlieferten antimythologischen Fermente der Musik verschwören sich im kapitalistischen Zeitalter gegen die Freiheit, als deren Wahlverwandte sie einmal verfemt waren. Die Träger der Opposition gegen das autoritäre Schema werden zu Zeugen der Autorität des marktmässigen Erfolgs. Die Lust des Augenblicks und der bunten Oberfläche wird zum Vorwand, den Hörer vom Denken des Ganzen zu entbinden, dessen Anspruch im echten Hören enthalten ist, und der Hörer wird auf der Linie seines geringsten Widerstandes in den akzeptierenden Käufer verwandelt. Nicht länger mehr fungieren die Partialmomente kritisch gegenüber dem vorgedachten Ganzen, sondern sie suspendieren die Kritik, welche die gelungene ästhetische Totalität an der brüchigen der Gesellschaft übt. Die synthetische Einheit wird ihnen geopfert, aber sie produzieren keine eigene mehr anstelle der verdinglichten, sondern zeigen sich dieser willfährig. Die isolierten Reizmomente erweisen sich als mit der immanenten Konstitution des Kunstwerks

unvereinbar, und ihnen fällt zum Opfer, worin immer das Kunstwerk zur verbindlichen Erkenntnis transzendiert. Schlecht sind sie nicht als solche, sondern durch ihre abblendende Funktion. Dienstbar dem Erfolg, begeben sie sich selber des progressiven Zuges, der ihnen eignete. Sie verschwören sich zum Einverständnis mit allem, was der isolierte Augenblick einem isolierten einzelnen zu bieten vermag, der längst keiner mehr ist. Ja, in der Isolierung werden die Reize stumpf und geben Schablonen des Anerkannten ab. Wer ihnen sich verschreibt, ist so hämisch wie die Noetiker gegen den orientalischen Sinnenreiz. Die Verführungskraft des Reizes überlebt dort bloss, wo die Kräfte der Versagung am stärksten sind : in der Dissonanz, die dem Trug der bestehenden Harmonie den Glauben verweigert. Der Begriff des Asketischen selber ist in der Musik dialektisch. Schlug ehedem Askese den ästhetischen Anspruch auf Lust reaktionär nieder, so ist sie heute zum Siegel der progressiven Kunst geworden. Die antagonistische Gesellschaft, die verneint und bis in die innersten Zellen ihrer Glücksfeindschaft freigelegt werden muss, ist darstellbar allein in kompositorischer Askese. Kunst verzeichnet negativ eben jene Glücksmöglichkeit, welcher die bloss partielle positive Vorwegnahme des Glücks heute verderblich entgegensteht. Darum ist alle „leichte" und angenehme Kunst scheinhaft und verlogen geworden : was in Genusskategorien ästhetisch auftritt, kann nicht mehr genossen werden, und die promesse du bonheur, als welche man einmal Kunst definiert hat, ist nirgends mehr zu finden, als wo dem falschen Glück die Maske heruntergerissen wird. Genuss hat seine Stelle nur noch in der unvermittelten, leibhaften Präsenz. Wo er des ästhetischen Scheins bedarf, ist er scheinhaft nach ästhetischen Massstäben und betrügt zugleich den Geniessenden um sich selber. Einzig wo sein Schein fehlt, wird seiner Möglichkeit die Treue gehalten.

Die neue Phase des musikalischen Bewusstseins der Massen wird definiert durch die Genussfeindschaft im Genuss. Es ähnelt sich den Verhaltensweisen an, mit denen auf Sport reagiert wird oder auf Reklame. Das Wort Kunstgenuss klingt komisch : wenn nirgends sonst, dann gleicht die Musik Schönbergs den Schlagern darin, dass sie sich nicht geniessen lässt. Wer sich noch an den schönen Stellen eines Schubertquartetts oder gar an der provokant gesunden Kost eines Händelschen Concerto grosso labt, rangiert als vermeintlicher Bewahrer der Kultur unter den Schmetterlingssammlern. Was ihn zu solcherlei Geniessern verweist, ist nicht etwa „neu". Die Gewalt des Gassenhauers, des Melodiösen und all der wimmelnden Figuren des Banalen macht sich seit der bürgerlichen Frühzeit geltend. Sie hat vormals das Bildungsmonopol der herrschenden

Schicht attackiert. Heute aber, da jene Macht des Banalen sich übers Gesellschaftsganze erstreckt, hat sich ihre Funktion gewandelt. Der Funktionswechsel betrifft alle Musik; nicht bloss die leichte, in deren Bereich er sich bequem genug als bloss „graduell", unter Hinweis auf die mechanischen Verbreitungsmittel, verharmlosen liesse. Die auseinanderklaffenden Sphären der Musik müssen zusammengedacht werden. Ihre statische Trennung, wie jene Bewahrer der Kultur sie angelegentlich betreiben, — man hat etwa dem totalitären Rundfunk die Aufgabe gestellt, einerseits für gute Unterhaltung und Zerstreuung zu sorgen und andererseits die Kulturgüter zu pflegen, als ob es gute Unterhaltung überhaupt noch geben könnte und als ob nicht die Kulturgüter eben durch ihre Pflege in schlechte sich verwandelten — die säuberliche Aufteilung des gesellschaftlichen Spannungsfeldes der Musik ist illusionär. Wie die ernste Musik seit Mozart ihre Geschichte hat an der Flucht vor dem Banalen und als Negativ die Umrisse der leichten reflektiert, so legt sie heute in ihren entscheidenden Repräsentanten Rechenschaft ab von düsteren Erfahrungen, die noch in der ahnungslosen Harmlosigkeit der leichten ahnungsvoll sich indizieren. Umgekehrt wäre es ebenso bequem, den Bruch beider Sphären zu verhüllen und ein Kontinuum anzunehmen, das es der progressiven Erziehung erlaubte, von Jazz und Schlagern zu den Kulturgütern ungefährdet zu geleiten. Zynische Barbarei ist keineswegs besser als kulturelle Verlogenheit: was sie an Desillusionierung des Oberen zuwegebringt, macht sie wett durch die Ideologien von Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit, durch welche sie die musikalische Unterwelt verklärt; eine Unterwelt, die längst nicht etwa mehr dem Widerspruch der vom Bildungsmonopol Ausgeschlossenen zum Ausdruck verhilft, sondern bloss noch zehrt von dem, was ihr von den Trustherrn oben zugeteilt wird. Die Illusion vom gesellschaftlichen Vorrecht der leichten Musik über die ernste hat zum Grunde eben jene Passivität der Massen, welche den Konsum der leichten Musik in Widerspruch zu den objektiven Interessen derer bringt, die sie konsumieren. Man beruft sich darauf, dass sie die leichte Musik in der Tat mögen und von der oberen nur aus Gründen des sozialen Prestiges Notiz nehmen, während die Kenntnis eines einzigen Schlagertextes genügt, zu enthüllen, welche Funktion das ehrlich Bejahte allein auszuüben vermag. Die Einheit der beiden Sphären der Musik ist danach die des ungelösten Widerspruchs. Sie hängen nicht zusammen etwa derart, dass die untere eine Art volkstümlicher Propädeutik für die obere ausmachte oder dass die obere ihre verlorene kollektive Kraft von der unteren ausborgen könnte. Aus den zersprungenen Hälften lässt das Ganze sich nicht zusammenaddieren, aber in jeder erscheinen, wie

sehr auch perspektivisch, die Veränderungen des Ganzen, das anders nicht sich bewegt als im Widerspruch. Wird die Flucht vor dem Banalen definitiv, schrumpft die Absatzfähigkeit der ernsten Produktion im Verfolg von deren sachlichen Anforderungen auf nichts zusammen, so bewirkt unten die Standardisierung der Erfolge, dass es zum Erfolg alten Stils gar nicht mehr kommt, sondern nur noch zum Mitmachen. Zwischen Unverständlichkeit und Unentrinnbarkeit ist kein Drittes : der Zustand hat sich nach Extremen polarisiert, die tatsächlich sich berühren. Für das „Individuum" ist zwischen ihnen kein Raum. Dessen Anforderungen, wo etwa sie noch ergehen, sind scheinhaft, nämlich den Standards nachgebildet. Die Liquidierung des Individuums ist die eigentliche Signatur des neuen musikalischen Zustands.

Sind die beiden Sphären der Musik bewegt in der Einheit ihres Widerspruchs, dann variiert ihre Demarkationslinie. Die vorgeschrittene Produktion hat sich vom Konsum losgesagt. Der Rest der ernsten Musik wird ihm ausgeliefert um den Preis ihres Gehalts. Er verfällt dem Waren-Hören. Die Unterschiede in der Rezeption der offiziellen „klassischen" und der leichten Musik haben keine reale Bedeutung mehr. Sie werden einzig noch aus Gründen der Absatzfähigkeit manipuliert : dem Jazzenthusiasten muss ebenso versichert werden, dass seine Idole nicht zu hoch für ihn seien, wie dem Besucher der Philharmoniker sein Niveau bestätigt. Je geflissentlicher der Betrieb Drahtzäune zwischen den musikalischen Provinzen errichtet, um so grösser der Verdacht, dass ohne diese die Bewohner nur allzu leicht sich verständigen könnten. Toscanini so gut wie Ben Bernie werden Maestro genannt, ob auch der letztere halb ironisch, und der Schlager „Music, maestro, please", dessen Text das Motiv des tragischen Clowns ausverkauft, hatte seinen Erfolg, unmittelbar nachdem Toscanini mit Hilfe des Rundfunks zum Marschall der Lüfte avancierte. Das Reich jenes Musiklebens, das von dem Kompositionsunternehmen Irving Berlin und Walter Donaldson — „the world's best composer" — über Gershwin, Sibelius und Tschaikowskij bis zu the Unfinished friedvoll sich erstreckt, ist eines von Fetischen. Das Prinzip des Stars ist totalitär geworden. Die Reaktionen der Hörer scheinen sich aus der Beziehung zum Vollzug der Musik zu lösen und unmittelbar dem akkumulierten Erfolg zu gelten, der seinerseits nicht entfernt durch vergangene Spontaneitäten des Hörens zureichend begriffen werden kann, sondern auf das Kommando der Verleger, Tonfilmmagnaten und Rundfunkherrn zurückdatiert. Stars sind keineswegs bloss die berühmten Personennamen. Die Werke beginnen ähnlich zu fungieren. Es erbaut sich ein Pantheon von best sellers. Die Programme schrumpfen ein,

und der Schrumpfungsprozess scheidet nicht nur das mittlere Gut aus, das die musikwissenschaftlichen Branchevertreter den Hörern aufschwatzen möchten, sondern die akzeptierten Klassiker selber unterliegen einer Selektion, die mit der Qualität nichts zu tun hat : Beethovens Vierte Symphonie rechnet bereits zu den Seltenheiten. Diese Selektion reproduziert sich in fatalem Zirkel : das Bekannteste ist das Erfolgreichste ; daher wird es immer wieder gespielt und noch bekannter gemacht. Die Auswahl der Standardwerke selbst richtet sich nach ihrer „Wirksamkeit“ im Sinne eben der Erfolgskategorien, welche die leichte Musik determinieren oder dem Crackdirigenten gestatten, programmgemäss zu faszinieren ; die Steigerungen von Beethovens Siebenter Symphonie rangieren auf gleicher Stufe mit der unsäglichen Hornmelodie aus dem langsamen Satz von Tschaikowskijs Fünfter. Melodie heisst da soviel wie achttaktig-symmetrische Oberstimmenmelodie. Diese wird als „Einfall“ des Komponisten verbucht, den man meint, als Besitz nach Hause nehmen zu können, so wie er dem Komponisten als dessen Grundeigentum zugeschrieben wird. Der Begriff des Einfalls ist gerade der als klassisch etablierten Musik ganz unangemessen. Ihr thematisches Material, meist zerlegte Dreiklänge, gehört keineswegs dem Autor in jener spezifischen Weise an wie etwa im romantischen Lied, und Beethovens Grösse misst sich an der völligen Unterordnung des zufällig-privaten melodischen Elements unter das Formganze. Das hindert nicht, dass alle Musik, wäre es selbst Bach, der einige der wichtigsten Themen des Wohltemperierten Klaviers entlehnte, unter der Kategorie des Einfalls wahrgenommen und dass mit allem Eifer des Besitzglaubens nach musikalischen Diebstählen gefahndet wird, so dass schliesslich ein Musikkommentator seinen Erfolg an den Titel eines Melodiendetektivs heften konnte. — Am leidenschaftlichsten bemächtigt sich der musikalische Fetischismus der öffentlichen Einschätzung von Singstimmen. Ihr sinnlicher Zauber ist traditionell und ebenso die enge Bindung des Erfolgs an die Person des mit „Material“ Begabten. Aber heute wird vergessen, dass es Material ist. Eine Stimme haben und ein Sänger sein, sind für den musikalischen Vulgärmaterialisten synonyme Ausdrücke. In früheren Epochen wurde von Gesangsstars, von Kastraten und Primadonnen, zumindest technische Virtuosität verlangt. Heute wird das Material als solches, bar jeglicher Funktion, gefeiert. Nach der musikalischen Darstellungsfähigkeit braucht man gar nicht erst zu fragen. Selbst die mechanische Verfügung über die Mittel wird eigentlich nicht mehr erwartet. Eine Stimme muss nur noch besonders dick oder besonders hoch sein, um den Ruhm ihres Eigentümers zu legitimieren. In Deuschland ist die Sängerin Erna Sack wegen ihres Koloraturso-

prans arriviert. Dieser Sopran ist sehenswert wie eine klinische Abnormität, aber die Sängerin ist unfähig, zwei Noten rein zu singen oder gegeneinander abzusetzen. Wer es jedoch wagen wollte, auch nur in der Konversation die entscheidende Wichtigkeit der Stimme zu bezweifeln und die Ansicht zu vertreten, dass man mit einer mässigen Stimme ebenso schön musizieren könne wie auf einem mässigen Klavier gut spielen, der wird sich sogleich einer Situation der Feindseligkeit und Abwehr gegenüberbefinden, die affektiv weit tiefer reicht als der Anlass und ihr Modell an der Aufnahme gewisser politischer Überzeugungen hat. Die Stimmen sind heilige Güter gleich einer nationalen Fabrikmarke oder dem Mysterium der Mutterschaft. Als wollten sich die Stimmen dafür rächen, beginnen sie eben den sinnlichen Zauber einzubüssen, in dessen Namen sie gehandelt werden. Meist klingen sie wie Imitationen der arrivierten, auch wenn sie selber arriviert sind. — All das steigert sich ins offen Absurde beim Kultus der Meistergeigen. Man gerät prompt in Verzückung über den gut annoncierten Klang einer Stradivarius oder Amati, die nur das Spezialistenohr von einer anständigen modernen Geige unterscheiden könnte, und vergisst darüber, der Komposition und der Aufführung zuzuhören, aus der sich immer noch etwas entnehmen liesse. Je mehr die moderne Technik des Geigenbaus fortschreitet, um so höher werden offensichtlich die alten Instrumente geschätzt. Seltenheit garantiert auch den Wunderkindern stets noch ihren Markt. Aber gerade er scheint im neuen Zustand von Gegentendenzen nicht frei. Kaum eine Kritik eines Wunderkindes, die nicht von der übelwollenden Sorge begleitet wäre, man dürfe das zarte Wesen nicht geistiger Überanstrengung aussetzen, es nicht altklug machen und nicht seine Naivität durch Erfolg verderben. So schickt die Familie Kinder nach dem Abendessen ins Bett. Eigentlich wünschen sie den Wunderkindern den Tod. Der Grund ist wohl der, dass durch den Erfolg, der hier ohne mühselige Arbeit von solchen errungen wird, die als Rechtspersonen im Konkurrenzkampf noch nicht mitzählen, der Erfolgsfetisch kompromittiert erscheint, an den man sich hält : wozu kauft man eigentlich das teure Kreislerbillett, wenn einer es ebenso gut kann, den man von rechtswegen umsonst hören müsste, davon zu schweigen, dass es um die Werte der Reife, Innerlichkeit und Persönlichkeit in der musikalischen Reproduktion windig bestellt sein muss, wenn der Gestalter noch mit Autos spielt, anstatt sie ehrfürchtig zu kaufen. Dabei tun die Wunderkinder, die selbst die affektuöse César Franck-Sonate sich nicht verdriessen lassen, ihrerseits alles, um in den Betrieb hineinzuwachsen. Werden die sensuellen Reizmomente des Einfalls, der Stimme, des Instruments fetischisiert und aus allen Funktionen

herausgebrochen, die ihnen Sinn verleihen könnten, so antworten ihnen in gleicher Isoliertheit, gleich weit weg von der Bedeutung des Ganzen und gleich determiniert durch den Erfolg, die blinden und irrationalen Emotionen als die Beziehungen zur Musik, in welche Beziehungslose treten. Das sind aber die gleichen, in welchen der Schlagerkonsument zu den Schlagern steht. Nahe ist ihnen nur noch das vollendet Fremde und fremd, wie durch einen dichten Schleier vom Bewusstsein der Massen geschieden, was für die Stummen zu reden versucht. Wo sie aber reagieren, macht es schon keinen Unterschied mehr, ob es sich um die Siebente Symphonie oder Goody-Goody handelt.

Der Begriff des musikalischen Fetischismus ist nicht psychologisch herzuleiten. Dass „Werte" konsumiert werden und Affekte auf sich ziehen, ohne dass ihre spezifischen Qualitäten vom Bewusstsein des Konsumenten überhaupt noch erreicht würden, ist ein später Ausdruck ihres Warencharakters. Denn das gesamte gegenwärtige Musikleben wird von der Warenform beherrscht : die letzten vorkapitalistischen Rückstände sind beseitigt. Die Anwendung der Warenkategorie auf Musik ist keine Analogie. Ja der Tausch von „Kulturgütern", wie sehr auch vermittelt, terminiert in materiellen Dingen : Opern- und Konzertkarten, Klavierfassungen der Schlager, Grammophonplatten, Radioapparaten und vollends in Amerika den Gegenständen, zu deren Anpreisung die musikalischen Exekutionen beitragen. Musik, mit all den Attributen des Ätherischen und Sublimen, die ihr freigebig gespendet werden, dient wesentlich nur noch der Reklame von Waren, die man erwerben muss, um Musik hören zu können. Wird die Reklamefunktion im Bereich der ernsten Musik sorgfältig abgeblendet, so schlägt sie in der leichten allenthalben durch. Der ganze Jazzbetrieb mit der Gratisverteilung der Noten an die Kapellen ist darauf abgestellt, dass die tatsächliche Aufführung für den Kauf der Klavierauszüge und Grammophonplatten wirbt ; ungezählte Schlagertexte preisen den Schlager selber an, dessen Titel sie in Majuskeln wiederholen. Was aus solchen Buchstabenmassiven götzenhaft blickt, ist der Tauschwert, in dem das Quantum möglicher Lust verschwunden ist. Marx bestimmt den Fetischcharakter der Ware als die Veneration des Selbstgemachten, das als Tauschwert Produzenten und Konsumenten — den „Menschen" — sich gleichermassen entfremdet : „Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein

ausser ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen."[1]) Dies „Geheimnis" ist auch das wahre Geheimnis des Erfolgs. Er ist die blosse Reflexion dessen, was man auf dem Markt für das Produkt zahlt : recht eigentlich betet der Konsument das Geld an, das er selber für die Karte zum Toscaninikonzert ausgegeben hat. Buchstäblich hat er den Erfolg „gemacht", den er verdinglicht und als objektives Kriterium akzeptiert, ohne darin sich wiederzuerkennen. Aber „gemacht" hat er ihn nicht dadurch, dass ihm das Konzert gefiel, sondern dadurch, dass er die Karte kaufte. Freilich setzt sich im Bereich der Kulturgüter der Tauschwert auf besondere Weise durch. Denn dies Bereich erscheint in der Warenwelt eben als von der Macht des Tausches ausgenommen, als eines der Unmittelbarkeit zu den Gütern, und dieser Schein ist es wiederum, dem die Kulturgüter ihren Tauschwert allein verdanken. Zugleich jedoch fallen sie vollständig in die Warenwelt hinein, werden für den Markt verfertigt und richten sich nach dem Markt. So dicht ist der Schein der Unmittelbarkeit wie der Zwang des Tauschwerts unerbittlich. Das gesellschaftliche Einverständnis harmonisiert den Widerspruch. Der Schein von Lust und Unmittelbarkeit bemächtigt sich des Tauschwerts selber. Setzt die Ware allemal sich aus Tauschwert und Gebrauchswert zusammen, so wird der reine Gebrauchswert, dessen Illusion in der durchkapitalisierten Gesellschaft die Kulturgüter bewahren müssen, durch den reinen Tauschwert substituiert, der gerade als Tauschwert die Funktion des Gebrauchswertes trügend übernimmt. In diesem Quid pro quo konstituiert sich der spezifische Fetischcharakter der Musik : die Affekte, die auf den Tauschwert gehen, stiften den Schein des Unmittelbaren, und die Beziehungslosigkeit zum Objekt dementiert ihn zugleich. Die Beziehungslosigkeit zum konsumierten Objekt gründet in der Abstraktheit des Tauschwerts. Von der gesellschaftlichen Substitution hängt alle spätere „psychologische" ab : dass die Lust gar keine mehr ist, sondern bloss als solche sich rationalisiert. Der Hörmasochismus, der zumal die Beziehung der Massen zum Jazz bezeichnet, ist die Antwort auf technische Eigentümlichkeiten, die selber der ökonomischen Deduktion prinzipiell offen sind.

Der Funktionswechsel der Musik rührt an Grundbestände des Verhältnisses von Kunst und Gesellschaft. Wie die bestehende Ordnung Lust versagt, so kann Kunst sie nur versprechen, indem sie sie negiert in der Unmittelbarkeit. In die Höhlen der Versagung, die in aller Kunst so sich formieren, ist der Tauschwert

---

[1]) Das Kapital, Volksausgabe. Wien-Berlin 1932, Bd. I, S. 77.

eingezogen. Je unerbittlicher mit dem Verfall der bürgerlichen Wirtschaft das Prinzip des Tauschwerts die Menschen um die Lust an den Gebrauchswerten betrügt, um so dichter vermummt sich der Tauschwert selbst als Gegenstand der Lust. Man hat nach dem Kitt gefragt, der die Warengesellschaft jetzt noch zusammenhält, nachdem sie ökonomisch bereits gerichtet ist. Zur Erklärung mag die Übertragung der Lust vom Gebrauchswert der Konsumgüter auf ihren Tauschwert innerhalb einer Gesamtverfassung beitragen, in der schliesslich jeder Genuss, der vom Tauschwert sich emanzipiert, subversive Züge annimmt. Die Erscheinung des Tauschwerts an den Waren hat eine spezifische Kittfunktion übernommen. Die Frau, die Geld zum Einkaufen hat, berauscht sich am Akt des Einkaufens. Having a good time heisst unter Gehobenen : beim Vergnügen der andern dabeisein, das seinerseits auch bloss das Dabeisein zum Inhalt hat. Die Autoreligion lässt im sakramentalen Augenblick zu den Worten „das ist ein Rolls Royce" alle Menschen zu Brüdern werden. Noch die freizügige Sexualität wird desexualisiert : die Mädchen lassen sich in Situationen der Intimität die Erhaltung von Frisur und Schminke angelegener sein als die Situation, der Frisur und Schminke zubestimmt sind. Die Beziehung zum Beziehungslosen verrät ihr gesellschaftliches Wesen im Gehorsam. Das chauffierende Paar, das seine Zeit damit zubringt, jeden begegnenden Wagen zu identifizieren und froh zu sein, wenn es über die lancierten Marken verfügt, das Mädchen, das seine Lust nur darin noch hat, dass es und sein Geliebter „gut aussehen", die Expertise des Jazzenthusiasten, der sich legitimiert, indem er über das ohnehin Unausweichliche Bescheid weiss : all das bewegt sich nach dem gleichen Befehl. Vor den theologischen Mucken der Waren werden die Konsumenten zu Hierodulen : die nirgends sonst sich preisgeben, hier vermögen sie es, und hier vollends werden sie betrogen. Denn diese Preisgabe entäussert sie der letzten Spontaneität.

Im Warenfetischisten neuen Stils, im „sadomasochistischen Charakter" und im Akzeptanten der heutigen Massenkunst stellt sich die gleiche Sache nach ihren verschiedenen Seiten dar. Die masochistische Massenkultur ist die notwendige Erscheinung der Produktion selber. Nämlich der monopolistischen. Die affektive Besetzung des Tauschwerts ist keine mystische Transsubstantiation. Sie entspricht der Verhaltensweise des Gefangenen, der seine Zelle liebt, weil nichts anderes zu lieben ihm gelassen wird. Die Preisgabe der Individualität, die in die Regelhaftigkeit des Erfolgreichen sich einpasst ; das Tun dessen, was jeder tut, folgt aus dem Grundfaktum, dass von der monopolisierten Produktion der Konsumgüter in weiten Grenzen jedem dasselbe angeboten wird. Die markt-

mässige Notwendigkeit zur Verhüllung dieser Gleichheit aber führt zum manipulierten Geschmack und zum individuellen Schein der offiziellen Kultur, der notwendig proportional mit der Liquidierung des Individuums wächst. Auch im Bereich des Überbaus ist der Schein nicht bloss die Verhüllung des Wesens, sondern geht aus dem Wesen selber zwangvoll hervor. Die Gleichheit des Angebotenen, das alle abnehmen müssen, maskiert sich in die Strenge des allgemein verbindlichen Stils; die Fiktion des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage lebt fort in den fiktiv-individuellen Nuancen. Wenn die Geltung des „Geschmacks" in der gegenwärtigen Situation bestritten ward, so lässt sich recht wohl erkennen, woraus Geschmack in dieser Situation sich komponiert. Das Sicheinfügen rationalisiert sich als Zucht, Feindschaft gegen Willkür und Anarchie: so gründlich wie die musikalischen Reize ist heute auch die musikalische Noetik verkommen und hat ihre Parodie an den stur ausgezählten Taktschlägen. Dazu gehört ergänzend die zufällige Differenzierung im strikten Rahmen des Gebotenen. Wenn aber das liquidierte Individuum wirklich die vollendete Äusserlichkeit der Konventionen leidenschaftlich zur eigenen Sache macht, dann ist das goldene Zeitalter des Geschmacks angebrochen im gleichen Augenblick, in dem es keinen Geschmack mehr gibt.

Danach lässt über den musikalischen Fetischismus einiges sich ausmachen. Die Werke, die der Fetischisierung unterliegen und zu Kulturgütern werden, erfahren dadurch konstitutive Veränderungen. Sie werden depraviert. Der beziehungslose Konsum lässt sie zerfallen. Nicht bloss, dass die wenigen wieder und wieder gespielten sich abnutzen wie die Sixtinische Madonna im Schlafzimmer. Die Verdinglichung ergreift ihre inwendige Struktur. Sie verwandeln sich in ein Konglomerat von Einfällen, die durch die Mittel von Steigerung und Wiederholung den Hörern eingeprägt werden, ohne dass die Organisation des Ganzen über diese das mindeste vermöchte. Der Erinnerungswert der dissoziierten Teile, wie er sich den Steigerungen und Wiederholungen verdankt, besitzt in der grossen Musik selber seine Vorform an spätromantischen Kompositionstechniken, zumal der Wagnerschen. Je verdinglichter die Musik, um so romantischer klingt sie dann den entfremdeten Ohren. Gerade damit wird sie zum „Eigentum". Eine Beethovensche Symphonie als ganze, spontan mitvollzogen, liesse nie sich aneignen. Der Mann, der in der Untergrundbahn das Thema des Finales der Ersten von Brahms laut triumphierend pfeift, hat es bereits nur mehr mit deren Trümmern zu tun. Indem aber dieser Zerfall der Fetische diese selber gefährdet und virtuell den Schlagern annähert, produziert er eine Gegentendenz, um ihren Fetischcharakter zu bewahren. Zehrt die Romantisierung des

einzelnen am Körper des Ganzen, dann wird der gefährdete galvanisch verkupfert. Die Steigerung, welche eben die verdinglichten Teile unterstreicht, nimmt den Charakter eines magischen Rituals an, indem all die Mysterien von Persönlichkeit, Innerlichkeit, Beseelung und Spontaneität vom Reproduzierenden beschworen werden, welche aus dem Werk selber entwichen sind. Gerade weil das zerfallende Werk der Momente seiner Spontaneität sich begibt, werden diese, stereotyp so gut wie die Einfälle, von aussen ihnen injiziert. Allem Gerede von neuer Sachlichkeit zum Trotz ist die wesentliche Funktion konformistischer Aufführungen nicht sowohl mehr die Darstellung des „reinen" Werkes als die Präsentation des depravierten mit einer Gestik, welche Depravation emphatisch und ohnmächtig von ihm fernzuhalten strebt.

Depravation und Magisierung, feindliche Geschwister, hausen gemeinsam in den Arrangements, die über weite Bezirke der Musik angesiedelt sind. Die Praxis der Arrangements erstreckt sich nach den verschiedensten Dimensionen. Einmal bemächtigt sie sich der Zeit. Sie bricht die verdinglichten Einfälle handgreiflich aus ihrem Zusammenhang heraus und montiert sie zum Potpourri ; sie zerschlägt die vielschichtige Einheit ganzer Werke und führt bloss einzelne gewinnende Sätze vor : das Menuett aus Mozarts Es-Dur-Symphonie, ohne die anderen Sätze gespielt, büsst seine symphonische Verbindlichkeit ein und verwandelt sich unter den Händen der Aufführung in ein kunstgewerbliches Genrestück, das mehr mit der Stephanie-Gavotte zu tun hat als mit jener Art Klassizität, für die es Reklame machen soll. Dann aber wird das Arrangement zum Prinzip der Koloristik. Die klangliche Veränderung, die jedes Orchesterstück erfährt, wenn es durch den Lautsprecher im Zimmer erklingt, ist selber bereits vom Schlage der Arrangements. Aber damit gibt sich die Tüchtigkeit nicht zufrieden. Sie arrangieren, wessen immer sie sich bemächtigen können, solange nicht das Diktat berühmter Interpreten es verbietet. Sind im Bereich der leichten Musik die Arrangeure die einzigen geschulten Musiker, so fühlen sie sich berufen, die Kulturgüter desto unbefangener in Beschlag zu nehmen. Von ihnen werden für die Besetzungsarrangements allerlei Gründe vorgebracht : im Falle grosser Orchesterwerke sollen sie zur Verbilligung helfen, oder es wird den Komponisten mangelhafte Instrumentationstechnik vorgeworfen. Diese Gründe sind jämmerliche Vorwände. Der der Billigkeit, der ästhetisch sich selber richtet, erledigt sich praktisch durch den Hinweis auf die überreichen orchestralen Mittel, die gerade jenen Instanzen zur Verfügung stehen, die die Praxis der Arrangements am eifrigsten betreiben, und durch die Tatsache, dass überaus häufig, etwa bei instrumentierten Klavierliedern, die

Arrangements wesentlich teurer zu stehen kommen als eine Aufführung in der Originalbesetzung. Der Glaube vollends, ältere Musik sei der koloristischen Auffrischung bedürftig, nimmt eine Zufälligkeit der Relation von Farbe und Zeichnung an, wie sie nur die krudeste Unkenntnis von der Wiener Klassik und dem so gern arrangierten Schubert behaupten könnte. Mag immer die eigentliche Entdeckung der koloristischen Dimension erst in die Ära von Berlioz und Wagner fallen : die koloristische Kargheit Haydns oder Beethovens steht im tiefsten Zusammenhang mit der Präponderanz des Konstruktionsprinzips über das melodisch einzelne, das in leuchtenderen Farben aus der dynamischen Einheit herausspränge. Gerade in solcher Kargheit gewinnen die Fagott-Terzen am Anfang der dritten Leonorenouvertüre oder die Oboenkadenz in der Reprise des ersten Satzes der Fünften eine Gewalt, die in vielfarbigerem Klang unwiderbringlich verloren ginge. Man muss danach annehmen, dass die Praxis der Arrangements Motive sui generis hat. Vorab will sie den grossen distanzierten Klang, der allemal Züge des Öffentlichen und Unprivaten besitzt, assimilierbar machen. Der müde Geschäftsmann kann arrangierten Klassikern auf die Schulter klopfen und die Kinder ihrer Muse abtätscheln. Es ist ein ähnlicher Drang wie jener, der die Radiolieblinge nötigt, als Onkel und Tanten sich in die Familienangelegenheiten ihrer Hörer einzuschalten und menschliche Nähe zu posieren. Die radikale Verdinglichung produziert ihren eigenen Schleier von Unmittelbarkeit und Intimität. Umgekehrt wird das Intime, eben als zu karg, von den Arrangements aufgebläht und angefärbt. Die Augenblicke des sinnlichen Reizes, die aus den zerfallenden Einheiten hervortreten, sind als solche, da sie einmal bloss als Momente des Ganzen determiniert waren, zu schwach, um eben den sinnlichen Anreiz auszuüben, der von ihnen verlangt wird, damit sie ihre Reklamepflicht erfüllen. Die Aufschmückung und Vergrösserung des Individuellen lässt die Züge des Protests, die in der Beschränkung des Individuellen auf sich selber gegenüber dem Betrieb angelegt waren, ebenso gut verschwinden, wie in der Intimisierung des Grossen der Blick auf die Totalität verloren geht, an dem die schlechte individuelle Unmittelbarkeit in grosser Musik ihre Grenze fand. Statt dessen bildet sich ein falsches Gleichgewicht heraus, das sich auf Schritt und Tritt durch den Widerspruch zum Material als falsch indiziert. Schuberts Ständchen, im aufgeplusterten Klang der Kombination von Streichern und Klavier, mit der albernen Überdeutlichkeit der imitierenden Zwischentakte, ist so sinnwidrig, als wenn es im Dreimäderlhaus entstanden wäre. Nicht ernster aber tönt das Preislied der Meistersinger, wenn es vom blossen Streichorchester exekutiert wird. In der Einfar-

bigkeit verliert es objektiv die Artikulation, die es in Wagners Partitur plastisch machte. Eben damit aber wird es recht plastisch für den Hörer, der den Körper des Liedes nicht mehr aus differenten Farben zu komponieren braucht, sondern sich der einen und undurchbrochenen Oberstimmenmelodik getrost überlassen kann. Hier ist der Antagonismus zur Hörerschaft mit Händen zu greifen, in welchen heute die „klassischen" Werke geraten. Als dunkelstes Geheimnis der Arrangements aber mag man jenen Zwang vermuten, nichts so lassen zu können, wie es ist, alles anzutasten, was einem in die Quere kommt; einen Zwang, der um so grösser wird, je weniger die Grundlagen des Bestehenden selber sich antasten lassen. Am liebsten möchten sie immerzu das zerstören, was sie in blindem Respekt hält. Die Pseudoaktivität, die den gegenwärtigen Hörer charakterisiert, findet sich bereits auf der Seite der Produktion vorgebildet und empfohlen.

Die Praxis des Arrangements stammt aus der Salonmusik. Es ist die Praxis der gehobenen Unterhaltung, die ihr Niveau von Kulturgütern entlehnt, aber diese in der Tat in Unterhaltungsstoffe von Art der Schlager umfunktioniert. Diese gehobene Unterhaltung, die früher der Begleitung von Menschengesumm und Tellergeklapper vorbehalten war, breitet sich heute über das ganze Musikleben aus, das im Grunde von keinem mehr ernst genommen wird und bei allem Kulturgerede selber immer mehr in den Hintergrund sich verzieht. Das Gehobene, das als Warenzeichen von der grossen Musik allein noch übrig ist, hat deutlich klassenmässigen Sinn. Es dient dazu, die Konsumenten der kostspieligen Kulturgüter säuberlich von der zahlungsunfähigen misera plebs zu scheiden. Diese hat die Wahl, entweder den gehobenen Betrieb, wäre es auch schlicht vor dem Lautsprecher am Samstagnachmittag, beflissen mitzumachen oder hämisch und verstockt geradeswegs zu dem Schund sich zu bekennen, der für die angeblichen oder wirklichen Massenbedürfnisse hergestellt wird. Die Unverbindlichkeit und Scheinhaftigkeit der Objekte gehobener Unterhaltung diktiert die Zerstreutheit der Hörer. Man macht sich dabei noch ein gutes Gewissen, indem man den Hörern prima Ware offeriert und auf den Einwand, diese sei bereits im Zustand von Ladenhütern, den Gegeneinwand parat hält, gerade das wollten sie haben; ein Gegeneinwand, der sich am letzten durch eine Diagnose des Zustandes der Hörer entkräften liesse, sondern nur durch Einsicht in den Gesamtprozess, der Produzenten und Konsumenten in teuflischer Harmonie aufeinander einstimmt. Aber der Fetischismus ergreift selbst die angeblich seriöse Musikübung, die gegen die gehobene Unterhaltung das Pathos der Distanz mobilisiert. Die Reinheit des Dienstes an der Sache, mit der sie die

Werke darstellt, ist dieser so feindlich wie Depravation und Arrangement. Das offizielle Aufführungsideal, das im Gefolge Toscaninis ausserordentlicher Leistung über die Erde zieht, verhilft einem Zustand zur Sanktionierung, der, mit dem Ausdruck Eduard Steuermanns, Barbarei der Vollendung heissen darf. Gewiss, hier werden nicht länger die Namen der berühmten Werke fetischisiert, obwohl die unberühmten, die in die Programme einrücken, beinahe die Beschränkung auf den kleinen Vorrat als wünschbar erscheinen lassen. Gewiss, hier werden nicht die Einfälle breitgetreten und nicht die Steigerungen zwecks Faszination ausgekostet. Es herrscht eiserne Disziplin. Aber eben eiserne. Der neue Fetisch ist der Apparat als solcher : das lückenlose Funktionieren einer metallglänzenden Maschinerie, in der alle Rädchen so exakt ineinander passen, dass für den Sinn des Ganzen nicht die kleinste Lücke mehr offenbleibt. Die im jüngsten Sinn perfekte, makellose Aufführung konserviert das Werk um den Preis seiner definitiven Verdinglichung. Sie führt es als ein mit der ersten Note bereits fertiges vor : die Aufführung klingt wie ihre eigene Grammophonplatte. Die Dynamik ist so prädisponiert, dass es Spannungen überhaupt nicht mehr gibt. Die Widerstände der Klangmaterie sind im Augenblick des Erklingens so erbarmungslos beseitigt, dass es zur Synthesis, zum Sich-Selbst-Produzieren des Werkes, wie es die Bedeutung jeder Beethovenschen Symphonie ausmacht, nicht mehr kommt. Wozu noch die symphonische Kraftanstrengung, wenn der Stoff bereits zermahlen ist, an dem die Kraft sich bewähren könnte ? Sie läuft leer. Die bewahrende Fixierung des Werkes bewirkt dessen Zerstörung : denn seine Einheit realisiert sich bloss in eben der Spontaneität, die der Fixierung zum Opfer fällt. Der letzte Fetischismus, der die Sache selbst ergreift, erstickt sie : die absolute Angemessenheit der Erscheinung an das Werk dementiert dieses und macht es gleichgültig hinter dem Apparat verschwinden, so wie die Städtebauten und Sumpfentwässerungen durch Arbeitskolonnen bloss noch um der Arbeit und nicht ihres Nutzens willen geschehen. Nicht umsonst gemahnt die Herrschaft des arrivierten Dirigenten an die des totalitären Führers. Gleich diesem bringt er Nimbus und Organisation auf den gemeinsamen Nenner. Er ist der eigentlich moderne Typ des Virtuosen : als band leader so gut wie in der Metropolitan. Er hat es so weit gebracht, dass er schon nichts mehr selber zu tun braucht ; selbst vom Partiturlesen entlastet ihn häufig der Stab der Korrepetitoren. Er leistet Normung und Individualisierung auf einen Schlag : die Normung wird seiner Persönlichkeit zugutegehalten, und die individuellen Kunststücke, die er verübt, geben allgemeine Maximen ab. Der Fetischcharakter des Dirigenten ist der evidenteste und verborgenste : die Standardwerke könnten

von den virtuosen gegenwärtigen Orchestern wahrscheinlich ebenso perfekt schon ohne den Dirigenten gespielt werden, und das Publikum, das dem Kapellmeister zujubelt, wäre unfähig zu bemerken, dass im verdeckten Orchesterraum der Korrepetitor für den erkälteten Heros einspringt.

Das Bewusstsein der Hörermassen ist der fetischisierten Musik adäquat. Es wird vorschriftsmässig gehört, und freilich, die Depravation selber wäre nicht möglich, wenn Widerstand erfolgte ; wenn die Hörer überhaupt noch vermöchten, in ihren Anforderungen irgend über den Umkreis des Angebotenen hinauszugehen. Wer es aber versuchte, den Fetischcharakter der Musik durch Erforschung von Hörerreaktionen, durch Interviews und Fragebogen zu „verifizieren", der könnte unversehens vexiert werden. In der Musik wie sonstwo ist die Spannung von Wesen und Erscheinung derart angewachsen, dass überhaupt keine Erscheinung unvermittelt mehr zum Beleg des Wesens taugt.[1]) Die unbewussten Reaktionen der Hörer sind so dicht abgeblendet, ihre bewusste Rechenschaft orientiert sich so ausschliesslich an den herrschenden Fetischkategorien, dass jede Antwort, die man erhält, vorweg sich der Oberfläche jenes Musikbetriebs konformiert, welche von der Theorie attackiert wird, der die „Verifizierung" gilt. Schon wenn man einem Hörer so primitive Fragen wie die nach Gefallen oder Missfallen vorlegt, kommt durch die Versuchsbedingungen der gesamte Mechanismus wirksam ins Spiel, von dem man meint, er könne durch die Reduktion auf diese Fragen transparent gemacht und eliminiert werden. Trachtet man aber gar, elementare Versuchsbedingungen durch solche zu ersetzen, die der realen Abhängigkeit des Hörers vom Mechanismus Rechnung tragen, so bedeutet jede Komplikation des Versuchsmodus nicht bloss eine Erschwerung der Interpretierbarkeit der Resultate, sondern potenziert die Widerstände der Versuchspersonen und treibt sie nur um so tiefer in die konformistische Verhaltensweise hinein, in der sie sich vor der Gefahr von Enthüllungen geborgen meinen. Man mag bei solchen Verifizierungsversuchen der Fragwürdigkeit alles sozialwissenschaftlichen Positivismus in der gegenwärtigen Situation konkret innewerden : mit der List der Unvernunft weicht das Wesen stets einen Schritt vor der Schlinge seiner indices zurück, und die verifizierende Forschung trägt zuweilen zur Sabotage der wahren Theorie bei. Sie steht auf dem Sprung, jede Aussage, die ernsthaft den phänomenalen Verblendungszusammenhang durchschlägt, als unwissenschaftliche Generalisierung zu diffamieren. In einer voll-

[1]) Vgl. Max Horkheimer, Der neueste Angriff auf die Metaphysik. In : Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang VI (1937), S. 28 ff.

ends verblendeten Realität wird die enthüllende Wahrheit leicht genug in die kompromittierende Nähe des Wahnsystems gerückt. Die kritische Theorie beschreibt nicht sowohl „vorurteilsfrei" Reaktionen, als dass sie solche deduziert und empirische Daten über die Hörer in Konsequenz und Verfeinerung der Deduktion zu interpretieren trachtet. Sie treibt die Kritik weit genug, um den Begriff der Reaktionen selber zu suspendieren. Es lässt sich kein Kausalnexus etwa zwischen isolierten „Einwirkungen" des Jazz und deren psychologischen Effekten auf die Hörer säuberlich herauspräparieren. Wenn wirklich heute die Individuen nicht länger sich selbst mehr gehören, dann bedeutet das auch, dass sie nicht länger mehr „beeinflusst" werden. Die Gegenpunkte von Produktion und Konsumtion sind jeweils streng einander zugeordnet, nur eben nicht isoliert voneinander abhängig. Ihre Vermittlung selber entzieht sich keinesfalls der theoretischen Mutmassung. Es genügt die Erinnerung daran, wieviel Leiden dem erspart wird, der keinen Gedanken zuviel mehr denkt, wieviel „realitätsgerechter" tatsächlich der sich verhält, der die Realität als die rechte bejaht, wie sehr nur dem noch die Verfügungsgewalt über den Mechanismus zufällt, der sich ihm einspruchslos fügt, damit die Korrespondenz des Hörerbewusstseins und der fetischisierten Musik auch dann noch verständlich bleibt, wenn jenes nicht eindeutig auf diese sich reduzieren lässt.

Am Gegenpunkt zum Fetischismus der Musik vollzieht sich eine Regression des Hörens. Die hörenden Subjekte büssen mit der Freiheit der Wahl und der Verantwortung nicht bloss die Fähigkeit zur bewussten Erkenntnis von Musik ein, die von je auf schmale Gruppen beschränkt war, sondern trotzig negieren sie die Möglichkeit solcher Erkenntnis überhaupt. Sie fluktuieren zwischen breitem Vergessen und jähem, sogleich wieder untertauchendem Wiedererkennen ; sie hören atomistisch und dissoziieren das Gehörte, entwickeln aber eben an der Dissoziation gewisse Fähigkeiten, die in traditionell-ästhetischen Begriffen weniger zu fassen sind als in solchen von Fussballspielen und Chauffieren. Sie sind nicht kindlich, wie etwa eine Auffassung es erwarten möchte, die den neuen Hörtyp in Zusammenhang bringt mit der Einbeziehung ehedem musikfremder Massen in das Musikleben vermöge der Mittel technischer Reproduktion. Sondern sie sind infantil : ihre Primitivität ist nicht die des Unentwickelten, sondern des zwangshaft Zurückgestauten. Sie offenbaren, wann immer es ihnen erlaubt wird, den verkniffenen Hass dessen, der eigentlich das andere ahnt, aber es sich verbieten muss, um ungeschoren leben zu können, und der darum am liebsten die mahnende Möglichkeit ausrotten möchte. Es ist diese präsente Möglichkeit oder, konkre-

ter gesprochen, die Möglichkeit einer anderen und oppositionellen Musik, vor der eigentlich regrediert wird. Regressiv ist aber auch die Rolle, welche die gegenwärtige Massenmusik im psychologischen Haushalt ihrer Opfer spielt. Sie werden nicht nur von Wichtigerem abgezogen, sondern in ihrer neurotischen Dummheit konfirmiert, ganz gleichgültig, wie ihre musikalischen Fähigkeiten zur spezifisch musikalischen Kultur früherer gesellschaftlicher Phasen sich verhalten, ganz gleichgültig auch, ob die Individuen selber musikalische Rückschritte machen oder nicht. Es fällt schwer, diesen Regressionsbegriff zureichend zu artikulieren. Nirgends ist die Gefahr der Verwechslung mit den Klagen über den Verfall des Geschmacks grösser; nirgends aber auch ist die Theorie allen Widerständen des Konformismus mehr exponiert, der den Zustand in bester Ordnung findet und das neue Hören als fröhlichen Beginn willkommen heisst. Der Vergleich des musikalischen Geschmacks der heutigen Massen mit vergangenen Epochen ist auf jeden Fall sinnlos : vergliche man sie mit der gebildeten Liebhaberschicht zur Zeit Mozarts oder Beethovens, so geriete die Parallele von Anbeginn schief, und mit Massen jener Zeit lassen sie sich deshalb nicht konfrontieren, weil damals die überwiegende Mehrheit der Individuen von der Kunstmusik nicht erreicht wurde und Vorstellungen über den musikalischen Zustand jener Mehrheit nur vermutungsweise möglich sind. Ginge man jedoch soweit, den Begriff der Masse generell durch die passive Bewusstseinsverfassung der Mehrheit in der monopolistischen Phase zu bestimmen, dann würden sich als regressiv eben jene Eigenschaften indizieren, die für die heutigen Massen charakteristisch sind. Die Dokumente populärer Musik, die etwa aus dem achtzehnten Jahrhundert vorliegen, geben immerhin Anlass zu der Vermutung, dass das „Augsburger Tafelkonfekt" oder die „singende Muse an der Pleisse", über deren musikalische Qualitäten man sich keine übertriebenen Vorstellungen zu machen braucht, nicht in der gleichen Weise dem Wiederholungszwang eines verstümmelten und verkrüppelten Bewusstseins gedient haben können wie „I want to be happy" — selbst wenn der Jazzschlager an technischer Versiertheit den saftigen Couplets des achtzehnten Jahrhunderts überlegen sein sollte. Ebenso falsch, wie eine Regression des Geschmacks anzunehmen, wäre der Glaube, es regredierten etwa tatsächlich die gegenwärtigen Individuen durch die ihnen offerierte Musik auf ein früheres Stadium ihrer eigenen Entwicklung. Regression des Hörens heisst nichts anderes als : das Hören Regredierter. Das Einstimmen auf die Schlager und die depravierten Kulturgüter fällt in den gleichen Symptomzusammenhang wie jene infantilen Gesichter, von denen man schon nicht mehr weiss, ob sie der Film der Realität oder die Realität dem Film

entwendet hat; jene Gesichter, die einen unförmig grossen Mund mit blitzenden Zähnen zum gefrässigen Lachen aufreissen, während trist und zerfahren die angestrengten Augen darüberstehen. Mit Sport und Film tragen die Massenmusik und das neue Hören dazu bei, das Ausweichen aus der infantilen Gesamtverfassung unmöglich zu machen. Das Krankheitssymptom hat konservierende Bedeutung: die zerfallende Gesellschaftsform nutzt es zur eigenen Stabilisierung. Auch die Hörweisen der gegenwärtigen Massen sind gewiss keineswegs neu, und man mag willig konzedieren, dass die Rezeption des Vorkriegsschlagers „Puppchen" von der des Jazzkinderlieds „A-tisket, a-tasket" nicht so gar verschieden gewesen sei. Aber die Konfiguration, in der „A-tisket, a-tasket" erscheint: die masochistische Verhöhnung des eigenen Wunsches nach dem verlorenen Kinderglück, oder die Kompromittierung des Glücksverlangens selber durch Retrovertierung in eine Kindheit, deren Unerreichbarkeit für die Unerreichbarkeit der Freude zeugt — das ist die spezifische Leistung des neuen Hörens, und nichts, was ans Ohr schlägt, bleibt von diesem Schema der Aneignung verschont. Wohl gibt es dabei klassenmässige Differenzen, aber das neue Hören umfasst so weit die Volksgemeinschaft, wie die Verdummung der Unterdrückten die Unterdrücker selber affiziert und wie vor der Übermacht des sich selbst entrollenden Rades die zu Opfern werden, die seine Bahn zu bestimmen meinen.

Mit der Produktion hängt das regressive Hören durch den Verbreitungsmechanismus sinnfällig zusammen: eben durch Reklame. Regressives Hören tritt ein, sobald die Reklame in Terror umschlägt: sobald dem Bewusstsein vor der Übermacht des annoncierten Stoffes nichts mehr übrigbleibt als zu kapitulieren und seinen Seelenfrieden sich zu erkaufen, indem man die oktroyierte Ware buchstäblich zur eigenen Sache macht. Im regressiven Hören nimmt die Reklame Zwangscharakter an. Ein englischer Brauereikonzern hat für einige Zeit zu Propagandazwecken sich eines Plakats bedient, das täuschend einer jener weissgefugten Backsteinmauern gleicht, die in den Armenquartieren Londons und den Industriestädten des Nordens so häufig sind. Geschickt placiert ist das Plakat von einer wirklichen Mauer nicht zu unterscheiden. Auf ihm befindet sich, kreideweiss, die sorgfältige Imitation einer ungelenken Schrift. Die Worte lauten: What we want is Watney's. Die Marke des Biers wird als politische Parole demonstriert. Nicht bloss gewährt dies Plakat Einsicht in die Beschaffenheit der modernen Propaganda, welche ihre Parolen ebenso als Waren an den Mann bringt, wie hier die Ware als Parole sich maskiert. Die Verhaltensweise, die das Plakat suggeriert: dass Massen eine ihnen empfohlene Ware zum Gegenstand ihrer eigenen Aktion

machen, findet sich in der Tat als Schema der Rezeption leichter Musik wieder. Sie brauchen und verlangen das, was ihnen aufgeschwatzt wird. Das Gefühl der Ohnmacht, das sie im Angesicht der monopolistischen Produktion beschleicht, bewältigen sie, indem sie sich mit dem monopolisierten Produkt identifizieren. Dadurch heben sie die Fremdheit der ihnen zugleich fernen und drohend nahen musikalischen Marken auf und erzielen obendrein den Lustgewinn, an den Unternehmungen des Herrn Kannitverstan sich beteiligt zu fühlen, die ihnen allenthalben in die Quere kommen. Das erklärt, warum nirgends so oft Äusserungen individueller Vorliebe — oder natürlich auch Abneigung — begegnen wie auf einem Felde, wo Objekt und Subjekt solche Reaktionen gleich zweifelhaft machen. Der Fetischcharakter der Musik produziert durch Identifikation der Hörer mit den Fetischen seine eigene Verdeckung. Diese Identifikation erst verleiht den Schlagern die Gewalt über ihre Opfer. Sie vollzieht sich in der Folge von Vergessen und Erinnern. Wie jede Reklame aus unauffällig Bekanntem und unbekannt Auffälligem sich zusammensetzt, so bleibt der Schlager im Halbdämmer seines Bekanntseins wohltätig vergessen, um momentan, wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers, durch Erinnerung schmerzhaft überdeutlich zu werden. Fast ist man in Versuchung, den Augenblick dieser Erinnerung mit dem gleichzusetzen, wo dem Opfer der Titel oder die Worte des Coupletanfangs seines Schlagers einfallen : vielleicht identifiziert er sich mit diesem, indem er ihn identifiziert und damit seinem Besitz einverleibt. Dieser Zwang wohl mag ihn dazu treiben, sich auf den Schlagertitel jeweils zu besinnen. Die Schrift unter dem Tonbild jedoch, welche die Identifikation erlaubt, ist nichts anderes als die Warenmarke des Schlagers.

Die perzeptive Verhaltensweise, durch die das Vergessen und das jähe Wiedererkennen der Massenmusik vorbereitet wird, ist die Dekonzentration. Wenn die genormten, mit Ausnahme schlagzeilenhaft auffälliger Partikeln einander hoffnungslos ähnlichen Produkte konzentriertes Hören nicht gestatten, ohne den Hörern unerträglich zu werden, dann sind diese ihrerseits zu konzentriertem Hören überhaupt nicht mehr fähig. Sie können die Anspannung geschärfter Aufmerksamkeit nicht leisten und überlassen gleichsam resigniert sich dem, was über sie ergeht und womit sie sich anfreunden nur, wenn sie nicht gar zu genau hinhören. Benjamins Hinweis auf die Apperzeption des Films im Zustand der Zerstreuung gilt ebensowohl für die leichte Musik. Jazz etwa kann seine Funktion bloss ausüben, weil er nicht im Modus der Attentionalität aufgefasst wird, sondern während des Gesprächs und vor allem als Begleitung zum Tanz. Man wird denn auch immer wieder dem

Urteil begegnen, zum Tanzen sei Jazz höchst angenehm, zum Hören abscheulich. Wenn aber der Film als Ganzes der dekonzentrierten Auffassungsweise entgegenzukommen scheint, dann macht das dekonzentrierte Hören die Auffassung eines Ganzen unmöglich. Realisiert wird nur, worauf gerade der Scheinwerferkegel fällt; auffällige melodische Intervalle, umkippende Modulationen, absichtliche oder unabsichtliche Fehler oder was etwa durch besonders intime Verschmelzung von Melodie und Text sich als Formel kondensiert. Auch darin stimmen Hörer und Produkte zusammen: die Struktur, der sie nicht folgen können, wird ihnen gar nicht erst angeboten. Bedeutet bei der oberen Musik das atomistische Hören fortschreitende Dekomposition, so gibt es bei der unteren schon nichts mehr zum Dekomponieren; die Formen der Schlager sind bis auf die Taktzahl und die exakte Zeitdauer so strikt genormt, dass beim einzelnen Stück eine spezifische „Form" überhaupt nicht mehr in Erscheinung tritt. Die Emanzipation der Teile von ihrem Zusammenhang und allen Momenten, die über ihre unmittelbare Gegenwart hinausgehen, inauguriert jene Verschiebung des musikalischen Interesses auf den partikularen, sensuellen Reiz, die von Kulturrettern so sehr missverstanden wird. Bezeichnend die Anteilnahme, welche die Hörer nicht bloss besonderen instrumentalen Akrobatenkunststücken, sondern den einzelnen Instrumentalfarben als solchen entgegenbringen; eine Anteilnahme, welche von der Praxis des swing wieder dadurch gefördert wird, dass jede Variation — „chorus" — mit Vorliebe eine besondere Instrumentalfarbe, die Klarinette, das Klavier, die Posaune quasi-konzertant ausstellt. Das geht oft so weit, dass die Hörer sich mehr um Behandlung und „Stil" als um das ohnehin indifferente Material zu kümmern scheinen: nur dass jene Behandlung eben allein in partikularen Reizeffekten sich bewährt. Bei der Neigung für die Farbe als solche ist selbstverständlich die Verehrung des Werkzeugs und der Drang zum Nach- und Mitmachen im Spiel; möglicherweise aber auch etwas von dem mächtigen Entzücken der Kinder am Bunten, das unter dem Druck der gegenwärtigen Musikerfahrung tröstend wiederkehrt. Die Verschiebung des Interesses auf den Farbreiz und den einzelnen Trick, weg vom Ganzen, ja vielleicht von der „Melodie" könnte nun als erneuter Durchbruch der Genussfunktion durch die disziplinierende optimistisch gedeutet werden. Gerade diese Deutung jedoch wäre irrig. Einmal verbleiben die apperzipierten Reize widerstandslos im starren Schema, und wer sich ihnen verschreibt, wird am letzten gegen jenes aufmucken. Dann aber sind sie selber von der beschränktesten Art. Sie alle halten sich im Umkreis einer impressionistisch aufgeweichten Tonalität. Es kann keine Rede davon sein, dass etwa das Inter-

esse an der isolierten Farbe oder dem isolierten Klang zur Lust an neuen Farben und neuen Klängen führe. Vielmehr sind die atomistisch Hörenden die ersten, solche Klänge als „intellektuell" oder schlechtweg misstönend zu denunzieren. Die Reize, die sie geniessen, müssen von approbierter Art sein. Wohl kommen in der Jazzpraxis Dissonanzen vor, und selbst Techniken des absichtsvollen zu tief Spielens haben sich mittlerweile herausgebildet. Aber allen diesen Gepflogenheiten ist eine Unbedenklichkeitsbescheinigung mitgegeben : jeder extravagante Klang muss so beschaffen sein, dass der Hörer ihn als Substitut für einen „normalen" erkennen kann ; und während er sich an der Misshandlung freut, welche die Dissonanz der Konsonanz angedeihen lässt, für die sie eintritt, garantiert die virtuelle Konsonanz zugleich, dass man im Kreise verbleibt. Solche Zweideutigkeit und der Verschleiss des beschränkten Vorrats an Reizmodellen jedoch machen eben den Genuss illusorisch, an welchen der Konsument sich klammert. Bei Tests über die Rezeption von Schlagern kann man oft Versuchspersonen finden, die fragen, wie sie sich zu verhalten hätten, wenn eine Stelle ihnen zugleich gefalle und missfalle. Man mag wohl vermuten, dass diese Versuchspersonen eine Erfahrung anmelden, die auch jene machen, die von ihr keine Rechenschaft ablegen. Die Reaktionen auf die isolierten Reize sind ambivalent. Ein sinnlich Wohlgefälliges schlägt in Ekel um, sobald ihm anzumerken ist, wie sehr es bloss noch dem Betrug des Konsumenten dient. Der Betrug besteht hier im Angebot des immer Gleichen. Noch der stumpfeste Schlagerenthusiast wird nicht immer des Gefühls sich erwehren können, das dem genäschigen Kind aus der Konditorei vertraut ist. Stumpfen sich die Reize ab und tendieren sie zu ihrem Gegenteil — die immer kürzere Lebensdauer der meisten Schlager gehört in den gleichen Erfahrungskreis — dann bewirkt vollends die Kulturideologie, welche den oberen Musikbetrieb umkleidet, dass die untere mit schlechtem Gewissen gehört wird. Keiner glaubt so ganz an die kommandierte Lust. Denn das Kommando tötet die Lust selber. Regressiv aber bleibt das Hören dennoch insofern, als es diesen Zustand trotz allen Misstrauens und aller Ambivalenz bejaht. Die Verschiebung der Affekte auf den Tauschwert bewirkt, dass der Lustanspruch selber in Musik eigentlich gar nicht mehr erhoben wird. Die Substitute erfüllen darum so gut ihren Zweck, weil das Verlangen, dem sie sich anmessen, selber bereits substituiert ist. Der Mann, der die zwei solistischen Glockenspieltakte aus der Whitemanplatte von Avalon besonders schön findet, hat an ihnen kein Glück. Er würdigt sie, weil sie ihm als in Ordnung befindlich, den Spielregeln entsprechend gegenübertreten. Ohren aber, die bloss noch fähig sind, von Gebote-

nem das zu hören, was man von ihnen verlangt, und die den abstrakten Reiz registrieren, anstatt die Reizmomente zur Synthesis zu bringen, sind schlechte Ohren : selbst am „isolierten" Phänomen werden ihnen entscheidende Züge entgehen, nämlich eben die, durch welche es seine eigene Isoliertheit transzendiert. Es gibt tatsächlich einen neurotischen Mechanismus der Dummheit auch im Hören : die hochmütig ignorante Ablehnung alles Ungewohnten ist sein sicheres Kennzeichen. Die regredierten Hörer benehmen sich wie Kinder. Sie verlangen immer wieder und mit hartnäckiger Tücke nach der einen Speise, die man ihnen einmal vorgesetzt hat.

Für sie wird eine Art musikalischer Kindersprache präpariert, die sich von der echten dadurch unterscheidet, dass ihr Vokabular ausschliesslich aus Trümmern und Entstellungen der musikalischen Kunstsprache besteht. In den Klavierauszügen der Schlager finden sich sonderbare Diagramme. Sie beziehen sich auf Guitarre, Ukulele und Banjo — ebenso wie die Ziehharmonika der Tangos, verglichen mit dem Klavier, infantile Instrumente — und sind Spielern zugedacht, die nicht die Noten lesen können. Sie stellen graphisch die Griffe auf den Saiten der Zupfinstrumente dar. Der rational aufzufassende Notentext wird durch optische Kommandos ersetzt, gewissermassen durch musikalische Verkehrssignale. Diese Zeichen beschränken sich natürlich auf die drei tonischen Hauptakkorde und schliessen jeden sinnvollen harmonischen Fortgang aus. Ihrer würdig ist der geregelte musikalische Verkehr. Mit dem auf den Strassen kann er nicht verglichen werden. Es wimmelt von Fehlern in Satz und Harmonie. Dabei handelt es sich um Querstände, falsche Terzverdoppelungen, Quinten- und Oktavfortschreitungen und unlogische Stimmführungen aller Art, zumal im Bass. Man möchte sie zunächst den Amateuren zur Last schreiben, von denen meist die Schlageroriginale stammen, während die eigentliche musikalische Arbeit erst von den Arrangeuren geleistet wird. So wenig jedoch die Verleger einen unorthographischen Brief in die Welt gehen liessen, so wenig ist vorstellbar, dass sie, von ihren Sachverständigen wohlberaten, Amateurversionen unkontrolliert publizieren. Die Fehler sind entweder von den Sachverständigen bewusst produziert oder bleiben absichtlich stehen — mit Rücksicht auf die Hörer. Man könnte den Verlegern und Sachverständigen den Wunsch unterlegen, sich bei den Hörern anzubiedern, indem man so hemdsärmelig und nonchalant setzt, wie etwa ein Dilettant einen Schlager nach dem Gehör wiedergibt. Solche Intrigen wären vom gleichen Schlag, wenn auch psychologisch anders berechnet, wie die unkorrekte Orthographie in zahlreichen Reklame-Inschriften. Aber auch wenn man ihre Annahme als zu weit hergeholt ausschliessen wollte, liessen die stereotypen

Fehler sich verständlich machen. Auf der einen Seite verlangt das infantile Hören sinnlich reichen, vollen Klang, wie ihn zumal die üppigen Terzen repräsentieren, und es ist gerade diese Forderung, in welcher die infantile Musiksprache dem Kinderlied aufs brutalste widerspricht. Andererseits verlangt das infantile Hören überall die bequemsten und geläufigsten Lösungen. Die Konsequenzen, die sich aus dem „reichen" Klang bei korrekter Stimmführung ergäben, wären von den standardisierten harmonischen Verhältnissen so weit entfernt, dass die Hörer sie als „unnatürlich" ablehnen müssten. Die Fehler wären danach die Gewaltstreiche, welche die Antagonismen des infantilen Hörerbewusstseins beseitigten. Nicht weniger charakteristisch für die regressive Musiksprache ist das Zitat. Sein Verwendungsbereich führt von der bewussten Zitierung von Volks- und Kinderliedern über zweideutige, halb zufällige Anspielungen bis zu ganz latenten Ähnlichkeiten und Anlehnungen. Die Tendenz triumphiert dort, wo ganze Stücke aus dem klassischen Vorrat oder aus dem Opernrepertoire verjazzt werden. Die Praxis des Zitierens spiegelt die Ambivalenz des infantilen Hörerbewusstseins. Die Zitate sind autoritär zugleich und parodistisch. So macht ein Kind dem Lehrer nach.

Die Ambivalenz der regredierten Hörer drückt sich extrem darin aus, dass immer wieder die Individuen, noch nicht vollkommen verdinglicht, dem Mechanismus der musikalischen Verdinglichung sich entziehen wollen, dem sie ausgeliefert sind, dass aber jegliche ihrer Revolten gegen den Fetischismus sie nur um so tiefer in diesen verstrickt. Wann immer sie dem passiven Zustand des Zwangskonsumenten sich zu entwinden trachten und sich „aktivieren", verfallen sie der Pseudoaktivität. Aus der Menge der Regredierten heben sich die Typen derer heraus, die durch Pseudoaktivität sich unterscheiden und doch die Regression eindringlicher bloss vor Augen stellen. Am ersten Platz rangieren da die Enthusiasten, die Begeisterungsbriefe an Radiostationen und Kapellen schreiben und auf wohlgelenkten Jazztagungen ihre eigene Begeisterung vorführen als Reklame für die Ware, die sie konsumieren. Sie nennen sich selber jitterbugs, als wollten sie den Verlust ihrer Individualität, die Verwandlung in fasziniert schwirrende Käfer, zugleich bejahen und verhöhnen. Zur Entschuldigung haben sie bloss, dass das Wort jitterbugs, wie die ganze Terminologie derer vom imaginären Bau in Film und Jazz, ihnen von den Unternehmern eingehämmert wird, um sie glauben zu machen, dass sie hinter den Kulissen sich befänden. Ihre Ekstase ist ohne Inhalt. Dass sie zustande kommt, dass der Musik gehorcht wird, das ersetzt den Inhalt selber. Ihren Gegenstand besitzt die Ekstase an ihrem eigenen Zwangscharakter. Sie ist stilisiert nach

den Verzückungen zum Schlag der Kriegstrommel, wie sie die Wilden exerzieren. Sie hat konvulsivische Züge, die an Veitstanz oder an die Reflexe verstümmelter Tiere gemahnen. Leidenschaft selber scheint von Defekten hervorgebracht. Aber das ekstatische Ritual verrät sich als Pseudoaktivität durch das Moment des Mimischen. Es wird nicht „aus Sinnlichkeit“ getanzt oder zugehört, gewiss nicht durchs Zuhören Sinnlichkeit befriedigt, sondern es werden Gesten Sinnlicher imitiert. Ein Analogon liegt vor zu der Darstellung partikularer Regungen im Film, wo es physiognomische Schemata der Angst, des Verlangens, des erotischen Glanzes gibt; zum keep smiling; zum atomistischen espressivo der depravierten Musik. Es verschränkt sich die imitierende Aneignung von Warenmodellen mit folkloristischen Gepflogenheiten des Nachmachens. Im Jazz ist die Beziehung jener Mimik auf die imitierenden Individuen selber ganz gelockert. Ihr Medium ist die Karikatur. Tanz und Musik bilden Stadien der sexuellen Erregung nach, bloss um sie zu verspotten. Es ist, als wendete sich das Surrogat der Lust selber sogleich missgünstig gegen diese: das „realitätsgerechte“ Verhalten des Unterdrückten triumphiert über seinen Traum von Glück, indem es diesem selber einbeschrieben wird. Und wie um Scheinhaftigkeit und Verrat jener Art Ekstase zu bestätigen, sind die Füsse unfähig, das zu vollziehen, was das Ohr prätendiert. Die gleichen jitterbugs, die sich benehmen, als wären sie von den Synkopen elektrisiert, tanzen fast ausschliesslich die guten Taktteile. Das schwache Fleisch straft den willigen Geist Lügen; die gestische Ekstase des infantilen Hörers versagt vor der ekstatischen Geste. — Sein Gegensatz scheint der Eifrige, der sich aus dem Betrieb zurückzieht und im stillen Kämmerlein mit Musik sich „beschäftigt“. Er ist scheu und gehemmt, hat vielleicht kein Glück mit den Mädchen, will sich jedenfalls seine Sondersphäre erhalten. Das versucht er als Bastler. Zwanzigjährig regrediert er auf das Stadium der Knaben, die sich als Matadore ihrer Baukästen hervortun oder den Eltern zu Gefallen Laubsägearbeiten ausführen. Der Bastler ist im Radiowesen zu hohen Ehren gelangt. Er konstruiert geduldig Apparate, deren wichtigste Bestandteile er fertig erwerben muss, und erforscht die Luft nach Kurzwellengeheimnissen, die keine sind. Als Leser von Indianergeschichten und Reisebüchern hat er einmal unbekannte Länder entdeckt und seinen Pfad durch den Urwald gebahnt. Als Bastler wird er zum Entdecker eben der industriellen Erzeugnisse, die daran interessiert sind, von ihm entdeckt zu werden. Nichts bringt er nach Hause, was ihm nicht ins Haus geliefert würde. Schon haben die Abenteurer der Pseudoaktivität in hellen Haufen sich organisiert: die Radioamateure lassen sich von den von ihnen entdeckten Kurzwel-

lenstationen vorgedruckte Verifikationskarten schicken und veranstalten Wettstreite, bei denen siegt, wer die meisten solcher Karten vorzuweisen hat. All das wird von oben her sorgsam gepflegt. Es soll sogar vorkommen, dass die Reklamemarkensammler des Äthers den Sendern Informationen zuführen, welche diese wieder zur Verbesserung ihrer Apparate benutzen können. Von den fetischistischen Hörern ist der Bastler vielleicht der vollkommenste. Was er hört, selbst wie er hört, ist ihm ganz gleichgültig ; ihn interessiert nur noch, dass er hört und dass es ihm gelingt, mit seinem privaten Gerät in den öffentlichen Mechanismus sich einzuschalten, ohne dass er auf diesen auch nur den geringsten Einfluss ausübte. Gleichen Sinnes hantieren ungezählte Radiohörer den Rückkoppler und den Tonregulator, ohne selber zu basteln. — Andere sind sachverständiger, jedenfalls aggressiver. Das sind die patenten Kerle, die überall sich zurechtfinden und alles auch selber könnten : der höhere Schüler, der in jeder Gesellschaft sich bereitfindet, zum Tanz und zur Unterhaltung Jazz mit maschineller Präzision herunterzuspielen ; der Junge von der Tankstelle, der unbefangen seine Synkopen singt oder pfeift, wenn er das Benzin auffüllt ; der Hörexperte, der jede band zu identifizieren vermag und sich in die Geschichte des Jazz versenkt, als handle es sich um die grosse Revolution. Er steht dem Sportsmann am nächsten : wenn nicht dem Fussballspieler selbst, dann dem schwadronierenden Gesellen, der die Tribünen beherrscht. Er weiss zuzupakken und rühmt sich dessen ; mit dem Whisky ist er vertraut wie mit den Mädchen. Er glänzt durch Fähigkeit zur rüden Improvisation, selbst wenn er insgeheim stundenlang Klavier üben muss, um die widerspenstigen Rhythmen zusammenzubringen. Er gibt sich als der Unabhängige, der auf die Welt pfeift. Aber was er pfeift, ist ihre Melodie, und seine Kniffe sind weniger Erfindungen des Augenblicks als aufgespeicherte Erfahrung aus dem Umgang mit den umworbenen technischen Dingen. Seine Improvisationen sind allemal Gesten der behenden Unterordnung unter das, was der Apparat von ihm verlangt. Der Chauffeur ist das Vorbild für den Hörtyp des patenten Kerls. Sein Einverständnis mit allem Herrschenden geht so weit, dass er gar nicht erst mehr Widerstände produziert, sondern von sich aus bereits je und je das leistet, was von ihm verlangt wird um des zuverlässigen Funktionierens willen. Der Typ hat unter den Komponisten seinen genauen Vertreter in Hindemith gefunden, von dem Paul Bekker einmal sagte, dass er nicht sowohl für die Instrumente schriebe und denke, als sich selber im Augenblick des Komponierens in eine Klarinette oder eine Bratsche verwandle. Der patente Kerl lügt sich die Vollkommenheit seiner Unterordnung unter den verdinglichten Mechanismus in

dessen Beherrschung um. So ist die souveräne Routine des Jazzamateurs nichts anderes als die passive Fähigkeit, in der Adaptation der Modelle von nichts sich irremachen zu lassen. Er ist das wahre Jazzsubjekt : seine Improvisationen kommen aus dem Schema, und das Schema steuert er, die Zigarette im Mund, so nachlässig, als hätte er es gerade selber erfunden.

Die regressiven Hörtypen scheinen klassenmässig indifferent. Aber ein soziales Moment ist ihnen eingeprägt. Es sind virtuelle Arbeitslose. Der Junge, der sich an der Tankstelle zu schaffen macht, hilft seinem Vater oder auch dem gleichaltrigen Freund, weil er sonst keine Stelle findet. Er muss Kniffe kennen, um stets wieder ein Stück weit von dem Produktionsprozess mitgenommen zu werden, der ihn noch nicht absorbiert oder schon wieder ausgestossen hat : sein Fortkommen hat er als hitch-hiker. Mit dem Mann, der seine Zeit totschlagen muss, weil er seine Angriffslust an nichts anderem auslassen darf, und mit dem Gelegenheitsarbeiter haben die regressiven Hörer Entscheidendes gemeinsam. Man muss viel freie Zeit und wenig Freiheit haben, um sich zum Jazzexperten auszubilden oder den ganzen Tag am Radio zu hängen ; und die Geschicklichkeit, die mit den Synkopen so gut sich abfindet wie mit den Grundrhythmen, ist die des Autoschlossers, der auch den Lautsprecher und das elektrische Licht reparieren kann. Die neuen Hörer ähneln den Mechanikern, spezialisiert zugleich und fähig, die Spezialkenntnisse an unverhoffter Stelle ausserhalb der gelernten Arbeit einzusetzen. Aber die Entspezialisierung hilft ihnen bloss scheinbar aus einem System heraus, dem weniger sie selber opponieren, als dass es sie rotierend von sich schleudert. Je wendiger sie den Forderungen ihres Tages nachkommen, um so starrer werdem sie jenem System unterworfen. Die Researchbeobachtung, dass unter den Radiohörern die Freunde leichter Musik sich entpolitisiert zeigen, ist nicht zufällig. Sie koinzidiert genau mit der europäischen der Entradikalisierung der Arbeitslosen. Die Möglichkeit des individuellen Unterschlupfens und der wie immer fragwürdigen Sekurität verbaut den Blick auf die Änderung des Zustands, in den man unterschlupfen will, und auf das Bild einer Sicherheit, welche die Abschaffung des Zustands zur Voraussetzung hätte. Schemata solchen Unterschlupfens sind die regressiven Verhaltensweisen der Hörer. Daher ist ihre Entpolitisierung durchaus vorläufiger Art. Sie hat zunächst bloss die Funktion, den Widerstand gegen den gesellschaftlichen Druck zu liquidieren, der die einzelnen bedroht und den sie durch inständige Subordination zu versöhnen trachten. Diese Subordination ist aber durchaus danach angetan, selber den politischen Aspekt anzunehmen : die Jazzexperten sind die verschlagenen Führer, die jitterbugs die

tobende Gefolgschaft der Zukunft. Das regressive Hören ist kein harmloses Fassadenphänomen. Selbst wenn die musikalische Regression nicht unmittelbar zur neurotischen Verdummung der Massen beitrüge, wäre sie deren beängstigendes Symptom. Die neuen Hörer sind Kandidaten totalitärer Organisationen so gut wie die Arbeitslosen. Oberflächliche Erfahrung widerspricht dem. Die „junge Generation" — der Begriff selber ist ein blosses ideologisches Deckbild — scheint eben durch die neue Hörweise im Widerspruch zu ihren Eltern und deren Plüschkultur. In Amerika findet man gerade sogenannte Liberale und Progressive unter den Anwälten der leichten populären Musik, die sie um der Breite ihrer Wirkung willen als demokratisch klassifizieren. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, dass es sich bei dem Generationsgegensatz um einen handle von der Art dessen, der die schon totalitären Staaten von den noch nicht totalitären trennt, ohne im Ernstfall deren Solidarität Abtrag zu tun. Ist das regressive Hören gegenüber dem „individualistischen" fortgeschritten, dann jedenfalls bloss in dem dialektischen Sinn, dass es der fortschreitenden Brutalität besser sich anmisst als dieses. Aller mögliche Muff wird von der Schnödheit weggefegt, und legitim ist die Kritik an den ästhetischen Rückständen eines Individuellen, das längst den Individuen entwunden ward. Aber aus der Sphäre der leichten populären Musik kann diese Kritik um so weniger zwingend geübt werden, als gerade diese Sphäre die depravierten und verwesenden Rückstände des romantischen Individualismus mumifiziert. Ihre Innovationen sind unabtrennbar den Rückständen verschwistert.

Die virtuelle Arbeitslosigkeit erklärt die Ambivalenz des regressiven Hörens. Denn der Hörmasochismus definiert sich nicht bloss in der Selbstpreisgabe und der Ersatzlust durch Identifikation mit der Macht. Zugrunde liegt ihm die Erfahrung, dass die Sicherheit des Unterschlupfs unter den herrschenden Bedingungen ein Provisorium sei, dass sie blosse Erleichterung, relief darstelle und dass endlich doch alles zu Bruch gehen müsse. Noch in der Selbstpreisgabe ist man sich selber nicht gut : geniessend fühlt man sich als Verräter des Möglichen und zugleich verraten vom Bestehenden. Das regressive Hören ist allemal bereit, in Wut auszuarten. Weiss man, dass man selber im Grunde auf der Stelle tritt, so richtet sich die Wut vorab gegen alles, was die Modernität des Mitdabei- und Uptodateseins desavouieren und offenbaren könnte, wie wenig in der Tat sich verändert hat. Man kennt aus Photographie und Film den Effekt des veraltet Modernen, der, ursprünglich vom Surrealismus als Chok verwandt, seitdem zum billigen Amüsement derer herabgesunken ist, deren Fetischismus an die abstrakte Gegenwärtigkeit sich heftet. Dieser Effekt kehrt für die regre-

dierenden Hörer in wilder Verkürzung wieder : sie möchten verlachen und zerstören, woran sie sich noch gestern berauschten, als wollten sie sich noch nachträglich dafür rächen, dass der Rausch keiner war. Man hat diesem Effekt seinen eigenen Namen gegeben und ihn wiederum in Radio und Zeitung propagiert. Corny heisst aber keineswegs, wie man denken könnte, die rhythmisch simplere leichte Musik der Vorjazzperiode und deren Relikte, sondern alle synkopierte, die sich nicht gerade aus den im Augenblick approbierten rhythmischen Formeln zusammensetzt. Ein Jazzexperte kann etwa in schallendes Gelächter ausbrechen, wenn er ein Stück hört, das auf gutem Taktteil ein Sechzehntel mit nachfolgendem punktiertem Achtel bringt, obwohl dieser Rhythmus zwar aggressiver, keineswegs aber dem eigenen Charakter nach etwa provinzieller ist als die heute praktizierten synkopischen Bindungen. Die regressiven Hörer sind tatsächlich „destruktiv". Die hausbackene Beschimpfung hat ihr ironisches Recht : ironisch, weil die Destruktionstendenzen der regredierenden Hörer in Wahrheit gegen das Gleiche sich richten, was die altmodischen hassen ; gegen die Unbotmässigkeit als solche, es sei denn, dass sie sich durch die tolerierte Spontaneität kollektiver Ausschreitungen deckt. Der Scheingegensatz der Generationen wird nirgends durchsichtiger als in der Wut. Die Mucker, die sich in pathetisch-sadistischen Briefen an die Sendegesellschaften über das Verjazzen heiliger Güter beklagen, und die schäumende Jugend, die an solchen Exhibitionen ihre Freude hat, sind eines Sinnes. Es bedarf nur der geeigneten politischen Situation, um sie zur Einheitsfront zusammenzuschweissen : jene verüben platonische Reinigungsaktionen, diese starten ihre Volks- und Jugendmusik. Verbrennen werden sie dasselbe.

Damit ist Kritik gesetzt an den „neuen Möglichkeiten" im regressiven Hören. Man könnte versucht sein, das regressive Hören zu retten, so als ob es eines wäre, in welchem der „auratische" Charakter des Kunstwerks, die Elemente seines Scheins, zugunsten des spielerischen zurücktreten. Wie immer es damit beim Film sich verhalte, die heutige Massenmusik zeigt wenig von solchem Fortschritt in der Entzauberung. Nichts überlebt in ihr standhafter als der Schein ; nichts ist scheinhafter als ihre Sachlichkeit. Das infantile Spiel hat mit dem produktiven der Kinder kaum mehr als den Namen gemein. Nicht umsonst möchte der bürgerliche Sport vom Spiel so strikt sich geschieden wissen. Sein kindischer Ernst besteht darin, dass man, anstatt in der Distanzierung von den Zwecken dem Traum der Freiheit die Treue zu halten, die Spielhandlung als Pflicht unter die nützlichen Zwecke aufnimmt und damit die Spur von Freiheit an ihr vertilgt. Das gilt verstärkt für die heutige Massenmusik. Spiel ist sie bloss noch als

Wiederholung vorgegebener Modelle, und die spielerische Entlastung von Verantwortung, die dabei sich realisiert, nimmt nicht sowohl einen von den Malen der Pflicht geheilten Zustand vorweg, als dass sie die Verantwortung auf die Modelle abschiebt, denen nachzufolgen man sich selber zur Pflicht macht. Solches Spiel ist blosser Schein von Spiel ; darum inhäriert der Schein notwendig dem herrschenden Musiksport. Es ist illusorisch, die technisch-rationalen Momente der heutigen Massenmusik — oder die Sonderfähigkeiten der regredierenden Hörer, die diesen Momenten korrespondieren mögen, — auf Kosten eines faulen Zaubers zu fördern, der doch dem blanken Funktionieren selber die Regel vorschreibt. Illusorisch wäre das aber auch, weil die technischen Innovationen der Massenmusik überhaupt keine sind. Für Harmonik und Melodiebildung versteht sich das von selbst : die eigentliche koloristische Errungenschaft der neuen Tanzmusik, die Annäherungen der verschiedenen Farben aneinander so weit, dass bruchlos ein Instrument fürs andere eintreten oder eins ins andere sich maskieren kann, ist der Wagnerschen und nachwagnerschen Orchestertechnik ebenso vertraut wie die Dämpfereffekte der Blechbläser ; selbst unter den synkopischen Künsten aber ist keine, die nicht bei Brahms rudimentär vorhanden, von Schönberg und Strawinskij seit fünfundzwanzig Jahren nicht überboten wäre. Die Praxis der heutigen leichten populären Musik hat jene Techniken nicht sowohl entwickelt als konformistisch entschärft. Die Hörer, welche diese Künste sachverständig bestaunen, werden dadurch keineswegs technisch geschult, sondern reagieren mit Widerstand und Abneigung, sobald ihnen die Techniken in jenen Zusammenhängen vorgeführt werden, in denen sie ihren Sinn haben. Von diesem Sinn, von ihrer Stellung im Gesellschaftsganzen so gut wie in der Organisation des einzelnen Kunstwerks hängt allein ab, ob eine Technik als fortschrittlich und „rational" gelten kann. Die Technisierung als solche, unbezogen auf eine vernünftige Einrichtung der Gesellschaft und auf die ästhetische Aussprache essentieller Erfahrungen, kann in den Dienst der kruden Reaktion treten, sobald sie sich als Fetisch etabliert und durch ihre Perfektion die versäumte gesellschaftliche als schon geleistet hinstellt. Daher sind denn alle Versuche, Massenmusik und regressives Hören auf dem Boden des Bestehenden umzufunktionieren, gescheitert. Konsumfähige Kunstmusik hat mit dem Preis ihrer Konsistenz zu zahlen, und die Fehler, die sie enthält, sind nicht „artistische", sondern in jedem falschgesetzten oder rückständigen Akkord spricht sich die Rückständigkeit derer aus, deren Nachfrage man sich anpasst. Technisch konsequente, stimmige und von den Elementen des schlechten Scheins gereinigte Massenmusik aber

schlüge in Kunstmusik um : sie verlöre sogleich die Massenbasis. Alle Versöhnungsversuche, sei es marktgläubiger Artisten sei es kollektivgläubiger Kunsterzieher, sind fruchtlos. Sie haben nicht mehr zustandegebracht als entweder Kunstgewerbe oder jene Art von Erzeugnissen, denen eine Gebrauchsanweisung oder ein sozialer Text beigegeben werden muss, damit man über ihre tieferen Hintergründe sich rechtzeitig informiere.

Das Positive, das der neuen Massenmusik und dem regressiven Hören nachgerühmt wird : Vitalität und technischer Fortschritt, kollektive Breite und Beziehung zu einer undefinierten Praxis, in deren Begriffe die flehentliche Selbstdenunziation der Intellektuellen eingegangen ist, die doch ihre gesellschaftliche Entfremdung von den Massen am letzten dadurch beseitigen können, dass sie sich dem gegenwärtigen Massenbewusstsein gleichschalten — dies Positive ist negativ : Einbruch einer katastrophischen Phase der Gesellschaft in die Musik. Positives liegt beschlossen allein in ihrer Negativität. Die fetischisierte Massenmusik bedroht die fetischisierten Kulturgüter. Die Spannung zwischen den beiden musikalischen Sphären ist derart angewachsen, dass es der offiziellen schwerfällt, sich zu behaupten. Wie wenig es auch mit den technischen Standards des standardisierten Massenhörens auf sich hat : vergleicht man die Sachkenntnis eines Jazzexperten mit der eines Toscaniniverehrers, so ist jener diesem weit überlegen. Aber nicht nur den musealen Kulturgütern, sondern der uralten, sakralen Funktion der Musik als der Instanz zur Bändigung des Triebes wächst im regressiven Hören ein erbarmungsloser Feind heran. Nicht ungestraft, darum auch nicht ungezügelt, werden die depravierten Erzeugnisse der Musikkultur respektlosem Spiel und sadistischem Humor überantwortet. Vor dem regressiven Hören beginnt Musik insgesamt, einen komischen Aspekt anzunehmen. Man braucht nur dem unverzagten Klang einer Chorprobe von aussen zu lauschen. Mit grossartiger Eindringlichkeit ist diese Erfahrung in den Filmen der Marx Brothers festgehalten, die eine Operndekoration demolieren, als sollte die geschichtsphilosophische Einsicht in den Zerfall der Opernform allegorisch zugerichtet werden, oder mit einem hochachtbaren Stück gehobener Unterhaltung den Flügel in Trümmer schlagen, um sich des Rahmens der Klaviersaiten als der wahren Zukunftsharfe zu bemächtigen, auf der sich präludieren lässt. Das Komischwerden der Musik in der gegenwärtigen Phase hat vorab den Grund, dass etwas so gänzlich Nutzloses mit allen sichtbaren Zeichen der Anstrengung ernster Arbeit betrieben wird. Die Fremdheit der Musik zu den tüchtigen Menschen stellt deren Entfremdung voneinander bloss, und das Bewusstsein der Fremdheit macht sich Luft im Gelächter. In Musik — oder

ähnlich im lyrischen Dichter — wird die Gesellschaft komisch, die sie zur Komik verurteilt. Teil aber hat an jenem Gelächter der Verfall der sakralen Versöhnlichkeit. Sehr leicht klingt alle Musik heute so wie für Nietzsches Ohren der Parsifal. Sie mahnt an unverständliche Riten und überlebende Masken aus der Vorzeit, sie provoziert als Brimborium. Das Radio, das Musik zugleich abschleift und überbelichtet, trägt vorab dazu bei. Vielleicht nun hilft solcher Verfall einmal zu Unerwartetem. Einmal mag selbst den patenten Kerlen ihre bessere Stunde schlagen. Revolutionäre Situationen verlangen eher das prompte Schalten mit schon vorgegebenen Materialien, die improvisatorische Versetzung der Dinge, als jene Art von radikalem Beginnen, das nur im Schutz der unerschütterten Dingwelt gedeiht; selbst Disziplin kann den Ausdruck freier Solidarität übernehmen, wenn Freiheit zu ihrem Inhalt wird. So wenig das regressive Hören ein Symptom des Fortschritts im Bewusstsein der Freiheit ist, so jäh vermag es doch umzuspringen, wenn jemals Kunst in eins mit der Gesellschaft die Bahn des immer Gleichen verlässt.

Für diese Möglichkeit hat nicht die leichte populäre, wohl aber die Kunstmusik ein Modell hervorgebracht. Mahler ist nicht umsonst das Ärgernis aller bürgerlichen Musikästhetik. Sie nennen ihn unschöpferisch, weil er ihren Begriff des Schaffens selber suspendiert. Alles, womit er umgeht, ist schon da. Er nimmt es hin in der Gestalt seiner Depravation; seine Themen sind enteignete. Dennoch klingt keines, wie man es gewohnt war : alle sind wie durch einen Magneten abgelenkt. Gerade das Ausgeleierte gibt der improvisierenden Hand schmiegsam nach; gerade die vernutzten Stellen gewinnen ihr zweites Leben als Varianten. Wie die Kenntnis des Chauffeurs von seinem alten, gebraucht gekauften Wagen ihn befähigen kann, diesen pünktlich und unerkannt zum vereinbarten Ziel durchzusteuern, so kann der Ausdruck einer ausgefahrenen Melodie, angespannt unterm Hebel von Es-Klarinette und Oboen in hoher Lage, an Stellen ankommen, welche die gewählte Musiksprache ungefährdet niemals erreichte. Es ist Musik der spontanen Aktion : mit der der Pseudoaktivität hat sie nichts gemein. Ihr schiesst das Ganze, worein sie die depravierten Fragmente fügt, wirklich zum Neuen zusammen, aber ihren Stoff übernimmt sie vom regressiven Hören ; ja fast könnte man denken, in Mahlers Musik sei dessen Erfahrung seismographisch verbucht, vierzig Jahre ehe sie die Gesellschaft durchdrang. Wenn aber Mahler quer stand zum Begriff des musikalischen Fortschritts, so mag man ebensowenig die neue und radikale Musik, die in ihren avanciertesten Vertretern scheinbar so paradox auf ihn sich beruft, länger unter dem Begriff eines Fortschritts subsumieren, der da

vom allgemein Verbindlichen in stetiger Differenzierung zur immer vollständigeren Materialbeherrschung und zugleich zur unverbrüchlichen Entfremdung führe. Die neue Musik setzt es sich vor, der Erfahrung des regressiven Hörens bewusst standzuhalten. Der Schrecken, den Schönberg und Webern heute wie vor dreissig Jahren verbreiten, rührt nicht von ihrer Unverständlichkeit her, sondern davon, dass man sie nur allzu richtig versteht. Ihre Musik gestaltet jene Angst, jenes Entsetzen zugleich, jene Einsicht in den katastrophischen Zustand der Gesellschaft, dem die anderen bloss ausweichen können, indem sie regredieren. Man nennt sie Individualisten, und doch ist ihr Werk nichts als ein einziger Dialog mit den Mächten, welche die Individualität zerstören — Mächten, deren „ungestalte schatten" übergross in ihre Musik einfallen. Die kollektiven Mächte liquidieren auch in Musik die unrettbare Individualität, aber bloss Individuen sind fähig, ihnen gegenüber, erkennend, das Anliegen von Kollektivität noch zu vertreten.

The Fetish Character of Music and the Retrogression of Listening.

This essay offers a theoretical analysis of the changes which are taking place in the musical consciousness of listeners in the present phase of society. The author seeks rather to deduce the conditions of musical reception from the present stage of musical production. The first part of the article deals with changes in production as they affect the general consciousness of listeners. Light music is discussed as well as serious music insofar as it reaches the consumer. Changes in reception are revealed in certain characteristics like the cult of the melody, of the voice, of the master violin, and they are tied up with specific economic concepts. Success plays a particularly important role in this connection.

The second part is devoted to the retrogression in listening, analyzed psychologically. Docile passivity, imitation of pre-given patterns, and bitter resentment of the „abnormal" have become characteristic for the listener. The author shows how this retrogression has become concretized in the formation of a „musical child's language."

Many listeners seek to overcome passivity by a pseudo-activity. The social function of certain types like the jitter-bug, the radio amateur, or the man with a knack for jazz, are discussed.

Sur le caractère de fétiche dans la musique et les phénomènes de régression chez l'auditeur.

L'article entreprend d'interpréter sous forme d'une esquisse théorique les transformations qu'a subies la conscience musicale des auditeurs dans la phase actuelle de l'évolution sociale.

On n'analyse pas psychologiquement les réactions des auditeurs ; mais

on prend pour point de départ l'état de la production, et de celui-ci on déduit celui de la réception.

La première partie traite de la transformation de la production dans la mesure où celle-ci atteint la conscience commune des auditeurs. L'auteur considère aussi bien la musique légère que la soi-disant musique sérieuse et les modifications que connaît celle-ci pour parvenir à la consommation.

Ces modifications font de la musique un fétiche. On en prend pour exemple le culte des „idées" musicales, de la voix et des „violons de maître". Le caractère fétiche de la musique se mesure au succès accumulé.

Ensuite, on développe quelques catégories du fétichisme musical : dépravation, arrangement, „divertissement élevé", idolâtrie de la perfection.

Au fétichisme de la musique correspond du côté de l'auditeur une régression de la faculté d'entendre — phénomène qui fait l'objet de la deuxième partie de l'étude. On l'interprète comme l'attitude auditive caractéristique des „régressifs". Soumission passive, imitation de l'antérieurement donné, fureur contre ce qui sort de la norme — définissent cette attitude, qui s'objective en un langage musical puéril en formation et dont quelques éléments sont esquissés.

A cette passivité, de larges groupes d'auditeurs cherchent vainement à échapper par une pseudo-activité. Quelques types de pseudo-activité sont décrits : l'enthousiaste, le bricoleur et le „chic type". On montre la fonction sociale de ces types.

Enfin, on traite des possibilités dialectiques de l'audition du régressif. Une confrontation de l'expérience fondamentale de la musique radicalement neuve avec le mode régressif d'entendre termine l'article.

La psychologie collective du raisonnement.

Par
Maurice Halbwachs.

Le raisonnement, en même temps qu'il se décompose en plusieurs propositions, reproduit schématiquement un véritable débat à l'intérieur de nous-mêmes, mais qui n'est possible et dont nous n'avons sans doute eu l'idée que parce que nous avons déjà débattu et discuté avec d'autres personnes. Robinson Crusoë nous raconte que, dès son arrivée dans l'île, il délibéra sur le moyen qu'il devait employer pour se rendre à l'épave : „alors, je convoquai un conseil — je veux dire dans ma pensée — pour savoir comment je ramènerais le radeau". Nos diverses opinions et nos points de vue ne sont enfermés en effet qu'en apparence dans notre esprit. On peut dire, autrement que sous forme métaphorique, que notre pensée est souvent comme une salle de délibération où prennent rendez-vous et se rencontrent des arguments, idées ou abstractions que nous devons dans une large mesure aux autres : si bien que ce sont les autres qui débattent en nous, qui soutiennent des thèses, formulent des propositions qui ne sont dans notre esprit que l'écho du dehors.

Cependant, si nous empruntons aux autres la matière de nos pensées, n'est-ce point nous qui les enchaînons à notre manière ? Un homme qui raisonne, en particulier un homme à système, ne nous donne-t-il pas l'impression d'être comme un îlot de logique, battu par des courants d'opinions contraires et souvent contradictoires ?

En effet, le raisonnement, si on le met en regard de l'opinion, paraît prendre son point d'appui sur l'individu, ou sur les choses, et non sur la société.

On raisonne, d'abord, pour justifier son point de vue, tel qu'il résulte de nos sentiments et de nos habitudes d'esprit, quelle qu'en soit l'origine — pour le justifier en lui-même, contre les autres, et aussi (puisque nous sommes souvent divisés intérieurement) contre nous-mêmes. Comme nous subissons l'influence de nos semblables, ceux-ci, étant divers, ont pu déposer dans notre esprit les germes de pensées qui ne s'accordent pas : il s'agit alors pour nous de les accorder à tout prix, ou de sacrifier celles qui ne peuvent s'assimiler à celles auxquelles nous tenons le plus. Pensées qui

sont le plus souvent à base de sentiments, d'où une logique affective, qui n'est pas la moins répandue, et qu'il faut appeler de ce nom, alors même qu'il s'agit moins de sentiments que de croyances, mais qui ne sont pas des savoirs proprement dits.

Mais nous raisonnons aussi pour retrouver, à travers et au delà des formes multiples de l'ignorance, de l'erreur, et de la croyance, non plus le système de notre pensée, mais le système des choses. Second pôle du raisonnement, l'objectif ; le premier étant le subjectif : entre les deux, comme entre les jambes du colosse de Rhodes et perdu dans leurs ombres qui se rejoignent, coulerait le flot des opinions communes, qui seul porterait la marque du social. Après tout, la pensée sociale n'est peut-être qu'un mélange qui s'opère nécessairement entre deux logiques, affective et objective, et c'est pour cela qu'elle est illogique essentiellement. Comme l'a montré M. Lévy-Bruhl dans son dernier livre[1]), expérience mystique et expérience positive coexistent chez les primitifs ; sans se confondre, elles s'entrepénètrent. On ne pousse pas à l'eau un canot sans avirons, mais un filet n'est pas lancé autrement qu'avec des rites associés. Ce n'est pas vrai que des sociétés primitives.

Raisonnement objectif : l'expression ne surprendra pas, si l'on songe aux philosophes du XVIIe siècle, pour qui la raison n'était dans notre corps ou dans notre âme que parce qu'elle était au fond des choses ou dans les choses. Si la réalité est rationnelle en elle-même, dans sa nature et dans son fonctionnement, on n'apprendra comment raisonner sur elle qu'en s'efforçant de prendre contact avec elle, — mais en perdant contact, au préalable, avec les autres, dont les prénotions s'interposent, comme un milieu non conducteur, entre nous et les choses (ou, sur un autre plan, entre nous et la vérité intelligible). François Simiand, contre les doctrines économiques qu'il appelait conceptuelles, se réclamait d'un rationalisme positif : retrouver les liaisons intelligibles entre les facteurs, les conditions, les résultats non pas dans une construction de l'esprit, mais dans le monde réel, tel qu'il se construit, suivant une logique que nous étions incapables d'inventer. — L'expérimentateur paraît être bien loin de la société, ne voyant plus ce que voient les autres, absorbé dans ce qui est hors du champ de leur vision. La société serait naturellement portée à le considérer avec défiance, parce qu'il cherche ailleurs qu'en elle son point d'appui. Ou plutôt, comme elle ne peut rien envisager autrement que sous l'angle du social, elle le soupçonne de se rattacher à quelque secte maçonnique, ou à une confrérie secrète, dont il y a

---

[1]) *L'Expérience mystique et les symboles chez les primitifs.* Alcan. Paris 1938.

tout lieu de craindre les entreprises et les maléfices.[1]) — Mais, même s'il n'est pas un savant, et s'il n'effectue pas de raisonnement proprement scientifique, tout homme qui croit qu'il y a une vérité, qu'elle n'est pas une vérité d'opinion, qu'elle se place hors de la pensée sociale, doit s'efforcer de l'atteindre par une méthode de raisonnement qui ne doit rien non plus à la société.

Ainsi s'explique que le raisonnement ait pu être présenté comme l'opération par excellence grâce à laquelle nous échappons aux influences collectives, soit pour nous affirmer contre les autres (logique affective), soit pour nous subordonner (et les autres avec nous) aux lois des choses (logique objective) : ce qui ne va pas sans un effort contre-nature, en ce sens qu'il s'exerce contre notre nature d'être sociaux, soumis aux forces d'opinion. — Est-ce là une illusion ?



S'il existe une logique du sentiment et de la croyance, c'est qu'il n'y a pas entre notre intelligence et notre sensibilité une véritable cloison étanche. Certes, le sentiment s'oppose quelquefois au raisonnement, et il est difficile de raisonner avec un homme passionné ou avec un croyant. Pourtant, la passion et la croyance raisonnent, elles se développent, elles s'affermissent, par les arguments mêmes qu'elles mettent en forme, ou sur lesquels elles prétendent se fonder.

Ces arguments, d'où les tirent-elles ? Non d'elles-mêmes, de leur substance, car en elles-mêmes, la croyance, la sensibilité, la passion sont irrationnelles. Mais représentons-nous différentes régions ou milieux, dans une société même, entre lesquels il y a bien des rapports, parce qu'un grand nombre d'individus circulent et passent sans cesse de l'un à l'autre. Alors on comprendra que, chez tel d'entre eux toutes les formes de pensée logique ou illogique, à base de raison positive ou de données sentimentales, puissent se heurter, s'opposer et se contredire, mais aussi s'organiser ensemble et s'unifier, et qu'en particulier on puisse mettre au service d'une croyance ou d'un sentiment toutes les ressources de dialectique que nous offrent les divers groupes auxquels nous nous trouvons reliés.

De cet enchevêtrement presque inextricable du logique et de

[1]) On se rappelle Rousseau, imaginant un dispositif pour observer le soir, par reflet, le ciel étoilé dans la campagne, surpris et menacé par les paysans qui croient à une opération de sorcellerie. A Venise, lorsqu'Einstein fut obligé de quitter l'Allemagne, nous avons lu, dans un grand journal italien : « Qu'il s'en aille ! Qu'il s'en aille ! Qu'il retourne à son grimoire, à sa cabale ! »

l'illogique dans les façons de penser des hommes vivant en société, Pareto nous a tracé un tableau que nous aurons avantage à reproduire ici, bien qu'on puisse trouver sa classification assez arbitraire. Mais il a eu le mérite d'explorer très largement ce vaste champ des raisonnements faux et vraisemblables, préjugés, superstitions, théories, arguments, polémiques, tels qu'il les rencontrait, par exemple, chez les Pères de l'Église, ou dans les journaux contemporains à grand tirage.[1])

Tout d'abord, il distingue les actions humaines en logiques et non logiques (ce qui ne veut pas dire illogiques, comme nous allons le voir).

A propos des actions non logiques il se demande si elles ont par ailleurs une fin logique objectivement, alors que ceux qui les accomplissent ne s'en doutent pas ou se proposent une fin qui est logique pour eux, mais qui ne l'est pas en réalité, c'est-à-dire qui est une fin logique subjective. En d'autres termes, il y a des cas où nos actes sont logiques, en ce sens qu'ils se conforment à la logique véritable, objective, indépendante des individus ou même des groupes. Dans d'autres cas, il n'en est pas ainsi. Mais nous sommes amenés, alors, à faire plusieurs distinctions, dans cette catégorie des actions non logiques, la plus vaste en réalité, car il est bien rare que nous agissions pour des raisons purement objectives.

Il y a des actions non logiques, non seulement en soi, mais pour ceux mêmes qui les accomplissent. Elles sont en somme peu importantes, car „les hommes ont une tendance très prononcée à donner un vernis logique à leurs actions". En d'autres termes, il est rare que, même si nous suivons notre fantaisie, ou si nous agissons au hasard, nous ne cherchions pas à nous donner au moins l'illusion que notre acte pourrait être approuvé et pris à son compte par le groupe, par une partie du groupe. D'autres actions, non logiques en soi, sont cependant accomplies en vue d'une fin imaginaire, mais imaginaire pour le groupe tout entier : par exemple, les actions magiques. Autre et dernière catégorie : beaucoup d'actions non logiques (c'est-à-dire non conformes, dans la pensée de leurs membres, à la logique objective qu'ils ne connaissent pas) ont cependant une fin logique aux yeux de ces membres, et de plus atteignent souvent la fin objective, bien qu'on ne l'ait pas recherchée. Ainsi, „la majeure partie des actes politiques procédant de

---

[1]) Vilfredo Pareto, *Traité de sociologie générale*, édition française 1917-1919, 2 vols. Nous en avons parlé dans deux articles publiés dans la *Revue d'économie politique*, septembre-décembre 1918 et juillet-août 1920. M. Aron a étudié la sociologie de Pareto en un article très pénétrant dans la *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VI (1937), p. 489 ss.

la tradition, de la prétendue mission d'un peuple ou d'un homme" rentrent dans ce cadre. De même la plupart des actions économiques. On peut d'ailleurs y distinguer deux espèces : le sujet accepterait le but objectif, s'il le connaissait, ou bien il ne l'accepterait pas.

Cette distinction, à vrai dire, ne prend de sens, que si l'on reconnaît qu'il y a plusieurs logiques, qui s'étendent à des groupes de plus en plus larges, au moins en droit. Dira-t-on que l'action pleinement logique est celle qui se conforme à la raison, et à elle seule ? Mais à quelle raison, c'est-à-dire à la raison de quel groupe ? L'essentiel est que nous cherchons toujours à justifier notre action vis-à-vis d'un groupe quelconque, au nom de raisonnements dont nous empruntons les prémisses quelquefois au même groupe, quelquefois à deux groupes différents, mais tels que l'un embrasse et domine le second. Par exemple, la proposition de Stuart Mill, le duc de Wellington est homme, est empruntée à un groupe limité, restreint dans le temps et dans l'espace, celui de ceux qui ont connu, directement ou par témoignage le duc en question : c'est la mineure. Quant à la majeure : tout homme est mortel, elle vaut pour un groupe bien plus étendu, pour tous ceux qui ont pu observer l'homme, simplement, et son évolution organique. Lorsqu'on dit qu'une action est logique subjectivement, non objectivement, cela signifie qu'elle est conforme à la logique d'une société restreinte, non d'un groupe plus large, qui comprend en droit le premier, et n'existe pas encore, mais qui se constituera. Les pratiques de la magie sont illogiques, par rapport à la science de demain, elles sont logiques par rapport aux croyances de la tribu d'aujourd'hui.

C'est dire qu'il y a de la logique jusque dans les actions qui nous paraissent étrangères ou contraires à la raison. Pareto le reconnaît. Examinant l'histoire des doctrines politiques et sociales, il constate que les auteurs, s'ils reconnaissent implicitement les actions non logiques, exaltent explicitement les actions logiques. Le plus grand nombre d'entre eux considèrent qu'elles sont seules à intervenir dans les phénomènes sociaux. Mais lui-même distingue, dans les actions qu'on appelle logiques, deux éléments.

D'une part, les *résidus*, c'est-à-dire ce qu'on trouve lorsqu'on écarte toutes les justifications et les raisonnements : par exemple l'instinct des combinaisons, propre à certains individus, qui les porte à inventer et imaginer pour leur compte, pour le plaisir ; la persistance de traditions qui ne correspondent plus aux croyances et manières d'agir actuelles ; le besoin de manifester ses sentiments (personnels) par des actes extérieurs ; un besoin confus de sociabilité, qui ne se satisfait pas assez dans les formes et coutumes

actuelles ; l'égoïsme instinctif, encore. Tout cela, qui résiste à l'action rationnelle de la société, peut être appelé en effet résidu : „les simples appétits, les goûts, et, dans les faits sociaux, cette classe très importante qu'on appelle les intérêts", entendons sans doute les intérêts sous la forme la plus personnelle et antisociale. Au reste, nous demeurons sur le plan de la pensée, car, d'après Pareto, les résidus sont des principes, correspondant à certains sentiments et instincts, mais qui les manifestent, et ne se confondent pas avec eux.

De ces résidus, nous distinguerons les *dérivations*, c'est-à-dire les arguments le plus souvent déductifs qui visent à expliquer, justifier, démontrer ces pensées à base d'instincts. Ces dérivations, Pareto les a réparties en quatre classes : 1° les affirmations pures et simples, qu'elles s'appuient sur des faits, le plus souvent imaginaires, ou sur des sentiments, ou sur un mélange des uns et des autres. Si ces affirmations se distinguent des résidus eux-mêmes, c'est sans doute qu'elles se présentent sous forme générale, qu'elles imitent donc les propositions rationnelles ; 2° les raisonnements qui invoquent l'autorité d'un ou de plusieurs hommes (mais des hommes représentatifs d'un groupe, qu'il s'agisse, suivant les exemples donnés ici, de saint Augustin ou de Roosevelt), l'autorité de la tradition et des coutumes, l'autorité d'un être divin, ou d'une personnification, le progrès par exemple. Mais tout cela est bien du collectif ; 3° les raisonnements qui s'accordent avec des sentiments ou des principes, intérêt individuel et social, entités juridiques, métaphysiques, et surnaturelles. Ici, on envisage en somme des doctrines et des croyances, par exemple la morale de Bentham, la croyance aux sorciers (qui justifie les procès contre les animaux), les idées de Rousseau, de Kant et d'Auguste Comte, membres et représentants des groupes de philosophes ; 4° les preuves verbales : l'usage de termes d'un sens indéterminé, douteux, équivoque, en s'en tenant „aux cas où le caractère verbal de la dérivation est bien tranché et l'emporte sur tout le reste", sinon cette dernière classe comprendrait le langage. Il s'agit des idola linguæ, comme aurait dit Bacon : c'est que chaque mot de la langue est riche de significations sociales, diverses souvent pour le même mot.

De ces réflexions nous pouvons retenir les deux points suivants.

En premier lieu, la logique d'un raisonnement doit s'entendre dans un sens tout relatif, d'abord, parce que ce qui est logique pour un groupe ne l'est pas pour l'autre, et ensuite parce que derrière une logique apparente, qui nous paraît illogique, il y a quelquefois une logique objective et cachée, une sorte d'instinct rationnel. Lorsque nous la découvrons, elle vaut même pour nous qui nous inspirons d'autres règles et d'autres critères. Par exemple, pour les marins

grecs, les sacrifices à Poseidon et l'action de ramer étaient des moyens également logiques de naviguer. Logique religieuse dans un cas, puisque l'acte du sacrifice s'accordait avec la croyance aux dieux et à leur pouvoir, telle qu'elle existait dans la société des Grecs. Logique technique ou technicienne dans l'autre, puisque l'acte de ramer s'accordait avec les principes et l'expérience du groupe des marins. Dira-t-on que seule est logique une action qui est appropriée au but poursuivi, c'est-à-dire une action utile ? Mais il y a bien des degrés dans l'utilité, bien des façons de concevoir l'intérêt, si bien qu'il n'y a guère d'action qui ne puisse être dite utile, c'est-à-dire logique, de quelque point de vue. Si les sacrifices à Poseidon ne sont pas utiles objectivement (puisque nous savons qu'ils ne peuvent favoriser la navigation), ils servent du moins à entretenir la foi religieuse, et un certain type de société et d'institutions. C'est en ce sens qu'il est inexact d'appeler prélogiques les façons de raisonner des primitifs parce qu'elles ne sont pas conformes à notre logique à nous.

Nous accusons d'illogisme un sauvage qui, ayant manqué sa pêche ou sa chasse, bien qu'il ait emporté son *grigri*, explique cet échec par un mauvais sort qu'un sorcier a dû lui jeter. Mais il se conforme à un principe qui est, pour lui, d'une application générale, savoir que les amulettes ont un pouvoir, exactement comme nous nous conformons au principe de causalité, quand nous refusons d'admettre un fait surnaturel dont il y a des témoins, en déclarant qu'ils ont mal vu.

D'autre part, et c'est le second point, si absurdes en apparence que soient nos instincts et nos goûts, nos préférences, nous cherchons toujours, et nous trouvons souvent, des raisons pour les justifier. Or tous ces arguments sont „dérivés", en effet, de quelque courant de pensée sociale. Il semble que nous soyons préoccupés de faire approuver notre action et même d'en faire accepter la responsabilité, de la faire „endosser" par une raison collective ; entendez, par une pensée rationnelle commune à un groupe. Or, des pensées de ce genre, bien différentes l'une de l'autre, et qui même quelquefois se contredisent, on en trouve un grand nombre parce que la société se décompose en beaucoup de groupes et sous-groupes secondaires, auxquels nous participons et pouvons participer en même temps. C'est ce qui explique que, quel que soit le degré où il se trouve dans l'échelle sociale, intellectuelle ou morale, chacun prétend avoir raison, l'enfant contre la grande personne, le serviteur contre le maître, l'ignorant contre le savant, le débauché contre le vertueux, et chacun trouve pour défendre sa thèse ou son erreur, ou son vice, des raisonnements qui sont regardés comme valables dans certains milieux.

„Deus tradidit mundum disputationi." Chaque homme veut se convaincre qu'il a raison, et pour cela, il lui faut bien, comme disait Kant, rattacher „la maxime de son action", qui repose souvent sur des tendances organiques, à une proposition universelle, universelle absolument en droit, mais universelle en fait à l'intérieur d'un groupe. C'est ainsi que les pratiques ascétiques se rattachent peut-être à un trouble nerveux, à un déséquilibre organique : mais, bien qu'anormales dans leur nature, elles paraissent rationnelles du jour où elles se fondent sur une doctrine ascétique, qu'une communauté accepte comme la vérité, reconnue par elle, mais qui vaut à ses yeux pour tout le monde.

De même la pitié, le pardon des injures, a pu paraître dans le monde romain le signe d'une honteuse faiblesse individuelle, jusqu'au jour où elle s'est réclamée d'une croyance commune à un groupe, à l'ensemble des chrétiens.

Il ne faut pas s'étonner, dès lors, de ce que les procédés dont use la logique du sentiment et de la croyance diffèrent de ceux qu'applique la logique purement intellectuelle. Ribot a montré que la première procède, le plus souvent, par accumulation, ou par gradation, c'est-à-dire par effet de masse, ou par entraînement progressif, tandis que la logique intellectuelle se moque de l'éloquence. Traduisons cette différence en termes sociologiques. Nous dirons que le raisonnement intellectuel (comme nous le verrons) doit se conformer strictement aux règles d'un groupe défini, celui des logiciens, des mathématiciens, etc. Quand il s'agit d'un sentiment ou d'une passion, nous ne nous en tenons pas à une section limitée de la communauté. Nous cherchons partout des arguments, c'est-à-dire des appuis, des adhésions, parce que nous voulons satisfaire ou développer notre désir, et qu'il faut pour cela qu'il apparaisse conforme aux tendances de la plupart des groupes, ou des groupes les plus étendus.

C'est pourquoi nous usons du procédé par accumulation. "Le charlatan qui pérore devant un public de foire éveille tour à tour la curiosité, le désir, la peur, l'hilarité. Il invite, gourmande, et, à travers ce désordre apparent, vise avec logique un seul but : l'écoulement de sa marchandise. La brocanteuse de mariages, qui vante un parti, énumère les qualités physiques, morales, intellectuelles, la position, la dot, omettant soigneusement les valeurs négatives. Le discuteur passionné se fait une arme de tout, au hasard, pour étourdir son adversaire."

„Le procédé par gradation exige plus d'art et se rapproche davantage de la logique réfléchie. L'habileté, dans la logique rationnelle, consiste en la rigueur inattaquable du raisonnement. Dans la logique affective, l'habileté est autre. On suppose l'auditeur uni-

quement ou principalement capable d'émotion : il faut le persuader, le subjuguer, l'entraîner. Pour cela, le mieux est de l'ébranler peu à peu comme un arbre qu'on veut abattre et qui finira par tomber sous les coups. “ Mais cela revient à invoquer successivement des sentiments ou des motifs émotionnels qui ont de plus en plus de force, qui doivent exercer de plus en plus d'action sur le public parce qu'ils sont communs à des groupes de plus en plus étendus, ou auxquels ceux à qui l'on parle se rattachent de plus en plus étroitement, soit qu'on s'élève du groupe local à l'humanité, soit l'inverse.

L'essentiel est, cependant, que ces procédés, nous les appliquons aussi bien lorsqu'il s'agit de fortifier en nous un désir ou une passion, de la justifier à nos yeux, que lorsque nous nous efforçons de la faire partager aux autres. Qu'il s'agisse d'un ambitieux, d'un amoureux, de l'envie, de la haine, d'une passion politique ou religieuse, il en sera de même. Les procédés de l'art oratoire sont alors ceux-là mêmes dont nous usons pour développer notre sentiment, pour le fortifier de raison, c'est-à-dire pour lui assurer la place à laquelle il a droit non seulement en nous-mêmes, mais dans la société. Alors il change d'aspect, il est entraîné dans le courant de l'opinion, de la morale, au moins d'une certaine opinion, d'une certaine morale. Il reste sans doute individuel en son fond, mais il s'étoffe d'éléments sociaux. Il perd en partie, à nos yeux comme à ceux des autres, sa singularité et son étrangeté.

Mais ce n'est pas seulement par les procédés dont il use pour se défendre, se justifier, s'affirmer et s'imposer, qu'un sentiment prend forme collective, c'est aussi par le contenu des arguments qu'il invoque, des représentations qu'il appelle à son secours, et qui doivent s'accorder avec la conception d'un milieu plus ou moins large, et aussi d'une époque.



Rentrons maintenant dans le domaine de la science et de la recherche désintéressée, et attachons-nous d'abord à la forme des raisonnements. — Le raisonnement consiste toujours à rapporter un jugement singulier ou particulier à un jugement (ou à plusieurs) plus général, un fait pris dans des conditions déterminées d'espace ou de temps à une théorie ou à une loi ; — et nous voyons assez clairement qu'une opération de ce genre est synthétique : synthèse entre la démarche d'un esprit ou d'un groupe d'esprits particuliers, et la règle admise dans une société plus large où ils sont compris ; synthèse entre une section et le tout.

Il y a une différence profonde à cet égard entre le raisonnement

et le jugement. Tout jugement (même celui qu'on appelle synthétique) est une analyse. Jugements de fait, par exemple, ce mur est blanc : je choisis, parmi tous les éléments de ma perception, ces deux-là, le mur et la blancheur, et j'affirme qu'il y a un lien entre eux. Mais ce lien, je ne le crée pas : il est donné, dans la perception même. Jugements d'idée, par exemple, la justice est une vertu : ce rapport est simplement abstrait par moi de beaucoup d'autres où la justice se trouve prise, dont elle est en quelque sorte encadrée : la justice est impersonnelle, est imprescriptible, est un bien, est relative à certains égards, etc. ; je n'ai pas à rapprocher ce sujet et cet attribut, ils sont déjà donnés, en quelque sorte l'un dans l'autre, dans ma pensée. — Si la société intervient dans le jugement, c'est qu'elle nous pose des questions, nous oblige à examiner tel objet ou telle idée sous un aspect seulement, à oublier ou ne plus envisager temporairement les autres. Elle nous aide à mettre de l'ordre dans nos pensées et nos perceptions, et à préparer ainsi, si l'on veut, la matière de rapprochements entre ces rapports ainsi distingués, la matière, en d'autres termes, de raisonnements. Tout raisonnement en effet implique des jugements divers, correspondant à des affirmations particulières (ou générales) et s'efforce de les lier l'une à l'autre, d'en constituer une sorte d'unité.

Mais si le jugement doit être ainsi la matière du raisonnement, en quel sens dirons-nous qu'il est, lui-même, particulier ou général ? Général, il l'est toujours en quelque mesure, puisqu'en résultat de l'analyse qui l'élabore, au lieu de se présenter comme un état complexe individuel, il est une réponse à la question posée par un groupe, c'est-à-dire une affirmation à la fois intelligible et valable pour celui-ci. Mais le groupe lui-même peut être très restreint (une petite section, déterminée localement ou d'une autre manière, d'une communauté qui en comprend beaucoup d'autres) : c'est pourquoi le jugement est dit alors particulier, comme intelligible et valable pour une partie seulement de la communauté.

Soit, maintenant, le raisonnement déductif sous sa forme pure, le syllogisme. On a longtemps débattu au sujet de sa valeur, et soutenu qu'il ne nous apprenait rien que nous n'ayons su déjà. Tout dépend de ce qu'on entend par savoir. Deux jugements peuvent exister à l'intérieur d'une société, mais n'être aperçus et acceptés que dans des milieux différents de celle-ci, si bien que ces jugements n'ont pas été, jusqu'ici, mis en rapport. Par exemple, dans les milieux de moralistes, on admettra que „toute personne responsable de ses actes peut être punie, et doit l'être si elle a transgressé les lois“, et que „toute personne qui n'est pas responsable ne doit pas être exposée à des sanctions“ ; dans les milieux

de médecins, que „les sujets atteints d'aliénation ou de dérangement cérébral ne sont pas responsables de leurs actes“. Mais il s'écoulera peut-être longtemps avant qu'on conclue : „les sujets atteints d'aliénation, etc. ne doivent pas être exposés à des châtiments ou à des sanctions pénales quelconques“, le temps nécessaire pour que les deux jugements soient rapprochés, pour que les deux milieux soient amenés à les confronter. Alors c'est la société dans son ensemble, ou ceux qui se considèrent comme membres, à la fois, des deux milieux, qui tirera la conclusion. On peut dire, d'ailleurs, que la conclusion était contenue dans les prémisses, parce que chacune des deux prémisses, bien qu'elle ait été formulée d'abord dans un seul milieu, aurait été cependant admise par l'ensemble, si la question lui avait été posée, c'est-à-dire qu'elle était admise implicitement par la société toute entière. Mais, pour qu'elle le fût explicitement, il a fallu que les deux propositions et les deux milieux fussent rapprochés.

Il en est autrement, et la synthèse s'opère dans des conditions différentes, quant au raisonnement inductif. Ici, nous partons de plusieurs propositions particulières dont chacune est valable pour un groupe, mais n'est valable que pour lui, puisqu'elle correspond à son expérience et aux conditions où il se trouve, qui ne sont pas celles des autres. Conditions de temps, de lieu, dont on ne peut dire a priori qu'elles n'influent pas sur le fait observé. Maintenant, supposons que tous ces groupes particuliers soient compris dans une société plus large. Les membres de cette société, qui font partie en droit de tous les groupes, vont rapprocher ces propositions particulières, et constater qu'elles énoncent toutes les mêmes faits, dont la réalité apparaît donc indépendante de ces conditions de temps et de lieu. Pourtant, ce n'est pas là, comme eût dit Aristote, une *énumération complète*. Ces groupes, si nombreux et divers soient-ils, n'épuisent pas, leur expérience ne comprend pas toutes les conditions possibles où le fait pourrait se présenter. Si l'on passe outre, cependant, si l'on donne à la proposition une forme entièrement générale et universelle, c'est qu'on considère, au delà de la société actuelle, une société plus large qui comprendrait d'autres groupes encore, tous les groupes et toutes les conditions possibles. Or, ce qui permet et paraît légitimer ce passage à la limite, c'est que les propriétés particulières sont générales, chacune pour son groupe. C'est ce qu'on ne pourrait faire si l'on partait de propositions individuelles. Car de cas individuels, même nombreux, on ne tirera jamais rien de général.

En d'autres termes, la différence entre les deux formes de raisonnement c'est que la déduction se fonde sur l'autorité de la société tout entière, qui pose les prémisses, c'est-à-dire des

propositions générales qui valent pour tous les groupes en lesquels elle se décompose ou pourra se décomposer. Dans l'induction, au contraire, la valeur de la conclusion résulte de propositions particulières, mais de forme générale chacune, puisqu'elles sont collectives et correspondent à l'expérience de groupes : l'autorité, au lieu de descendre, remonte de bas en haut ; mais ce n'est pas, même après la synthèse, l'équivalent d'une proposition entièrement générale, parce que la société que forment ces groupes est incomplète : la proposition synthétique véritable (qui pourrait, en retournant le raisonnement, servir de base à une déduction) ne vaut que pour une société virtuelle, c'est-à-dire qu'elle n'est valable qu'en droit.

Au reste, l'induction sous cette forme même n'est possible, et toutes ces propositions particulières ne sont ainsi rapprochées, que parce qu'on a déjà l'idée dans tous ces groupes qu'il doit y avoir une proposition générale. Ou, encore, les vérités partielles des groupes paraissent des aspects ou des éléments partiels d'une même vérité, précisément parce que nous sommes dans le monde des groupes, dont chacun n'a de réalité que par rapport à une société plus large : comme si les propositions partielles n'étaient que des fragments d'une plus générale, affirmée par une société dont les groupes ne sont eux-mêmes que des parties. Ainsi, l'autorité qu'ont les propositions particulières, et qui remontera à la conclusion générale, elles l'empruntent à celle-ci, envisagée comme ce qui les légitime elles-mêmes (c'est ainsi que, pour Kant, un raisonnement de causalité repose sur l'idée que la causalité est une condition nécessaire *a priori* de toute expérience). Dans le raisonnement par induction, il y a, au fondement même, une part de déduction et d'*a priori*. C'est la preuve qu'aucun raisonnement n'est possible en dehors d'un cadre, même très large et lointain, posé par la société en principe, et sous une autre garantie que la sienne : ce qu'on peut exprimer en disant qu'aucune conclusion même empirique n'est valable, si elle n'est pas conforme à la logique du raisonnement.

Il est vrai que cette logique peut s'entendre en plusieurs sens. On sait qu'il existe une logique formelle, qui comprend les lois les plus générales du raisonnement, inférences immédiates et médiates, quel que soit leur contenu ou leur matière. Mais il ne suffirait pas, pour les dégager et les formuler, d'un effort de la pensée individuelle. Car celle-ci pourrait raisonner à sa guise, si elle ne rencontrait pas de contradicteur. Comment songerait-elle à ces règles, et pourquoi s'imposerait-elle ces prescriptions ? En fait, la logique formelle n'a pu prendre naissance et se préciser que dans une société de philosophes et de logiciens.

Nous attribuons quelquefois à Socrate le mérite d'avoir le premier posé les bases de la logique vraiment rationnelle, d'avoir découvert la vertu de la définition, le pouvoir de la dialectique. Mais, si l'on replace Socrate dans son milieu historique, on s'aperçoit que sa méthode a pris forme au contact des sophistes, que nous ne connaissons guère que par ce qu'il nous en dit, lui ou Platon, mais qui paraissent déjà avoir poussé très loin l'art de discuter. La dialectique en somme, s'est constituée dans une société très ouverte et très mouvante, où se rencontraient non seulement des individus, mais des écoles, où s'affrontaient des essais et procédés de démonstration élaborés dans des régions très diverses, en Grèce, en Asie, en Italie. C'est en raison de leurs oppositions, et de leurs contradictions internes, qu'a pu se constituer une logique supérieure, qui était comme un tribunal avec son code, ses lois, sa procédure, et dont relevait l'ensemble des logiciens, création collective qui a mis sa marque sur les esprits.

Plus tard, au moyen âge, dans le cadre des universités médiévales, la scolastique nous présente une évolution du même genre. C'est le débat, la dispute, non pas dans le for intérieur de chacun, mais dans les assemblées publiques, où les rôles sont distribués entre les docteurs ou les maîtres, où, avec la thèse et l'antithèse, les opinions des différentes écoles s'affirment et s'opposent devant le groupe des logiciens. Pour qu'un raisonnement paraisse vrai, pour qu'il soit reconnu tel, il n'importe pas qu'il s'appuie sur l'expérience, ou sur une forte conviction individuelle. C'est plutôt la tradition ou l'assentiment universel qu'on invoque, et qui ne sont qu'en somme les applications d'un même principe, dans le temps et l'espace, qui font appel à une raison dont les groupes sont les agents et les dépositaires. Il faut, surtout, que les arguments soient mis en forme. C'est la règle du jeu, à laquelle doivent se soumettre tous ceux qui entrent dans l'arène. C'est-à-dire qu'ils doivent être présentés dans un cadre et suivant une disposition logique qui est essentiellement collective. Cette façon de concevoir et de pratiquer le raisonnement se retrouvera bien au delà du moyen âge, chez les métaphysiciens du XVII[e] siècle.

Rien n'est plus édifiant à cet égard que la polémique entre Arnauld et Leibniz sur la liberté. Arnauld ne peut pas comprendre son interlocuteur, jusqu'à ce que celui-ci s'avise de présenter sa théorie sous une forme scolastique ; que la notion singulière de l'individu contient en elle-même tous les attributs de celui-ci, en particulier le fait que celui-ci accomplira librement telle ou telle action. La force d'une telle conclusion, qui nous échappe aujourd'hui, à nous qui ne faisons plus partie de ce milieu, s'impose cependant au vieux logicien, qui ne prend la thèse au sérieux qu'à

partir de ce moment. Tant il est vrai que ce n'est pas un individu qui raisonne, mais une époque et une société.

Avec le raisonnement mathématique, nous sortons de la logique formelle pour entrer dans un autre domaine. Ici encore, on a pu croire qu'un esprit, livré à ses seules forces, pourrait reconstruire toute la mathématique, toute la géométrie. En fait, il n'irait pas bien loin, s'il ne faisait point partie de la société des mathématiciens. Cette société existe en effet, elle a ses principes, ses règles, ses conventions, ses formules, son langage, ses signes, qu'elle a élaborés peu à peu, au cours du temps, au prix d'un effort collectif. La démonstration mathématique n'est une analyse qu'en apparence et après coup. En réalité, elle suppose une synthèse, c'est-à-dire le rapprochement de plusieurs propositions qui ont été établies par des groupes de chercheurs distincts. Tout problème nouveau est d'ailleurs une question qui est posée à un ensemble de mathématiciens par l'ensemble des autres. Il y a enfin une logique spéciale, qui s'applique à tout ce domaine, mais à lui seul, et qui est comme une législation qui a pour frontières les limites d'un pays. Étendue au delà, elle ne vaut plus. L'esprit géométrique doit faire alors place à un autre esprit : c'est qu'en réalité on est passé d'un groupe à un autre, qui ne reconnaît pas les mêmes lois.

Il y a eu aussi, il s'est constitué plus tardivement une société des physiciens avec une logique spéciale également, la logique et le raisonnement expérimental, qui s'est fait péniblement sa place dans un milieu intellectuel dominé par les mathématiciens. Pendant longtemps elle n'a pu se faire admettre qu'en se réclamant de la logique mathématique, et Leibniz, encore, a cru devoir démontrer mathématiquement le principe de la conservation de la force vive, et déclaré que cette démonstration était celle qui avait le plus de valeur à ses yeux.

Nous avons dit qu'on se représentait souvent le raisonnement objectif à base de données positives comme une opération de l'esprit par laquelle celui-ci entrerait en contact immédiat avec les choses, comme un décalque pris directement sur les séquences et les liaisons telles qu'elles sont données dans la réalité, sans que s'interpose entre la pensée individuelle et les objets aucune opinion préexistante, aucune représentation collective. Mais on oublie ordinairement qu'il faut un effort considérable pour adopter, en face des choses, une telle attitude, un effort dont l'individu isolé ne serait pas capable.

Sans doute, pour s'en tenir aux faits, aux données de l'expérience, il semble que ce soit assez de se maintenir en une position toute passive, de se refuser à toute interprétation qui ne résulte pas des faits eux-mêmes. Cependant, comme l'a montré

M. Lévy-Bruhl, pour un sauvage (et pour beaucoup d'hommes civilisés) l'expérience „mystique“, telle qu'elle est constituée par la tradition, par les croyances de notre groupe, est aussi naturelle, elle s'impose à eux avec autant de force que ce que nous appelons l'expérience sensible, physique et objective. Avant que celle-ci pût se dégager de la première, acquérir assez de consistance et de cohérence pour se présenter comme un tout indépendant, et même comme le tout de la réalité, il n'a pas suffi de quelques observations et de quelques réflexions suivies chez des individus isolés. L'expérience physique supposait, pour se constituer et passer ainsi au premier plan, l'existence continuée d'un groupe d'hommes n'ayant d'autre objet que de découvrir les caractères et les lois de la nature physique, d'un groupe d'hommes ayant ses définitions propres, des traditions déjà anciennes, et une méthode qui n'était qu'à lui. Aujourd'hui encore, pour devenir physicien, il faut entrer dans un tel groupe, s'y incorporer et se pénétrer de son esprit.

Ces groupes ont une histoire qu'il est bien difficile d'écrire, car on ne les aperçoit, ils ne se manifestent que lorsqu'ils ont conquis le droit d'exister. Une façon nouvelle de raisonner, telle que le raisonnement expérimental, ne pouvait se greffer simplement sur la plante encore si vivante de la vieille dialectique, qui couvrait alors de son ombre toute la société (toute la pensée sociale sous toutes ses formes). Il y avait entre l'une et l'autre une opposition trop visible. Les physiciens se sont fait peu à peu leur place en se laissant en quelque sorte oublier, parce que l'objet sur lequel ils travaillaient paraissait trop spécial, et sans rapport avec les objets ordinaires de la pensée commune. Toutes les sciences et les idées nouvelles ont poussé ainsi, ont été élaborées d'abord dans de petits groupements sans prétention apparente, en marge des disciplines officielles — qui les auraient étouffées dans leur germe, si elles avaient pu soupçonner que c'était là, pour elles, des idées ou des sciences dangereuses. Mais elles ne l'ont pas soupçonné précisément parce qu'il y avait séparation personnelle entre ceux qui les pratiquaient et les autres. De là ce qu'Auguste Comte a appelé le compromis cartésien : le monde des choses matérielles à la physique, le monde spirituel (et vivant aussi) à la vieille dialectique : en réalité, un traité au sujet de la ligne frontière qui sépare les deux groupes. Il arrive d'ailleurs, au XVIIe siècle, qu'elle passe à l'intérieur d'une pensée individuelle : c'est qu'un individu peut faire partie de la société des physiciens et de la société religieuse. Mais il n'en fait point partie en même temps, et il réserve l'emploi exclusif de chacun des deux genres de raisonnement au groupe qui le pratique lui-même exclusivement.

Dans la société des savants, nous voyons ainsi apparaître des

divisions, qui correspondent à une forme nouvelle du savoir, à un renouvellement de l'activité rationnelle ou raisonnante, manifesté et qui a pris naissance au sein d'une section restreinte de la communauté. Le raisonnement part dans une nouvelle direction, en même temps qu'une colonie nouvelle se détache dans la corporation scientifique, dès qu'elle se sent capable de constituer une société d'esprit autonome, avec une autorité sociale originale, sur laquelle ses divers membres prennent leur point d'appui. Les physiciens en face de l'esprit géométrique. Mais l'esprit expérimental va lui-même se diversifiant, malgré l'exclusivisme des groupes, peut-être à cause de cet exclusivisme même. C'est parce qu'une section scientifique croit que sa compétence s'étend, en droit, à l'ensemble des choses, qu'elle ne peut faire obstacle à la formation d'autres sections scientifiques. Il faudrait, pour les combattre, qu'elle se transporte sur leur terrain, revête leurs armes logiques, emprunte leurs instruments rationnels. Mais alors elle cesserait d'être elle-même.



Mais il y a encore d'autres logiques, collectives aussi, et constituées plus anciennement que les précédentes, développées avant elles d'abord, puis subsistant en même temps, et qui, toujours avec elles, se partagent l'esprit des hommes associés : principalement la logique des prêtres, des groupes religieux, définie, approfondie et codifiée par la société des théologiens; la logique des tribunaux, des magistrats, des avocats et hommes de loi, en vigueur de tout temps, et dans tous les pays évolués, à l'intérieur de ce qu'on peut appeler la société des juristes. L'une et l'autre, les savants d'aujourd'hui sont fondés à les sous-estimer, parce qu'elles ont un caractère normatif et prescrivent surtout ce qui doit être. Mais toute logique, en somme, est normative, puisqu'elle consiste en prescriptions que la pensée du groupe s'impose à elle-même et impose à ses membres : qu'on raisonne en mathématicien ou en physicien, on doit „se conformer à des lois, obéir à des règles", on s'expose au reproche d'avoir „commis des fautes et enfreint telle ou telle prescription".

Disons plutôt que ce sont des logiques des valeurs, des valeurs sociales, à la différence de la logique du sentiment, qui repose (mais en partie seulement) sur des jugements de valeur individuels[1]),

[1]) „L'intelligence, disait Eisler, n'est pas créatrice de valeurs, elle ne fait que reconnaître les valeurs existantes, lesquelles sont biologiques en leur fond." Ribot déclare : „La valeur des choses est dans leur aptitude à provoquer le désir, elle est

et qu'elles utilisent sans doute certaines données réelles, psychologiques et morales aussi bien que physiques, mais que, à la différence des logiques objectives, elles les subordonnent à des préférences collectives, et s'inspirent à cet égard du principe de finalité.

On voit bien, d'ailleurs, comment le raisonnement religieux ou juridique (politique) s'explique à l'origine, et pourquoi il a dû s'introduire le premier. Quand des milieux différents se constituaient en une société, ou que des groupes jusque-là séparés se fondaient en une communauté plus large, il fallait tenir compte des croyances diverses ou opposées dans ces milieux et ces groupes, et opérer entre elles une synthèse. On conservait les affirmations formulées dans des sociétés restreintes, dans la mesure où elles pouvaient se combiner entre elles, et, surtout, s'adapter aux principes d'une société plus large où elles étaient comprises. C'est peut-être dans la religion et dans le droit, c'est-à-dire dans la société religieuse et dans la société politique, que de tels problèmes se sont posés d'abord. Mais il en a été de même, progressivement, sur d'autres plans, philosophique, scientifique, pratique, et dans les communautés correspondantes.

Or, il se peut qu'à l'origine, et en certaines périodes de l'évolution historique, ces sociétés diverses aient tendu à s'inspirer dans leurs raisonnements d'une même logique : au moyen âge, de la dialectique, aussi bien en matière de théologie et de politique que de science et de philosophie. Toutefois, progressivement, divers domaines se sont constitués, avec des groupes correspondants. La philosophie s'est distinguée de la théologie, la science de la philosophie, la science expérimentale de la mathématique, cependant que les diverses organisations nationales, politiques, économiques se différenciaient de leur côté. Ainsi se sont constituées autant de logiques distinctes, dont chacune n'est valable qu'à l'intérieur du groupe qui s'en inspire et qui l'a fixée.

Il se trouve que des hommes appartenant à ces communautés diverses se rencontrent, opposent leurs méthodes de raisonnement, appliquent des méthodes différentes, développées et mûries à l'écart l'une de l'autre à une même question. Partout, même, bien des individus font partie à la fois de plusieurs de ces groupes, si bien que

---

proportionnelle à la force du désir.“ (Logique des sentiments.) Il en conclut que les valeurs sont purement subjectives, c'est-à-dire individuelles. Pourtant, même dans l'ordre des sentiments, il existe et se manifeste des préférences collectives, des approbations et condamnations par un groupe, et la société peut développer et créer de toutes pièces en nous des désirs et des passions. Nous les trouvons, formulés et acceptés collectivement, dans certains milieux, et nous pouvons d'ailleurs chercher ceux qui s'accordent avec nous à cet égard.

dans leur esprit se heurtent plusieurs logiques. Il y en a autant, en effet, que de sociétés distinctes. N'en concluons pas, cependant, que la pensée individuelle est comme une tour de Babel, ou un asile de Bedlam. Toutes ces logiques partielles ont en effet une même origine. Elles se sont différenciées à l'intérieur d'une logique plus large qui s'exprime dans le langage (grammaire, syntaxe), dans la vie pratique, dans la vie commune, de même que les divers groupes font partie de la société en général. Cela suffit pour que, si diverses soient-elles, elles puissent subsister côte à côte, à condition, bien entendu que chacune d'elles n'empiète pas systématiquement et de façon trop durable sur des domaines qui ne sont pas le sien.

Il y a autant de logiques distinctes que d'aspects déterminés ou déterminables des choses, pouvant devenir centres d'intérêt pour une communauté. De ces logiques, chacune d'elles doit être rigoureusement exclusive, et cependant tolérante aussi, dans la mesure où elles développent toutes quelqu'attribut de l'espèce, et s'en rendent compte, pour elles comme pour les autres.

Zur Sozialpsychologie des Raisonnement.

Die Psychologie des Raisonnements hat bisher keine zureichende Beachtung gefunden. Das Raisonnement wurde nur als eine innersubjektive Reflexion oder als eine Beziehung zwischen dem Individuum und den gegebenen Sachen behandelt, nicht aber als ein weitgehend durch die gesellschaftliche Situation des Individuums begründetes Verhalten. Die Arbeit von H. will diesen Aspekt zur Diskussion stellen. H. unterscheidet das Raisonnement, das auf „sentiment" und „passion" beruht, von dem „raisonnement intellectuel". Während letzteres nach den allgemeinsten logischen Grundprinzipien verfährt und dementsprechend Allgemeingültigkeit beansprucht, benutzt ersteres als Prämissen bestimmte Urteile und Anschauungen, die nur für einzelne Gruppen der Gesellschaft Gültigkeit haben, und wendet sie auf den individuellen Fall an. H. versucht, einige gesellschaftliche Charaktere dieses Raisonnements herauszuarbeiten. Erläutert wird die Unterscheidung der beiden Arten von Raisonnement an Hand von Paretos Begriff der nichtlogischen Handlung und durch die Kategorien der „résidus" und „dérivats".

Remarks on the Social Psychology of Reasoning.

The psychology of reasoning (raisonnement) has not received special attention. Reasoning is analyzed only as inner subjective reflection or as a relationship between the individual and given subjects, not as an activity based largely on the social situation of the individual. This article discusses the latter aspect. H. differentiates reasoning based on „sentiment" or „passion" from „intellectual reasoning." The latter follows general logical

principles and therefore lays claim to universal validity, whereas the former type has as its premises specific judgments and notions which are valid only for individual groups in society and it applies these premises to the individual case. H. seeks to work out certain social characteristics of the latter type. The distinction between the two sorts of reasoning is developed with the views of Pareto's concept of non-logical activity and the categories of „residues" and „derivatives".

Die Philosophie der absoluten Konzentration.

Von
Max Horkheimer.

Das neue Buch von Marck[1]) stellt offenbar den Entwurf einer Ideologie dar, zu der sich die verschiedenen Gruppen der Opposition in Deutschland und ausserhalb verstehen sollen, eine Art weltanschaulichen Einigungsprogramms. Angesichts der vielen ähnlichen Versuche fordert es keine besondere Kritik heraus. Die Angemessenheit des Zwecks, der deutlich aus jeder Zeile spricht, im einzelnen zu erörtern, kann hier ohnehin nicht die Aufgabe sein. Die lautere Gesinnung, die Marck stets praktiziert hat und die sich auch in diesem Buch wieder zu erkennen gibt, rechtfertigt es jedoch, dass wir uns an dieser Stelle mit ihm befassen. Das unversöhnliche Urteil gilt nicht dem Autor, sondern der Sache. Jenem traut es zu, sie doch noch aufzugeben. Die pazifistische Haltung, die 1918 vor dem Frieden dem Philosophen als ein Ausweg aus dem Dunkel erschien, ist inzwischen ein dunkler Ausweg aus der Philosophie geworden.

Marck bekennt sich zum „Neuhumanismus". Es ist nicht ganz klar, was er unter dem alten Humanismus versteht, den christlichen Humanismus, die Philologie der Renaissance oder gar Feuerbachs Materialismus. Jedenfalls lässt er keinen Zweifel daran bestehen, dass der neue über den alten Humanismus erhaben sei. „Eine Bewegung, die sich als Phönix aus der Asche erhebt, hat ihre naive Unmittelbarkeit verloren." Das Gefieder des mythischen Vogels schimmert diesmal in blauer, gelber und roter Farbe; er wiederholt kurrente philosophische Begriffe der Nachkriegszeit. Es gibt unter den philosophischen und wissenschaftlichen Modeströmungen seit dem Expressionismus, die in Deutschland eine vorübergehende Stätte gefunden und ihre Ausläufer jetzt in die weite Welt gesandt haben, kaum eine, die im Neuhumanismus nicht wenigstens durch terminologische Anspielungen beschworen würde. So ziemlich allen politischen und religiösen Gruppen, die mit dem Faschismus vielleicht unzufrieden sein könnten, wird etwas ge-

[1]) Siegfried Marck, Der Neuhumanismus als politische Philosophie. Der Aufbruch. Zürich 1938. (211 S.; schw. Fr. 6.—; geb. schw. Fr. 8.—)

bracht, worin sie sich wiedererkennen. Die einzelnen Anschauungen werden dabei so zugerichtet, dass immer auch die anderen Kontrahenten sich damit einverstanden erklären können. Die Gedanken verlieren jeden Unterschied gegeneinander und damit den letzten Rest ihrer ohnehin problematischen Substanz. Der Neuhumanismus ist eigentlich nicht einmal bunt, sondern eintönig grau.

Am schlimmsten ergeht es der Religion. In den Gottesbegriffen der Geschichte reflektierten sich die Wünsche der Menschen, die Sehnsucht nach ewigem Leben, Macht, Gerechtigkeit. Das neuhumanistische Gottesbild verrät bloss die Sehnsucht nach der regierungsfähigen Mehrheit, die in der Weimarer Republik schliesslich nicht mehr zustande kam. Gott ist „die eigentliche Mitte, zu der die Gegensätze, die Totalität, zu der die Teile konvergieren. Er ist die absolute Konzentration, dem alles Begrenzte und Dämonische als Exzentrizität gegenübersteht.“ Wer gegen solche Bestimmungen Gottes nicht durch die Erinnerung an eine bessere theologische Tradition gefeit ist, könnte allein schon durch die geschichtliche Erfahrung gewarnt werden, dass Konzentrationen, welche die „Exzentrizitäten“ rechts und links als dämonisch austreiben, sich in der Praxis schliesslich entscheiden müssen, mit welchem Teufel der Anfang zu machen sei. Nachdem in Deutschland im Jahr 1919 diese Entscheidung gefallen war, ist die Entwicklung bis 1933 konsequent gewesen. Die Vorstellung, welche die angebliche Mitte von sich selbst besass, blieb als politische Ideologie erhalten, während ihre längst erschütterte gesellschaftliche Grundlage vollends zerfiel.

„Gott ist ein Grenzbegriff“, sagt Marck, damit auch der Neukantianismus nicht leer ausgehe. Aber bei Cohen, dem diese grausliche Behauptung so kaum zuzutrauen ist, gibt es wenigstens kein rechts und links, kein oben und unten von einer göttlichen Mitte, geschweige denn bei irgendeinem, der „in naiver Unmittelbarkeit“ auf himmlisches Erbarmen hofft. Die Vorstellung von den dämonischen „Exzentrizitäten“ ist in der Religion wie in der Politik unmöglich. Die unfreiwillige Offenheit, mit der in den scheinbar tiefsinnigen Ausdrücken der neuhumanistischen Religionsphilosophen eine falsche politische Absicht zum Vorschein kommt, rührt daher, dass die religiösen Impulse nicht in der richtigen Politik zum Vorschein kommen. Die in der Politik aus Taktik gemässigte Wahrheit nimmt Rache und macht die Religion zum Bekenntnis einer mässigen Politik.

Die Religion bildet nur eine der Komponenten des Neuhumanismus. Auch der Liberalismus liefert „unsterbliche Motive zur humanistischen Konzentration“. Der Liberalismus aber ist in

Europa dahin. Das nach ihm benannte Gesellschaftssystem des letzten Jahrhunderts war die schrankenlose Herrschaft des kapitalistischen Wertgesetzes : die Aufklärung, übergegangen in die Praxis des Konkurrenzprinzips. Soweit die gegen Kirche und Absolutismus gerichteten Losungen über die Bedürfnisse des Bürgertums hinausgingen und den Anspruch aller Menschen auf freie Entfaltung und auf Anteil an den Glücksmöglichkeiten zum Ausdruck brachten, wurden sie hypostasiert. Die Harmonie wurde in der Idee gepriesen und von der Praxis desavouiert. Das Mittelalter hatte den Herrn einen Herrn und den Knecht einen Knecht genannt. In der Neuzeit verschwand die Ungleichheit hinter dem Begriff des Bürgers. Der Übergang zu dieser Wirtschaftsweise war ein geschichtlicher Fortschritt, der eine Periode der Produktivität und des Grauens eingeleitet hat. Die Geschichte dieser Periode enthält nicht bloss das Kapitel der Judenemanzipation, sondern auch das der Workhouse Tests, der Niederwerfung der Kommune und des Schreckens der Kolonialverwaltung. Die Fortdauer ihrer Ideologie ist ebensowenig möglich wie diejenige ihrer ökonomischen Grundlagen. Der Einwand, dass der klassische Liberalismus wenigstens die richtigen Ideen hatte und es nun bloss darum zu tun sei, sie auch anzuwenden, kann hier nicht verfangen. Wer heute Freiheit sagt, muss sehr genau verständlich machen, was er meint. Die Freiheit in abstracto verträgt sich zu gut mit den Erlassen französischer Polizeipräfekturen und der Erlösung unserer österreichischen Brüder.

Der isolierte Gebrauch solcher Kategorien ist seit Hegel unmöglich geworden. Sie sind wahr nur im Ganzen der Erkenntnis, und zwar als kritische, die partikularen Wahrheiten und Zustände im einzelnen negierende, über sie hinaustreibende Funktionen. Sie bewähren sich als solche nicht dadurch, dass man sie verkündet oder dass man sie zustimmend oder missbilligend den Menschen vorhält. Die Darstellung der je herrschenden Wirklichkeit als einer widerspruchsvollen, inadäquaten, schlechten Wirklichkeit, die erst noch zu sich selbst kommen muss, und die entsprechende Praxis ist die einzig legitime Art, von den Ideen Gebrauch zu machen. In der Französischen Revolution gingen die Losungen der Menschenrechte noch nicht völlig in den Zwecken auf, die in ihrem Namen angestrebt wurden. Im 19. Jahrhundert aber ist das Reden von Freiheit und Gleichheit bereits neuhumanistisch geworden, nicht weil die Ziele schon verwirklicht gewesen wären, sondern weil jede klare Beziehung zur historischen Gegenwart und Aktivität verschwunden ist. Sie sinken zu Idealen herab. Im Liberalismus verklärt das Ideal die Wirklichkeit, der man es vorhält; die dem Verfall zutreibende Entwicklung der

herrschenden Gesellschaftsform erscheint als Teil des ungebrochenen Fortschritts. Das Ideal übt einen versittlichenden Einfluss aus. Das Bekenntnis zur Freiheit, die ihren Sinn behält, „gerade weil sie niemals voll realisiert wird", sanktioniert die stets realisierte Unfreiheit. Die Massen waren damit nicht zu halten. Auch für die sinnvolle Teilnahme an „Konzentrationen" ist die Voraussetzung, dass man illusionslos analysiert und theoretisch stichhaltige Ziele hat.

„Bildungsliberalismus, Prinzip der Kritik, Religion der Freiheit, Menschenrechte, die ‚droben hangen unveräusserlich', bilden die gegenüber dem Machtstaat defensiven Elemente des Liberalismus, ohne die keine Zivilisation möglich ist, mit deren Vernichtung die Barbarei beginnt." Die defensiven Elemente haben es nicht verhindert, dass die Liberalen, die es durften, in Deutschland zum „Machtstaat" übergelaufen sind, nicht weil sie schlechte Liberale waren, sondern weil im Liberalismus die droben hangenden Menschenrechte ihren wahren Sinn und Halt, ihren Daseinsgrund im fest gegründeten Verfügungsrecht über Produktionsmittel besitzen und daher folgerichtig preisgegeben werden, wo eben dieses in Gefahr steht. Die richtigen Liberalen sassen damals nicht in der Frankfurter Zeitung, sondern im Direktorium der I. G. Farbenindustrie, und sie sind sich alle treu geblieben. Wie stark die „gegenüber dem Machtstaat defensiven Elemente des Liberalismus" sich in der übrigen Welt erweisen, bleibt abzuwarten.

Auch der Sozialismus darf in der Konzentration nicht fehlen. Der Neuhumanismus will eine gerechte genossenschaftliche Ordnung des ökonomischen Lebens und „vor allem" eine krisenfeste Wirtschaft. Marx hat den Sozialismus nicht richtig verstanden. Der Marxismus enthält zwar „humanistische Motive, aber er kann den sozialistischen Humanismus nicht positiv definieren, da er als politische Philosophie unzureichend ist." Marck lehnt den „revolutionären Opportunismus" ab. „Eine autonome Geschichtsphilosophie und Anthropologie wird der christlichen wie der marxistischen die kritische Dialektik der immanent transzendenten Betrachtungsweise entgegenstellen." Wie mit so etwas die gerechte Ordnung des ökonomischen Lebens und vor allem die krisenfeste Wirtschaft herzustellen ist, wird bloss angedeutet. Die Annahme scheint jedoch begründet, dass eher Oppenheimer als Marx zur positiven Definition des Sozialismus berufen wäre, den der Neuhumanismus im Sinne hat. Oder sollte Marck überhaupt an keine Theorie des Eigentums und der Klassen denken ? Dann bliebe nicht nur vom Liberalismus, sondern auch vom Sozialismus bloss eine „Bildungsidee" übrig, er rückte in die Nähe des Grossen Kurfürsten und des vulgären unverbindlichen Sprachgebrauchs.

Marck stimmt sonach nicht dem marxistischen, sondern einem „kulturell und antimaterialistisch gerichteten Sozialismus“ zu und hätte gegen seine Bezeichnung als einen idealistischen nichts einzuwenden, wäre nicht „das Wort Idealismus durch den Gebrauch schöngeistiger Epigonen abstrakt geworden und in Misskredit gekommen.“ Er zitiert so viele Philosophen der Gegenwart mit offenkundigem Respekt, dass nicht leicht zu erraten ist, wen er hier im Auge hat. Die Schöngeistigen unter den approbierten deutschen Philosophen der Gegenwart sind bekanntlich alle realistisch und konkret. Nicht der idealistische, sondern der „sozialistische Humanismus“ ist nach Marck der richtige Begriff. „In seinem Namen bereits bringt er es deutlich zum Ausdruck, was er sein will : ein Kultursozialismus, ein freiheitlicher Sozialismus. Freilich ein Kultursozialismus, der sich der ‚materiellen‘ Emanzipation des Proletariats nicht entgegensetzt, der diese vielmehr zu seiner Voraussetzung hat und sich als ein ihr notwendiges und sie geradezu konstituierendes Element betrachtet.“ Der Sozialismus ist „als Gesamtbewegung ein Kampf für Kultur“ — und nicht einmal gegen die „materielle“ Emanzipation des Proletariats gerichtet. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie sollte vor der Kulturliebe warnen. Anstelle des kritischen Verhaltens zur herrschenden Kultur, das die einzige Zukunftschance für die Erhaltung ihrer Elemente gewesen wäre, war vielfach das Bestreben zu erkennen, sich die bürgerliche Weisheit von vorgestern als Prunkstück umzuhängen, wie die Bauern die vergangene Mode ihrer Herren anlegen. Eben weil der Kampf um Kultur zugleich ein Kampf gegen eine bestimmte Kultur ist, ja als solcher unmittelbar in Erscheinung tritt, ist er keine „Gesamtbewegung“ im Sinne Marcks.

Der Neuhumanismus unterhält auch enge Beziehungen zu Wissenschaft und Literatur. Ein wenig verspätet stellt Marck die Behauptung auf, die philosophische Anthropologie, die doch vor 15 Jahren in Köln in Blüte stand, beginne „sich heute ihr Recht zu erobern“. Die Vorstellung, gerade jene Schelersche Invention stelle „die Freiheit als konstitutives Element des menschlichen Wesens wieder her“, ist recht übertrieben. Die Herstellung der menschlichen Freiheit geschieht, wenn überhaupt, so jedenfalls nicht durch die falsche anthropologische Versicherung, dass sie in „sterblichen Erscheinungsformen“ und „vergänglichen Gewändern“ existiere, sondern durch die theoretische und praktische Kritik der bestehenden Unfreiheit. Marck bekennt sich ferner zur „Gestaltwissenschaft“. Überall findet er neuhumanistische Ansätze und erklärt deshalb, dass „die Gegenwart von den verschiedensten Seiten her zu einem konkreten Bild des Menschen“

vordringt. „Kritische Denkpsychologie, neue Monadologie, Gestaltdenken, Philosophie der schöpferischen Mitte, organische Ganzheit“ — Begriffe, die eben an die wahren „schöngeistigen Epigonen“ gemahnen — führt er als solche hoffnungsvollen Namen an. Marck meint, sie bringen den Menschen zu sich selbst, „zur Erkenntnis des eigenen Mittelpunkts, zu jenem ‚Bei-sich‘, das die Freundschaft mit dem Sein nicht ausschliesst, das aber vor der Auslieferung an ein impersonales Sein schützt.“ Philosophie ist hierzu nicht imstande. Solange die Welt nicht von Grund auf verändert ist, gibt es keine Freundschaft mit irgendeinem Sein, und wäre es das des Führers, die auf die Dauer vor der Auslieferung an das impersonale Sein der Wand schützt, an die man gestellt wird. Es wäre ein grosser Fehler anzunehmen, dass vor den Herren des „Machtstaats“ die schöpferische Mitte oder der eigene Mittelpunkt oder wie solche dubiosen Namen für ein angebliches personales Zentrum lauten mögen, sich frei erhalten könnten, wenn die Peripherie verhaftet wird. Seit den guten alten Zeiten der Inquisition ist die Technik fortgeschritten, und eben deshalb trifft die philosophische Anthropologie nicht zu.

Als höchster Protektor des Neuhumanismus aber ist nicht Cohen oder Scheler, sondern Thomas Mann auserwählt. In grenzenloser Bewunderung wird seine „philosophische und politische Sendung“ gepriesen. Sie fasst alles zusammen. „In dichterischer und prophetischer Form konzentriert diese Botschaft das, was eine philosophische Anthropologie der Epoche reflektierend herausarbeitet.“ Wir wollen der sachlichen Begründung dieser Krönung Thomas Manns zum summus philosophus nicht auf den Grund gehen. Sie ist im wesentlichen auf einem Satz aus dem „Zauberberg“ aufgebaut : „Der Mensch ist Herr der Gegensätze.“ Der Satz, übrigens von Nietzsche inspiriert, enthält nach Marck „das Programm eines der Menschenliebe durchaus nicht entbehrenden, sie im Gegenteil bedingenden Nichtkonformismus. Es stellt die Person und ihren Urgrund über jede, auch die erhabenste Sache. Die Person erst muss diese weihen in ihrer freien Entscheidung.“ In Hegels Philosophie werde der Mensch „logisch und historisch zur Marionette des Weltgeistes herabgesetzt“. Die Wahrheit der Hegelschen Logik, ganz zu schweigen von der Marxschen Theorie, kann sich mit Thomas Manns humanistischem „Personalismus“ nicht messen. Mann stellt sich „ausserhalb des Schemas der impersonalen Dialektik“. Er hütet das Weimarer Erbe und formt das Bild des neuen Menschen : „ältester Mythos und jüngste Gegenwart begegnen sich in seinem Schaffen.“

Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, dass Thomas Mann sich bei der „philosophisch-politischen Botschaft“, die ihm

der Neuhumanismus aufträgt, nicht ganz wohl fühlt. Dem Autor des Felix Krull mag es schwer fallen, als Verkünder einer autonomen Geschichtsphilosophie und Anthropologie und als Parteigänger der kritischen Dialektik der immanent transzendenten Betrachtungsweise zu figurieren. Sein Werk enthält auch virtuell kein der Gegenwart angemessenes Programm, gewiss nicht dasjenige eines „die Menschenliebe... im Gegenteil bedingenden Nichtkonformismus." Die Lasurfarbe der Ironie jedoch, die der Erfahrene noch über Thomas Manns politischen Kompositionen entdecken mag, lässt etwas vom Grunde durchscheinen : eine sehr passive Resistenz. Sie hat mehr mit unkonformistischer Praxis zu tun als die weltanschaulichen Deckfarben, an denen das Auge des Neuhumanisten haftet. Dass Thomas Mann sich heute, ebenso wie es sein von Marck nur beiläufig erwähnter Bruder schon seit langem getan hat, gegen die Vollstrecker der totalen Weltordnung erklärt, ist befreiend. Auf Grund seiner literarischen Leistung wiegt sein Zeugnis schwerer als das eines Unbekannten. Prophetische Ambitionen liegen ihm fern.

Thomas Mann darf erwarten, dass die politische Theorie und Praxis sich selbständig und notfalls im Widerspruch zu seinen Ideen entwickeln. Er hätte das Zeug, sich auch dann für sie zu entscheiden. Nach seinem eigenen Wort besitzt er „die Selbstkritik, die unsere bedingte Lebens- und Geistesform sich öffnen lässt dem, was wir nicht mehr sind, was nach uns kommt, der Zukunft." Bei der Hochflut ergebenen Ansinnens an ihn muss ihm zuweilen die Unterscheidung schwer fallen, ob für eine neue Menschheit eingetreten oder Reklame für betriebsame Eliten durch ihn gedeckt werden soll. Die Ausführung der Absicht, nicht einfach seiner gütigen Natur zu folgen, sondern mit Vorsicht und Gerechtigkeit seine Entscheidung zu treffen, wird Thomas Mann in diesem Lärm nicht leicht gemacht. Für Politiker jedoch, die aus der korrupten Umwelt herausführen wollen, sollte ein guter Name in ihr noch keine Empfehlung sein. Die krampfhafte Bemühung um Grössen möglichst unverdächtiger Herkunft ist Opportunismus, wenn auch kein revolutionärer.

Auch Goethe wird dem Neuhumanismus eingegliedert. Man könne „den Sinn des Schöpferischen, Übergegensätzlichen und Menschlichen am besten an ihm studieren. Die Auswertung der Goethebotschaft, die Erfassung seines Mittlertums in seinem kritischen Sinn... gehört zum spezifisch neuhumanistischen Betätigungsfeld." Dabei haben die deutschen Nachkriegsuniversitäten sich auf diesem Betätigungsfeld doch nach Kräften getummelt. Marck ist nicht damit zufrieden. 1932, das hundertste Todesjahr Goethes, „wurde von der Auseinandersetzung Hindenburg-Hitler

beherrscht, vom Hunger der Arbeitslosen, vom schleichenden Bürgerkrieg. Die schöpferische Mitte hatte in jenem Jahr keine Erfüllungschancen. Wird einmal die Zeit kommen, in der den Deutschen ihre grösste Gestalt zu einem Modell für Verwirklichungen im Bereich von Volk und Staat werden wird ?" Hindenburg und Hitler haben sich nicht auseinander-, sondern zwecks Verwirklichungen im Bereiche von Volk und Staat zueinandergesetzt. Hitler entspricht viel besser dem Begriff einer „grössten Gestalt" und erst recht der Vorstellung des Modells als Goethe. Marck ist ein ehrlicher Gegner des Faschismus. Deshalb sollte die Durchsetzung seines Denkens mit Klischees der bekämpften Geistesart ihn an seinem Neuhumanismus irremachen. Bei aller Besorgnis vor dem Dogmatismus und sonstigen Unannehmlichkeiten, welche der Gebrauch der alten Terminologie im Gefolge hat, ist es immer noch theoretisch einwandfreier und zeitgemässer, sich für die Entfesselung der Produktivkräfte einzusetzen, als nach Erfüllungschancen für die schöpferische Mitte Umschau zu halten. Die Wahrscheinlichkeit, in eine hoffnungslose Minorität zu geraten, ist zu einer Zeit, wo die Hoffnung der Menschheit nicht so sehr bei Konzentrationen als im Konzentrationslager aufgehoben ist, kein ganz so vernichtendes Kriterium, wie es manchem politischen Philosophen scheint. Eine Vereinigung philosophischer Anthropologen und anderer Autonomisten, mit dem massenfeindlichen Ortega y Gasset an der Spitze, kann von der Theorie und Praxis der Geschichte hermetischer abgeschlossen sein als der isolierteste Literat, der an jenen Konzentrationen bloss zu nörgeln weiss.

Marck verkennt den Nationalsozialismus, weil er die Republik verkennt, in der er gross geworden ist. Der autoritäre Staat charakterisiert den Abschnitt der europäischen Gesellschaft, der den Liberalismus ablöst. Er bedeutet Unterdrückung auf höherer Stufe. Die Aufgabe, die von den Produktionsmitteln getrennten Massen zu beherrschen und das Volk für den Kampf auf dem Weltmarkt zu ertüchtigen, die jetzt von der eigens dafür etablierten Bürokratie systematischer betrieben wird, hat sich aus dem Liberalismus ergeben. Weil sie mit der Trennung der Gewalten, mit der Parlamentsregierung nicht mehr zu lösen war, hat die Bourgeoisie, d. h. ihr wenn nicht bilanzmässig, so ökonomisch mächtigster Kern wohl oder übel zum Faschismus gegriffen. Die Entscheidung war mit Risiken und schweren Kosten verknüpft. Sie hat sich inzwischen als richtig erwiesen. Die deutsche Armee war keine Fehlinvestition. In der internationalen Konkurrenz ist es nicht anders als in der nationalen : den letzten beissen die Hunde. Den Vorteil haben die, welche sich unter dem Druck der Verhältnisse am rasche-

sten zur Umstellung entschliessen. Die anderen müssen mit weniger vorlieb nehmen. Die Beute aber, die dem Faschisten zufällt, gehört ihm von rechtswegen, er ist des Liberalismus legitimer Sohn. Die grossen Vermögen haben ihm nichts vorzuwerfen. Noch das äusserste Entsetzen heute hat seinen Ursprung nicht 1933, sondern 1919 in der Erschiessung von Arbeitern und Intellektuellen durch die feudalen Helfershelfer der ersten Republik. Die sozialistischen Regierungen waren essentiell ohnmächtig. Anstatt zur Basis vorzudringen, blieben sie lieber auf dem schwankenden Boden der Tatsachen stehen. Die Theorie hielten sie im Herzen für eine Schrulle. Die Regierung machte die Freiheit zur politischen Philosophie anstatt zur politischen Praxis. Selbst wer privat allen Grund dazu hätte, sollte der Menschheit keine Wiederholung wünschen. Sie verliefe genau so wie das Original.

Der Nationalsozialismus ist nicht eine Art kitschiger Literatur, über die man sich in der Emigration mokieren könnte, sondern das geschliffenste politische System der Gegenwart. Die autoritären Regierungen schauen dem Neuhumanismus der Staatsmänner des Völkerbunds bis auf den Grund. Auf die durchgebildete Begrifflichkeit der Ideologie kann der Nationalsozialismus verzichten und seine sogenannte Weltanschauung nach Bedarf konstruieren, weil er die unterdrückten Massen durch Gewalt, ökonomische Zukunftschancen und seine Art Befriedigung bei der Stange hält. In verkehrter Form zeigt seine theoretische Kritik der parlamentarischen Ideologie und seine Praxis einer Planwirtschaft der Herrschenden mehr Sinn für die gesellschaftliche Wirklichkeit, als der Neuhumanismus sich träumen lässt. Die Nation im Munde Hitlers ist so substantiell wie das Christentum des amtierenden Erzbischofs von Canterbury. Der Versuch, den Nationalsozialismus wesentlich bei der nordischen Physik, der Rassenlehre oder der Machtphilosophie anstatt stets zugleich in seinem „Quellpunkt", den er mit dem Liberalismus gemein hat, anzupacken, ist oberflächlich, wie gut gemeint er sei. Der Nationalsozialismus kann es sich gestatten, in der idealistischen Philosophie ein Stümper zu sein, weil er in der kapitalistischen Realität ein Meister ist.

Das Ende des Buches eröffnet einen politischen Ausblick. Marck will „keine schöngefärbten Bilder der Zukunft malen", denkt jedoch „bei all dem hier Angeführten an die Möglichkeit einer zweiten deutschen Republik." Sie hat wie die erste andere Staaten zum Vorbild. „Die drei grossen westlichen Demokratien, der Staat Masaryks und Beneschs haben Wirklichkeiten dieser Art vorgelebt, — mit allen Relativitäten und Beschränktheiten, die dem Menschlichen eigen sind." Die Vorbilder, die damals alle noch existiert haben, werden von Marck als freiheitliche Volksstaa-

ten interpretiert. Vom Dritten Reich aber übernimmt die zweite Republik drei Errungenschaften : „den Einheitsstaat, das Propagandaministerium und die Wehrsouveränität". Diese neuhumanistische Lösung ist nach Marck nur im Rahmen einer Lösung „des gesamteuropäischen Problems in demselben Sinne" möglich. In einer Anmerkung erklärt er bekümmert, der Verlauf des Jahres 1938 habe „bisher unsere Hoffnungen sinken lassen". Auch eine richtige Theorie kann zu trügerischen Hoffnungen Anlass geben. Die Enttäuschung kann zu Revisionen und zuweilen auch zur Überwindung von Revisionen führen. Die grossen westlichen Demokratien haben seit dem Erscheinen des Buches dem Staate Masaryks und Beneschs eine Lektion erteilt, die auch dem Neuhumanismus dienen könnte.

Marck erhebt gegen die Zeitschrift für Sozialforschung den Vorwurf, dass nach ihrer Auffassung alle philosophischen und wissenschaftlichen Kategorien „durch ihre Verflechtung in den menschlichen Arbeits- und Produktionsprozess definiert werden. Begründungen dieser Forderung aus der Sache selbst, d. h. den immanenten Gesetzlichkeiten des Philosophierens und der Analyse der Zeitkategorien wird man allerdings bei Horkheimer vergeblich suchen." Wenn unsere Intention damit auch nicht eigentlich getroffen ist, so meinen wir immerhin, dass Philosophie, die sich als politische bezeichnet, längst in die Kritik der politischen Ökonomie umgeschlagen ist. Sie demaskiert entweder die geschichtliche Situation oder fällt den schöngeistigen Epigonen zu. In der Immanenz der gesellschaftlichen Verhältnisse des Monopolkapitalismus lässt sich die immanent transzendente Behandlung der Freiheit nicht durchhalten : sie ist ihnen zu transzendent. Die philosophische Anthropologie muss zur denunzierenden Physiognomik werden. Vor vier Jahren sind in dieser Zeitschrift Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie publiziert worden. Ein Vergleich jenes Aufsatzes mit der Lehre vom Herrn der Gegensätze kann die Differenz erhellen. Unter anderen anthropologischen Qualitäten wird die der Treue zum gegebenen Wort erörtert. Die Grundlage von Versprechungen, heisst es im Zusammenhang mit einem ökonomischen Exkurs, „wird schmäler von Tag zu Tag. Denn nicht mehr der Vertrag, sondern Befehlsgewalt und Gehorsam kennzeichnen jetzt in steigendem Mass den inneren Verkehr. Die ökonomischen Vorgänge wirken durch die sozialen Verhältnisse auf die gesamte geistige Welt und damit auf die Verfassung der menschlichen Natur. Früher galt die Macht als unmoralisch, wenn sie mit Verträgen in Konflikt kam. Heute verstösst ein Vertrag gegen die Moral, wenn er den Machtverhältnissen zuwiderläuft. Das wissen alle, die damit zu tun haben, und schon darum

müssen Verträge sich zuweilen rascher folgen, und der Abschluss mag leichter fallen als ehedem. Ihre Tragweite steht fest : sie gelten praemissis praemittendis, sie umreissen oberflächlich die Landkarte der Interessen in einem historischen Moment.“[1])

Wir haben inzwischen unsere Auffassung noch differenziert und publizierten geraume Zeit vor dem meeting in Godesberg eine weitere Reflexion über ein mit jenem ersten verwandtes Thema.

„Verhandeln hat zu verschiedenen Zeitaltern ein verschiedenes Gesicht. Was jetzt dadurch erreicht wird, ist die Festigung der Herrschaft des schwersten Kapitals in ganz Europa. Die nationalen Gegensätze zwischen den industriellen europäischen Grossmächten werden im Augenblick hinter die Notwendigkeit politischer Neuorganisation zurückgestellt. Schleichend oder in auffälligen organisatorischen Akten nähert sich die Welt innen- und aussenpolitisch der Diktatur als der dem Monopol am besten angepassten Regierungsform... Die skeptischen Diplomaten der nichtautoritären Länder in Europa, die aus Kulturliebe der Barbarei Konzessionen machen, haben dogmatische Bankiers hinter sich, die um ihre Guthaben bangen. Und selbst diese werden schwerlich gerettet werden. Machiavelli schreibt, ‚dass ein Feldherr der Schlacht nicht ausweichen kann, wenn der Gegner durchaus schlagen will‘. Er verhöhnt die ‚Müssiggänger von Fürsten oder solche weibische Republiken‘, die ihren Feldherrn bloss die Instruktion der Vorsicht geben. Die skeptischen Individuen und Gemeinwesen, die am Ende der bürgerlichen Epoche diese kraftlose Taktik einschlagen, sind solchem Vorwurf entrückt, sie wollen gar nicht siegen.“[2])

Solche Analyse von Zeitkategorien, die freilich zu Existentialen des Daseins nur umständlich sich verdünnen liessen, verzichtet gern darauf, sich wie die neuhumanistische Ontologie des Völkerbunds aus angeblichen immanenten Gesetzlichkeiten des Philosophierens herzuleiten.

Das illusionäre Bild der grossen westlichen Demokratien ist einer „politischen Philosophie“ nicht so äusserlich, dass sie vom Schicksal der Demokratien nicht betroffen wäre. Der philosophische Begriff des Menschen wird besser noch durch die getreue Zeichnung des verhandelnden Staatsmanns negativ bestimmt als positiv durch das Lob des Herrn der Gegensätze. In dieser Zeit, in der eine saubere Elite von Wirtschafts- und anderen Führern sich verschwört, um die Massen mit Blindheit und die Intellektuellen mit dem unentwegten Sinn fürs Grosse zu schlagen, ist die Theorie

---

[1]) Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang IV (1935), S. 14/5.
[2]) a. a. O., Jahrgang VII (1938), S. 32/3.

mit dem Versuch identisch, bei dem Verstand zu bleiben, zu dem die Menschheit kommen muss, wenn sie nicht von vorne anfangen soll. Die Furcht vor der Isolierung, die in bestimmten Phasen der Aktion das Handeln des Politikers mit Recht bestimmen mag, steht dem Philosophen nicht an. Marck wird eines Tages noch begreifen, dass „die Weltveränderung, ganz in der Art einer dogmatischen Prämisse des Philosophierens“ mehr Wahrheit enthält als die Prämisse der absoluten und eben deshalb vergeblichen Konzentration.

Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung II*): Juristisch-ökonomische Diskussionen.

Von
Rudolf Schlesinger.

Neben der historischen Diskussion, die durch ihr dem Ausländer halbwegs vertrautes Objekt eine gewisse Aufmerksamkeit, wenn auch wenig sachliches Verständnis gefunden hat, sind andere Auseinandersetzungen in der Sowjetsoziologie ganz in den Hintergrund getreten : ihr Gegenstand, der unmittelbar mit den Problemen der neuen Gesellschaftsordnung verbunden ist, erfordert ein genaueres Verständnis der Sowjetverhältnisse. Die Grundprobleme dieser Auseinandersetzungen zu zeigen, ist Aufgabe dieser Zeilen. Rein als Diskussion betrachtet, war die juristische Auseinandersetzung einerseits langwieriger und allmählicher — andererseits schroffer und kürzer als die historische : denn unter dem Druck der Tatsachen hat auf diesem mit der Praxis ganz nahe verbundenen Gebiet die herrschende Schule — mit ihrem Haupt Paschukanis an der Spitze[1]) — schon seit 1930 eine teilweise Revision ihrer alten Anschauungen vollzogen, die 1936 unter dem Druck der historischen Diskussion nochmals ins Rollen kam, aber gewisse Grundkonzeptionen unangetastet liess. Anfang 1937 aber folgte auf einen politischen Anstoss (die Beschuldigung, dass die grosse Mehrzahl der Führer der P.-Gruppe an bestimmten Verschwörerorganisationen Anteil genommen hatte) eine neue, tiefergreifende Welle der Kritik, die nun das theoretische Gesamtsystem und insbesondere auch die Anwendung der Theorie auf die verschiedenen Rechtsgebiete erfasste. Wir glauben, dieser Situation am besten Rechnung zu tragen, indem wir hier — wobei wir uns von vornherein auf das vorhandene Gesamtmaterial stützen — eine Darstellung der historischen Entwicklung der Probleme versuchen.

Die ersten Formulierungsversuche der Sowjetjuristen (oder Soziologen) waren rein negativer Natur : in dieser Zeit, für die die Arbeiten von Heichberg, Reissner u. a. charakteristisch sind,[2]) fielen Losungen wie „Recht ist Opium, so wie die Religion" oder günstigstenfalls Reissners

---

*) Vgl. den Literaturbericht in Heft 1 /2 (1938), S. 166 ff.

[1]) Sein Hauptwerk „Allgemeine Rechtslehre und Marxismus", das dann von ihm selbst (vor allem in Artikeln des „Sowjetskes Gossudarstwo", des Hauptorgans der Sowjetjuristen) mehrfacher Revision unterzogen wurde, ist auch deutsch erschienen. Wien und Berlin 1929. Wir kürzen P(aschukanis) hier stets ab.

[2]) Wir halten uns hier, da diese Probleme vor allem im letzten Stadium der Diskussion aufgeworfen wurden, an die Artikel von Wyschinsky (in der „Prawda" vom 9. IV. 1937 und im „Sow. Goss." 1937, Heft 3 /4 — letzterer die Wiedergabe einer am 3. Mai vor den Mitarbeitern der Staatsanwaltschaft gehaltenen Rede).

Behandlung des Rechts als eines „Kompromisses zwischen den Klassen". Schon 1919 formulierte Heichberg eine Grundthese der folgenden Schulen in der Theorie vom „Absterben des Rechtes" mit dem Siege des Kollektivismus[1]), die These vom Kampf gegen „den bürgerlichen Fetisch" des Gesetzes. Dieser Gedanke zieht sich lange durch die Sowjetjurisprudenz — bis in die Arbeiten von Stutschka, der noch 1931 sagen konnte: „Wenn wir das Recht im bürgerlichen Sinne auffassen, können wir von proletarischem Recht nicht einmal sprechen, denn das Ziel der sozialistischen Revolution besteht eben in der Beseitigung des Rechts (im bürgerlichen Sinne. R. S.) und seiner Ersetzung durch eine neue sozialistische Ordnung."

So eingefressen war die Polemik gegen den „Rechtsfetisch", dass selbst der angesehenste Vertreter einer neuen, sozialistischen Rechtsauffassung dieser Abneigung Konzessionen machte und am liebsten das Wort „Recht" durch „Ordnung" ersetzt hätte. Die Realität, die hinter jener Polemik stand, liegt auf der Hand — es war die Zerstörung der alten Rechtsordnung, die unzulässigerweise zur Negation jeglicher (also im Grunde auch der neuen) Ordnung erweitert wurde — ein Zug, der ja der Ideologie jener Jahre in vieler Hinsicht[2]) eigen war.

Als nun in den Jahren der Noep eine feste Rechtsordnung, ohne ständige Eingriffe im Namen der „revolutionären Zweckmässigkeit" sich entwickelte, fand diese Rechtsordnung in P.s „Allgemeiner Rechtslehre und Marxismus" ihre zunächst wohl allgemein anerkannte Darstellung. Es war eine Synthese zwischen der Realität des — damals der kapitalistischen Privatproduktion einen bestimmten Spielraum einräumenden — Sowjetrechts und dem hergebrachten Kampf gegen den „Rechtsfetisch" für das „Absterben des Rechts", zwei Dingen, die angesichts der verschiedenen oberflächlich dem Sozialismus widersprechenden Züge des damaligen Rechtslebens ja leicht vereinbar schienen. Grundsatz dieser Synthese war die Theorie vom „Warencharakter des Rechts", deren innere Verwandtschaft mit der „handelskapitalistischen" Grundkonzeption der Pokrowsky-Schule dem Leser wohl auch in die Augen springt.[3]) „Jegliche allgemeine

---

[1]) Man sieht, dass hier noch die begriffliche Trennung von Sozialismus und Kommunismus fehlt — trotz des Gothaer Programmbriefs Marx' und Lenins „Staat und Revolution".

[2]) Man denke nur an die Theorien vom „Absterben des Geldes" aus der Periode des Kriegskommunismus.

[3]) In „Sow. Goss." 1936, Heft 2, hat ein „B. R. P." gezeichneter Leitartikel geradezu den Zusammenhang mit der historischen Diskussion aufgeworfen. Allerdings war dieser Zusammenhang schon seit der Selbstkritik, die P. seit 1930 an seiner „Warenkonzeption" des Rechts geübt hatte, zerrissen; denn P. hat (wie Wyschinski, „Sow. Goss." 1937, Heft 3-4 bemerkt) zwar anerkannt, dass es antikes, feudales und anderes vorbürgerliches Recht gegeben habe und also nicht jedes Recht „Warenrecht" sei, aber gerade über das geschwiegen, worauf es politisch ankam: nämlich über die Frage, ob es Sowjetrecht nicht bürgerlicher Natur geben könne (Wyschinski, a. a. O., S. 39). Das ist genau die entgegengesetzte Haltung wie bei Pokrowsky, der alle vorkapitalistischen Gesellschaftsformen kapitalistisch interpretierte, um den Gegensatz zur sozialistischen schärfer herauszuarbeiten — und politisch war denn auch P. ein von Pokrowsky wesensverschiedener Typ.

In der Sowjetjurisprudenz hat es neben allen diesen Konzeptionen, die der Anforderung des Marxismus nach historischem Verständnis des Rechts als historischer Kategorie

Theorie des Rechts" — heisst es bei P. (russische Ausgabe, S. 10) — „ist eine einseitige, von allen anderen Bedingungen abstrahierende Beschreibung der Beziehungen von Menschen, die auf dem Markt als Warenproduzenten auftreten." Und : „Ehe die Warenbesitzer einander als Eigentümer anerkannten, waren sie es natürlich schon, doch in einem anderen, organischen, ausserjuristischen Sinne." (3. Aufl., S. 78)

Der Übergang aber von der Noep zum Sozialismus erschien für diese Konzeption notwendigerweise als fortschreitendes Absterben des Rechtes überhaupt im Zusammenhang mit dem Absterben der Warenbeziehungen als Teilerscheinung eines angeblichen „Absterbens des Staates", und zwar schon in der ersten Phase des Sozialismus.[1]) Selbst bei Stutschka findet sich die These, dass der Zivilkodex der Sowjetunion mit dem Siege des Sozialismus gebrochen werde „ähnlich, wie wir den bürgerlichen Staat in der Oktoberrevolution zerbrochen haben" — womit zumindest das Zivilrecht also wiederum mit der Noep und der privaten Warenproduktion identifiziert ist.

Diese ganze Konzeption erwies sich natürlich als unvereinbar mit den realen Bedürfnissen eines auch nach Liquidierung des privatkapitalistischen Sektors durchaus nicht absterbenden, sondern sich im Gegenteil kräftig entwickelnden und nun erst recht seine adäquate Rechtsordnung ausbauenden Staates. In der Diskussion von 1930/31 übte die Paschukanis-Schule Selbstkritik an ihren bisherigen Lehren vom „Absterben" des Staates, des Rechtes und selbst der Moral mit fortschreitender Verwirklichung des Sozialismus[2]) und an der zugrunde liegenden Auffassung des Rechtes wesentlich als Recht von Warenproduzenten, als wesentlich „bürgerlich" — wobei, wie P. in dem oben erwähnten Artikel des „Sow. Goss." 1936 zugab, Privatkapitalismus und Rechnungslegung der sozialistischen Betriebe, ja überhaupt jede Anwendung der Geldform in der sozialistischen Wirtschaft, in einen Topf geworfen wurden. Doch wenn P. nun darauf verzichtete, die Beziehungen der sozialistischen Wirtschaft als einfach bürgerliche Rechtsbeziehungen darzustellen, so tat er das weitgehend einfach durch Aufgabe ihres Rechtscharakters (womit also doch der bürgerliche Charakter jedes Rechts implizite vorausgesetzt war). So, wenn er in der Selbstkritik von 1930 erklärte : „Wir können uns durch keinerlei Systeme binden, denn jeden Tag brechen wir die Struktur der Produktions-

---

Rechnung zu tragen suchen, auch Auffassungen gegeben, die dem naivsten Niveau der herkömmlichen Jurisprudenz entsprechen — so Korowins These : „wo eine Gemeinschaft, da ist auch Recht" („Das internationale Recht der Übergangsperiode", S. 6).

[1]) Die praktischen Realisierungsversuche gab es z. B. in Gestalt der Bestrebungen zur Liquidierung der Dorfsowjets in Gebieten mit vollständiger Kollektivisierung — mit der Begründung, dass die Wirtschaftsgenossenschaft ja nun auch die Aufgaben der politischen Selbstverwaltung übernehmen könne.

[2]) In seinem Artikel im „Sow. Goss." 1936, Heft 3 verweist P. als Analogie zu seinen früheren Auffassungen selbst auf Bucharins in der „Ökonomik der Transformationsperiode" ausgesprochene These, wonach zuerst die bewaffnete Macht, dann die Repressionsorgane (Gefängnisse usw.) und endlich der Zwangscharakter der Arbeit wegfalle — wozu Lenin in seinen Anmerkungen bemerkte, dass die Reihenfolge gerade umgekehrt sei.

verhältnisse und stellen an ihren Platz neue, tun das bewusst, vermittels des Staates."

Auch hier kein Gedanke daran, dass der Staat dies eben vermittels der Schaffung neuer Rechtsformen tut, dass diese nicht — wie es bei der Konzeption des „Warenrechts" herauskam — automatische Widerspiegelungen vorhandener Wirtschaftsbeziehungen, sondern (zumindest in der sozialistischen Revolution) auch Waffen der Partei zur Schaffung neuer Beziehungen[1]) sind, dass aber eben deshalb dieser Kampf in einem bestimmten Stadium nicht Sache einer mehr oder minder anarchischen Masseninitiative ist, sondern sich nach bestimmten Normen einer revolutionären Gesetzlichkeit vollzieht. Erst 1934, also nach vollzogener Liquidierung des privatkapitalistischen Sektors, erkannte P. an, dass man nun in eine Zone geraten sei, wo neue Rechtsformen fixiert werden könnten, und auch in jenem Artikel im „Sow. Goss." 1936/3 über „Staat und Recht im Sozialismus" hält er daran fest, dass juridische Festlegungen in der revolutionären Übergangsperiode unmöglich waren. Doch im gleichen Artikel meint P., dass — wenn nun auch das bürgerliche Recht in Bezug auf die Produktionsmittel aufgehoben sei — „im Bereiche der Verteilung ein Recht wirkt, das man bedingt, in Anführungszeichen, als bürgerliches Recht bezeichnen kann, denn es stellt (nämlich als Prinzip der Entlohnung nach der geleisteten Arbeit. R. S.) die Anwendung eines gleichmässigen Massstabs an faktisch ungleiche Menschen dar."

In der gleichen Nummer des „Sow. Goss." findet sich ein Artikel Dozenkos über „Das sozialistische Sowjetrecht", der zusammen mit dem P.schen die Grenzen zeigt, bis zu denen die Selbstkritik der „Schule" vor ihrer politischen Diskreditierung ging. Gegenüber P. und Stutschka, der z. B. das Agrarrecht (zu einer Zeit, wo die Privatwirtschaft auf dem Dorfe noch eine gewaltige Rolle spielte) als „Konstitution der ganzen gesellschaftlichen Klasse der mit dem Lande verbundenen Werktätigen"[2]) auffasste, wird hier der Kampfcharakter des Sowjetrechts, seine Funktion als Verkörperung der befolgten Politik, nicht als blosse Widerspiegelung gegebener ökonomischer Tatbestände, hervorgehoben. Als positive Konzeption aber vertritt D. gegenüber der P.schen Deklaration auch des Rechts der sozialistischen Gesellschaft als „bürgerlichen" die These, dass die Sowjetmacht die Formen des bürgerlichen Rechts ausnütze, um den tatsächlichen Inhalt dieses Rechts zu negieren, eine These, der gegenüber Bratuss in dem unten zu besprechenden Artikel darauf verwiesen hat, dass auch sie ein Hineinwachsen des kapitalistischen Rechts in das sozialistische oder aber eine Negation des sozialistischen Charakters des letzteren bedeute, welche Konsequenzen man nur vermeiden könne, indem man Form und Inhalt des Rechts als Einheit betrachte.

---

[1]) Die Analogie mit Pokrowskys ökonomischem Materialismus und seiner sich daraus ergebenden Vernachlässigung der Bedeutung des Staates als Hebels des Klassenkampfes liegt auf der Hand.

[2]) P.s uns schon bekannter Satz, dass die Kollektivisierungsjahre sich nicht zur Agrargesetzgebung eigneten, ist eigentlich nur die andere Seite der gleichen Auffassung des Rechts als Wiedergabe fixierter Produktionsverhältnisse.

Praktisch hat D. der bisherigen Sowjetjurisprudenz vorgeworfen, dass sie — eben in der „Warenkonzeption" des Rechts befangen — die Rechtsbeziehungen zwischen den staatlichen Organisationen und das ganze Staatsrecht negiere, das Recht eigentlich auf den Grundsatz der „Verteilung nach Mass der Arbeit" beschränke, die noch obendrein (was wir bei D. ja eben kennen lernten) in der ganzen Sowjetjurisprudenz (bei Rubinstein, Ginsburg u. a.) als Residuum des bürgerlichen Rechts behandelt werde. Woher aber, so fragt D., komme, wenn man die Sache so auffasse, die doch evidente Stärkung des sozialistischen Rechts der Gegenwart ? Und er findet die Antwort, indem er als Grundinstitut dieses Rechts das sozialistische Eigentum an den Produktionsmitteln ansieht, auf das bezogen auch das Prinzip der Verteilung nach Mass der Arbeit zu betrachten sei.

Nachdem wir die Diskussion bis zu diesem Punkte — d. h. so weit, als sie von der P.schen Schule selbst getragen wurde — verfolgt haben, liegt es nahe, die Frage zu untersuchen, inwieweit mit den bisher gewonnenen Begriffsbestimmungen des Rechts die tatsächlichen Rechtsbeziehungen in der Sowjetunion erfasst werden können. Ein oder mehrere Versuche zur Darstellung der gesamten — wenigstens staatsrechtlichen — Verhältnisse, bezogen auf das Grundinstitut des sozialistischen Eigentums, sind tatsächlich gemacht worden, und zwar in der sehr umfangreichen Literatur zur Erläuterung der Bürgerrechte der neuen Verfassung. Es genügt, dass wir uns hier auf die auch in deutscher Sprache (Verlagsgenoss. Ausländischer Arbeiter in der USSR, Moskau 1936) erschienene Schrift von Krylenko „Rechte und Pflichten der Sowjetbürger" beschränken, in der die Grundprobleme gut zum Ausdruck kommen. K. geht aus vom Recht auf Arbeit als „dem grundlegenden Recht", und damit vom sozialistischen Eigentum, das ja in der Verfassung als die Garantie des Rechts auf Arbeit angeführt wird. Was bedeutet dieses Recht ? K. zitiert natürlich „das Recht aller Werktätigen auf gesicherte Arbeit bei Entlohnung ihrer Arbeit gemäss ihrer Quantität und Qualität", setzt dann aber einfach erläuternd hinzu : „Es garantiert also, dass der Werktätige in der USSR immer Arbeit haben wird." Es fehlt also die Erläuterung gerade des gegenüber der faschistischen Praxis Wichtigsten, nämlich der Zusicherung der Verfassung, dass es sich hier nicht um irgendeine Zwangsarbeit gegen Gewährung des physischen Existenzminimums oder eines Taschengelds handle,[1]) sondern um die reale Möglichkeit des freien Abschlusses von Arbeitsverträgen mit einer der Arbeitsleistung entsprechenden Entlohnung. Es würde tatsächlich auch schwer fallen, diesen konkreten Inhalt des Rechts auf Arbeit aus der blossen Tatsache des sozialistischen Eigentums an den Produktionsmitteln abzuleiten, das ja ebenso beispielsweise auch in einer kommunistischen Gesellschaft, die „jeden nach seinen Fähigkeiten" arbeiten lässt und „jeden nach seinen Bedürfnissen" entlohnt, fortbestehen würde : man kann diese Dinge wie das gesamte gesellschaftliche Leben in der Sowjetunion nur

---

[1]) Von Rechtsbrechern, bei denen die Arbeit als Erziehungsmittel angewandt oder denen ein gewisser Teil ihres Verdienstes an der normalen Arbeitsstelle für eine gewisse Zeit als Busse abgezogen wird, — eine in der Sowjetunion bei leichteren Vergehen häufige Strafform — ist natürlich nicht die Rede.

verstehen als Zusammenwirken zweier Pole, von denen der eine das sozialistische Eigentum an Produktionsmitteln ist, der andere aber die z. B. in Artikel 10 der Verfassung festgelegte privatrechtliche[1]) Sphäre der Bürger. Aus dieser einseitigen Auffassung ergibt es sich, dass K. zwar die übrigen Grundrechte, besonders in sehr glücklicher Weise die auf Erholung und Bildung[2]), weiter die Gleichberechtigung der Geschlechter und der Nationalitäten sowie die politischen Rechte aus dem Recht auf Arbeit und dem sozialistischen Eigentum ableiten kann, bei seinem Gegenstück aber, der Arbeitspflicht, zu einer höchst überflüssigen künstlichen Konstruktion gedrängt wird : er liest sie aus Artikel 130 über die Pflichten der Sowjetbürger[3]) heraus, obgleich sie offenbar aus sehr guten Gründen (nämlich deshalb, weil die unmittelbare Verbindung des Rechts auf Arbeit mit einer Arbeitspflicht die Freiwilligkeit des Arbeitsvertrages problematisch machen würde) dort nicht statuiert ist, dafür aber ausdrücklich an einer anderen, von K. nicht erwähnten Stelle, nämlich im Artikel 12 des Kapitels über den Gesellschaftsaufbau, ebendort, wo — in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Grundsatz der Verteilung — Eigentumsrecht und Wirtschaftsstruktur abgehandelt werden. „Artikel 12 : Die Arbeit ist in der UdSSR Pflicht und Ehrensache jedes arbeitsfähigen Bürgers nach dem Grundsatz : ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.' In der UdSSR wird der Grundsatz des Sozialismus verwirklicht : ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung'." Das sind Grundsätze für die Gesellschaftsmoral und für die künftige Gesetzgebung, aber an sich noch keine Statuierung unmittelbarer Verbindlichkeiten und Ansprüche jedes einzelnen Bürgers, die eben deshalb dann im Artikel 118 („Recht auf Arbeit, d. h. ... auf garantierte Anstellung mit Entlohnung ihrer Arbeit nach Menge und Qualität") und 130 (Verpflichtung, „die Arbeitsdisziplin zu beobachten" — d. h. also einen einmal eingegangenen Arbeitsvertrag gewissenhaft zu erfüllen) ausdrücklich begründet werden. Dies verkennen, heisst die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Sowjetunion einseitig darstellen.

Wir haben diesen Punkt, der eigenartigerweise in den bisherigen juristischen Diskussionen in der Sowjetunion nicht beachtet wurde, deshalb

---

[1]) In seiner Broschüre über „Rechte und Pflichten der Sowjetbürger" unterlässt aber K. bemerkenswerterweise jede Erwähnung des Privateigentums an den Arbeitserträgen und des Eigentums überhaupt.

[2]) Er behandelt sie als zur Verwirklichung des Rechts auf Arbeit notwendige Ergänzungen desselben — was aber in Bezug auf das Recht auf Bildung mit voller Klarheit erst herauskommen würde, wenn K. bei der Begriffsbestimmung des Rechts auf Arbeit die Entlohnung nach Quantität und Qualität herausgearbeitet hätte : das Recht auf Bildung ist wesentlich doch auch Recht jedes Bürgers, sich zu höherbezahlter Arbeit zu qualifizieren, und somit Garantie, dass die Arbeitsentlohnung nur nach den persönlichen Fähigkeiten verschieden ist.

[3]) „Jeder Bürger... ist verpflichtet, die Verfassung der USSR einzuhalten... die Arbeitsdisziplin innezuhalten, seiner gesellschaftlichen Pflicht ehrlich nachzukommen, die Regeln des sozialistischen Gemeinschaftslebens zu achten." Das ist, insofern keine konkreten gesetzlichen Verpflichtungen vorliegen (aber es gibt kein Gesetz über die Arbeitspflicht), ein allgemeiner Appell, dessen Verletzung gesellschaftliche Missachtung und Verlust mannigfacher Begünstigungen nach sich ziehen kann, doch kein Befehl zum Eingehen bestimmter konkreter Arbeitsverträge, sondern nur zu ihrer Einhaltung.

erwähnt, weil er uns geeignet scheint, die Unhaltbarkeit des Gegenpols des „Warenrechts“, nämlich eine einseitig öffentlich-rechtliche Begründung (und das sozialistische Eigentum ist natürlich öffentliches Recht) sämtlicher Sowjetrechtsverhältnisse zu illustrieren. Die Frage, welche gesellschaftlichen Beziehungen nun aber konkret von einer Darstellung des Sowjetrechts zu erfassen und welches also die notwendigen Anforderungen an eine solche Darstellung sind, hängt wesentlich ab vom Verständnis der typischen sozialen Beziehungen als solcher. Wir erhalten einen Beitrag zum Verständnis dieser Probleme, wenn wir — in kurzen Zügen und beschränkt auf die uns in diesem Zusammenhang interessierenden Grundfragen — auf eine Diskussion eingehen, die sich auf scheinbar ganz anderem Boden abgespielt hat. Im Herbst 1936 veröffentlichte der Akademiker Strumilin in den führenden ökonomischen Organen des Landes[1]) einen Artikel über „Die Bilanz der Volkswirtschaft“, der auch die Grundlage seines Referats in der Oktoberberatung des ökonomischen Instituts der Akademie der Wissenschaften[2]) bildete. In dieser Diskussion, und sehr viel entschiedener in einem Artikel Laptews im „Bolschewik“ (1937, Heft 7), dem dann Artikel in den Organen, die den Strumilin-Artikel veröffentlicht hatten, folgten[3]), wurde eine Reihe von Fragen aufgeworfen, die unmittelbar die Einschätzung der gesellschaftlichen Beziehungen in der gegenwärtigen Phase beleuchten, die der Funktion des Sowjetrechts zugrunde liegen.

Str. wurde erstens dafür kritisiert, dass er die Sowjetgesellschaft als „ein einheitliches Kombinat“[4]) betrachtete : dies bedeute Verwischung der noch vorhandenen Unterschiede der Eigentumsformen auch innerhalb des sozialistischen Eigentums (zwischen staatlichem und genossenschaftlichem Eigentum) und damit auch — wie Notkin-Zagolow hervorheben — des Prozesses, in dem die heute noch bestehenden Unterschiede zwischen Arbeitern und Bauern überwunden werden. Ganz allgemein aber könne bei der Analyse der heutigen Wirtschaft auf die Gegenüberstellung der — wenn auch einem einheitlichen Plane dienenden — Wirtschaftseinheiten nicht verzichtet werden : eine Frage, die sich schon in der Diskussion des ökonomischen Instituts dahin zuspitzte, ob die in der Sowjetstatistik vorkommen-

---

[1]) In der Zeitung „Ekonomitscheskaja Shisnj“ und in den Zeitschriften „Planowoje Chosaistwo“ und „Problemi Ekonomii“ (1936, Heft 5). Die Texte sind — infolge von Verbesserungsvorschlägen der verschiedenen Redaktionen — in den einzelnen Publikationen verschieden, was in der Diskussion eine Rolle spielte, uns aber, da es sich hier um die Grundfragen handelt, gleichgültig sein kann.

[2]) Vgl. „Problemi Ekonomii“, 1936, Heft 6.

[3]) A. Notkin und A. Zagolow in „Planowoje Chosaistwo“ 1937, Heft 4 und S. Mendelsohn in „Problemi Ekonomii“ 1937, Heft 2.

[4]) Im Schlusswort jener Diskussion (Pr. Ek. 1936, Heft 6, S. 202), erklärte Str. — die typischste, weil schon durch die Kritik beeinflusste Formulierung — „er betrachte die ganze Volkswirtschaft als einheitliches Produktionskombinat, in dem es organisch miteinander verbundene Grundabteilungen gibt, die materielle Werte erzeugen, Hilfsabteilungen medizinischer und pädagogischer Art und endlich ein ‚Fabrikskontor‘. Die Bedienungsarbeit der Hilfsabteilungen schafft Werte und nimmt auch an der Akkumulation teil.“

Die Teilung dieses „Kombinats“ in einen staatlichen und einen kollektivwirtschaftlichen Sektor kann nach Str. als sekundär betrachtet werden — ist nicht Voraussetzung des Verständnisses der Gesamtbilanz.

den Gesamtsummen der Produktionswerte aller Industriezweige[1]) nur eine — wie Str. behauptete — rein formal statistische Bedeutung haben oder reale gesellschaftliche Vorgänge widerspiegeln. Insbesondere in dem Artikel von Notkin-Zagolow wurde hervorgehoben (unter Berufung auf Marx' Ausführungen im 1. Band des „Kapital"), dass in der sozialistischen Gesellschaft die gesellschaftliche Arbeit eine doppelte Rolle spiele : nicht nur als Massstab der Verteilung des Konsumtionsfonds unter den an der Produktion beteiligten, sondern auch als Massstab der Verteilung der gesamten verfügbaren gesellschaftlichen Produktionskraft zwischen den einzelnen Produktionssphären. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht Mendelsohns Polemik gegen Str.s, insbesondere in der in „Ekonomitscheskaja Shisnj" veröffentlichten Fassung seines Artikels scharf herausgearbeitete These, dass mit der Entwicklung der Planwirtschaft die Rolle der Geldumsätze sinke, also auch (im Gegensatz zur tatsächlichen Wirtschaftspolitik der Sowjetunion) die Rolle des Sowjethandels.

Der zweite Hauptpunkt der insbesondere von Laptew erhobenen Kritik wendet sich dagegen, dass Str. — als eigenartige Ergänzung seiner schematischen Auffassung der Gesamtwirtschaft als „sozialistisches Kombinat" — innerhalb dieses „Kombinats" den privatwirtschaftlichen Sektor ungebührlich erweitert, indem er[2]) die Privatwirtschaft der Kollchosbauern nicht als Nebenzweig der Kollektiven, sondern als Parallele der Privatwirtschaft der noch vorhandenen Einzelbauern behandelt. Für unsere Betrachtung der juristischen Beziehungen innerhalb der Sowjetgesellschaft ist diese Frage insofern bedeutsam, als in Str.s Betrachtungsweise ebenso wie in den uns schon bekannten Theorien die formale Seite der privaten, teilweise sogar für den Markt bestimmten Produktion der kollektivbäuerlichen Nebenwirtschaft hervorgehoben wird auf Kosten der objektiven Funktion dieser Wirtschaft im gesellschaftlichen Produktionsprozess als Nebenprodukt der Kollektivwirtschaft, dessen Entwicklung von der Anteilnahme seines Inhabers am kollektiven Arbeitsprozess abhängig[3]) und das selbst wesentlich Mittel zur Stärkung dieser Anteilnahme und damit der Kollektivwirtschaft ist. Der politische Inhalt beider Theorien ist derselbe — nur von verschiedenen Seiten her definiert : die juristische Theorie des „Austauschrechtes" sagt, dass die Gesellschaft, insoweit sie juristische,

---

[1]) Welche, da im Verlauf des Wirtschaftsjahres das Wertprodukt eines Industriezweiges natürlich häufig (und insbesondere häufig das in Rohstoffen bestehende Produkt des kollektivwirtschaftlichen Sektors) in das Wertprodukt anderer, staatlicher Produktionszweige übergeht, mehrfache Doppelzählungen enthalten.

[2]) Am schärfsten in der Formulierung von „Planowoje Chosaistwo", wo der staatlichen und der kollektivwirtschaftlichen Produktionsweise als dritte die privatwirtschaftliche, untergeteilt in Privatwirtschaft der Einzel- und der Kollektivbauern, gegenübergestellt wird.

[3]) Da das Kollchosmitglied nur ein kleines Stück Gartenland und praktisch keinerlei für den Feldbau geeignete Produktionsmittel besitzt, so dass seine Privatwirtschaft völlig von den Futtermitteln abhängig ist, die es gemäss seiner Teilnahme an der Arbeit der Kollektivwirtschaft auf seine Arbeitseinheiten erhält. Stärkere Marktproduktion der einzelnen Kollektivbauern (praktisch wesentlich an Viehzuchtprodukten) ist also nur als Nebenerscheinung ihrer stärkeren Teilnahme an der Kollektivproduktion und entsprechend stärkerem Wachstum deren Ertrages möglich.

d. h. (für diese Theorie) Austauschbeziehungen kennt, nicht sozialistisch ist — und Str. bezeichnet alles als privatwirtschaftlich, was mit dem Austausch verbunden ist, und erkennt die Gesellschaft erst in dem Masse als sozialistisch an, als sie die Austauschbeziehungen, das Geld usw. überwindet. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn diese Theorie von der Partei kritisiert wird, die die sozialistische Wirtschaft eben vermittels der stärksten materiellen Interessiertheit des einzelnen Produktionsteilnehmers (in Gestalt seines persönlichen Anteils am gesellschaftlichen Produkt[1]), bzw. der Zulassung einer von diesem Anteil abhängigen Privatwirtschaft der Kollektivbauern) am Ertrage der gesellschaftlichen Produktion (was natürlich steigenden Warenumsatz bedeutet) zu entwickeln sucht und die „die Verflechtung der individuellen mit den gesellschaftlichen Interessen" (Stalin) auf ihre Fahne geschrieben hat.

Ein dritter, schon in der Diskussion des ökonomischen Instituts hervorgehobener Punkt der Kritik an Str. ist für uns unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Einzelbürger bedeutsam : Str. zeichnete die Befriedigung der Massenkonsumtionsbedürfnisse als die Hauptorientierung der gesellschaftlichen Produktion, stellte den Massenverbrauch selbst aber wesentlich als Reproduktion der Arbeitskraft dar, die also eigentlich den Hauptinhalt des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses ausmachen würde. Darin sahen die Kritiker ein Abgehen von der Marxschen Methode der Unterscheidung des die gesellschaftliche Entwicklung determinierenden Reproduktionsprozesses von der (individuellen) Konsumtion und eine Verwischung des Problems des den übrigen Teilen des gesellschaftlichen Produktes gegenüberstehenden Konsumtionsfonds überhaupt. Insbesondere Notkin-Zagolow haben diese Gesichtspunkte herausgearbeitet — auch nachdem Str. (im Schlusswort jener Diskussion) wenigstens auf die erste Frage eine einigermassen befriedigende Antwort gegeben hatte, indem er anerkannte, dass nicht der Verbrauch, sondern die Schaffung einer kommunistischen Gesellschaft das Ziel des Kreislaufes sei. Für uns hier liegt auf der Hand, dass die Frage des Konsumtionsfonds der materielle Unterbau der Rechte des einzelnen Produzenten in und gegenüber der sozialistischen Gesellschaft ist und dass seine Verwischung einer Negation dieser Rechte entspricht.

Viertens richteten sich die — politisch wohl sogar heftigsten, aber für uns minder interessanten — Angriffe dagegen, dass Str. die Teilung der Arbeit in produktive und unproduktive Arbeiten als eine dem Kapitalismus eigene Kategorie in Gestalt einer Teilung der Volkswirtschaft in produktive und unproduktive Sphären wieder einführte (Notkin-Zagolow). Besonders verschärft wurde die Sache noch dadurch, dass Str. die Tätigkeit der kommunistischen Partei nicht in der Leitung des Produktionsprozesses (welche

---

[1]) Bei Str. findet sich dementsprechend auch die These, dass die individuelle Konsumtion der Gesellschaftsmitglieder im Vergleich mit der Kollektivkonsumtion (kommunale und kulturelle Dienste, Erziehung, Erholung usw.) mit Entwicklung der Planwirtschaft zurückgehe — ein angesichts der tatsächlichen Entwicklung mehr als problematischer Satz, mit dem Str. freilich das Problem der Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft umgeht.

er in wirtschaftliche Leitung und politisch-militärischen Schutz des Systems unterteilt), sondern — wie die der übrigen gesellschaftlichen Organisationen — unter der Rubrik der „gesellschaftlich-kulturellen Bedienung der Bevölkerung" eingereiht hatte. Aber auch ganz abgesehen davon würde natürlich N.-Z.s Hinweis gelten, dass der sozialistische Staat — zum Unterschied vom bürgerlichen — nicht als mehr oder minder notwendiger Schützer, sondern als Leiter und Träger des Produktionsprozesses zu betrachten und seine Tätigkeit ebenso unmöglich von der der „produktiven Arbeitszweige" zu trennen ist wie die des Ingenieurs von der des Arbeiters ein und derselben Fabrikabteilung. Die Frage ist politisch entscheidend, für uns in diesem Zusammenhang aber höchstens insofern bemerkenswert, als Str., der einen Gegensatz des „unproduktiven" Leitungsapparates zur gesellschaftlichen Produktion herausarbeitete, in letztere dafür z. B. die Hauswirtschaft der Produzenten weitgehend einbezog und so deren privaten Charakter verwischte.

Nach diesen Betrachtungen wird der Leser vielleicht besser die vorläufig jüngste[1]) Phase der juristischen Diskussionen verstehen, die im wesentlichen in einer Gesamtkritik der ganzen bisher auf allen Rechtsgebieten geleisteten Arbeit bestand.[2]) In der Kritik der früheren theoretischen Grundkonzeptionen finden sich kaum neue Momente, sondern nur eine gewisse Systematisierung der schon bisher besprochenen. Bratuss beispielsweise registriert als P.s und seiner Schule Grundfehler : „a) Behandlung jeglichen, darunter auch des Sowjetrechts, als Form der Vermittlung von Marktbeziehungen (Austauschkonzeption), b) Loslösung des Rechts vom Staat, c) Herantreten an das Sowjetrecht als absterbendes bürgerliches Recht" — woraus sich die Konsequenz der Unmöglichkeit der Schaffung eines sozialistischen Rechts ergebe. Bei Stutschka, dessen Verdienst um die erstmalige Kritik von P.s Lehre vom bürgerlichen Recht als einzig möglichem anerkannt wird, kritisiert B. den ökonomischen Materialismus, der sich in der Betrachtung des Rechts als reinen Überbaus der jeweiligen Wirtschaftspolitik (z. B. der Noep) äusserte und aus dem sich die Teilung des Rechts in zwei Sektionen ergab : das — wie bei P. — absterbende Zivilrecht, daneben aber (zum Unterschied von P.) das fortschreitende sozialistische Recht. Auch hier also würden — wenn auch formal innerhalb der Rechtssphäre — Planwirtschaft und Zivilrecht einander gegenübergestellt. Basis dieser Fehler sei einerseits die rechtsopportunistische Auffassung von einer Konkurrenz der beiden Rechtssysteme[3]), andererseits die „linke" Theorie

[1]) Denn ein — sei es auch relativer — Abschluss, wie ihn die historische Diskussion mit der Herausgabe des neuen Geschichtslehrbuchs gefunden hat, fehlt und ist bei der Natur der Sache wohl auch nicht so rasch zu erwarten.

[2]) Wir benützen als wichtigste allgemeine Quellen den Artikel von S. Bratuss über den Stand der Arbeit am Zivilrecht der Sowjetunion in „Sow. Goss." 1937, Heft 1/2, und Wyschinskis in der folgenden Nummer (3/4) abgedrucktes Referat „über die Lage an der juristischen Front", das am 3. Mai vor den Mitarbeitern der Staatsanwaltschaft gehalten wurde.

[3]) Im Sinn ihres friedlichen Nebeneinanderbestehens, wobei jedes der beiden Rechtssysteme einem wirtschaftlichen Sektor entspricht und das sozialistische sich in dem Masse durchsetzt, als sich seine Betriebe den privatkapitalistischen überlegen erweisen.

vom Absterben des Warenumlaufes mit der Überwindung der Privatwirtschaft, das Unverständnis für das sozialistische Wesen des Staatshandels, der Rechnungsführung und der Verträge der staatlichen Unternehmungen.

Diese Gedanken haben wir schon vorher gefunden, nur wird die Kritik jetzt wesentlich erweitert. Wyschinski findet ernste Zugeständnisse an P. auch in Krylenkos Theorie, wonach das Sowjetrecht seinem Gesamtinhalt nach sozialistisch sei, die zunächst bürgerlichen Formen aber erst im Verlaufe der Entwicklung abgestorben seien, so dass es also zweierlei grundsätzlich verschiedenes Sowjetrecht (das der Noep-Periode und der Gegenwart) gebe. „Jene", fährt W. unter Bezugnahme auf das gesamte Sowjetrecht a. a. O., S. 48 fort, „die eine Identifizierung dieses Rechts mit dem bourgeoisen Recht auf der Basis zulassen, dass hier wie dort ungleichen Menschen für ungleiche (faktisch[1]) ungleiche) Arbeitsmengen gleiche Produktenmengen zugemessen werden, vergessen, dass der Inhalt dieser Ungleichheit selbst in der sozialistischen Gesellschaft ein vollkommen anderer ist als in der kapitalistischen. Diese Ungleichheit ist grundsätzlich verschieden von der in der kapitalistischen Gesellschaft, ebenso wie z. B. die Gewaltanwendung des proletarischen Staates von der des bürgerlichen, die Diktatur des Proletariats von der der Bourgeoisie, die proletarische von der bürgerlichen Demokratie."

Als weiteres prinzipielles Unterschiedsmerkmal führt W. an, dass in der sozialistischen Gesellschaft mit den formal gleichen Rechten (für ungleiche Menschen) auch gleiche Pflichten verbunden, dass die durch ihre persönlichen Eigenschaften (statt, wie im Kapitalismus, durch ihre soziale Stellung) Begünstigten dafür jedenfalls auch verstärkten Anforderungen ausgesetzt sind. In der Verteidigung des sozialistischen Charakters der gesamten Sowjetgesetzgebung geht W. gegenüber Krylenko so weit, dass er sogar der gesamten Noep-Gesetzgebung nicht nur wie dieser sozialistische Zielsetzung, sondern damit auch Inhalt und Form sozialistischen Charakters zuerkennt — während Kr. nur für das heutige Sowjetrecht bereit ist, die Analogie mit dem bürgerlichen Recht als bloss oberflächlich formal anzuerkennen.

Die wichtigste nunmehrige Erweiterung der Diskussion aber ist die Ausdehnung der grundsätzlichen Kritik auf die konkrete Literatur der einzelnen Rechtsgebiete. Für das Zivilrecht hebt Bratuss a. a. O., S. 49, mit Recht hervor, dass sich aus den herrschenden Theorien die Konsequenz seines „Absterbens" mit dem der Privatwirtschaft und der Ersetzung des freien Warenmarktes durch die Planwirtschaft ergeben habe. Diese Theorien werden dann konkret in ihrer Ausführung durch die Anhänger der Schule verfolgt — bis zu solchen Konsequenzen wie denen Liebermanns, der 1930 („Sow. Goss.", Heft 8) meinte, dass mit dem Absterben der kapitalistischen Produktion das Recht auf blosses Arbeitsrecht beschränkt werde. Auch nach der Diskussion von 1931 lebte die alte Konzeption in neuen Formen weiter — z. B. bei Amfiteatrow, der 1932

[1]) Gemeint ist der Marxsche Gedankengang, wonach formale Gleichheit der Arbeitsleistung, bezogen auf die ungleichen Menschen, faktisch ungleiche Beanspruchung bedeutet (Kritik des Gothaer Programms).

zwei Typen von Verträgen, ein „System der Planverträge“ und eines der „zivilrechtlichen Verträge“ (letztere im nicht direkt von der Planwirtschaft erfassten Sektor) unterschied, wovon das letztere sich natürlich mit Entwicklung der Planwirtschaft zurückbilden musste.[1]) Sämtliche Zivilrechtler hätten die Tatsache vernachlässigt, dass Entwicklung der sozialistischen Wirtschaft auch Entwicklung des Anteils der Bürger an ihren Ergebnissen und damit auch des Bedürfnisses nach gesetzlichem Schutz dieses Anteils bedeute. Weiter heisst es : „Unsere Zivilrechtler vergassen, dass die Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln die Hauptvoraussetzung ist für weiteres Wachstum und weitere Festigung des persönlichen Eigentumsrechts der Werktätigen an Konsumtionsmitteln. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, dass das persönliche Eigentumsrecht, das vom Privateigentumsrecht wesentlich verschieden ist, mit letzterem identifiziert wurde.“

Praktisch wurden dann in der Darstellung des geltenden Rechts die zivilrechtlichen Ansprüche der Einzelpersonen — abgesehen von dem mit Überwindung der Noep aufgehobenen Recht auf privaten Handels- und Gewerbebetrieb — vernachlässigt, was Br. dann durch die gesamte Literatur hindurch nachzuweisen unternimmt. In den Arbeiten von 1935/36 wird der Zivilrechtsfaktor zwar anerkannt, aber wiederum einseitig mit dem Privateigentum an Konsumtionsmitteln identifiziert und dem „Wirtschaftsrecht“, das vom sozialistischen Eigentum handelt, gegenübergestellt (Amfiteatrow). Umgekehrt sei bei Rubinstein alles Recht im „Wirtschaftsrecht“ eingeschlossen, doch die Behandlung des Wirtschafts„rechts“ erschöpfe sich hier in der Darstellung der tatsächlichen Wirtschaftsbeziehungen, unter Vernachlässigung des bindenden und formenden Charakters des Rechts. Wyschinski wirft a. a. O. dem herrschenden „Wirtschaftsrecht“ vor, dass es die Persönlichkeit überhaupt nur in der Verbrauchssphäre anerkenne. Offenbar klaffen beide Seiten des Problems noch auseinander, was der Leser nach unseren früheren Ausführungen wohl verstehen wird.

In der gleichen Nummer 1/2 des „Sow. Goss.“ 1937 finden wir Alexandrows Artikel „Gegen Entstellungen des sozialistischen Arbeitsrechts“. Hauptobjekt der Kritik sind Wojtinski und die früheren Arbeiten des Autors selbst, vor allem insofern sie die Ausdehnung des Bereichs des Arbeitsrechts auf die Beziehungen innerhalb der Kollchos ablehnten (und

---

[1]) Man sieht hier auch die andere praktische Seite (neben der Grundfrage der Rechte des Einzelbürgers), die die Beschränkung des Zivilrechts auf die Privatproduktion hatte : Bestreitung der zivilrechtlichen Natur der zwischen sozialistischen Unternehmungen abgeschlossenen Verträge bedeutet eine gewisse Abschwächung ihrer Verbindlichkeit und damit der Wirtschaftsdisziplin; schon in dem blossen Wort „Planverträge“ wird jeder Kenner des Landes Analogien zu gesellschaftlichen Erscheinungen des sozialistischen Wettbewerbs finden, die nur moralische, aber durchaus keine juristische Bedeutung besitzen. So selbstverständlich und wertvoll das bei Formen der Masseninitiative ist, so unmöglich ist es selbstverständlich, die Innehaltung der Wirtschaftspläne auf solchen Bindungen aufzubauen : der Arbeiter, der seinen Wettbewerbsvertrag nicht erfüllt, setzt sich damit selbstverständlich keinen anderen Sanktionen als kameradschaftlicher Kritik aus — aber einen Lieferungsbetrieb muss man auch im Sozialismus zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zwingen können, wozu die Anerkennung der Rechtsnatur dieser Verpflichtung natürlich Voraussetzung ist.

damit den sozialistischen Charakter der letzteren negierten), dann aber auch das Sowjetarbeitsverhältnis überhaupt als blosses Lohnarbeitsverhältnis interpretierten. Auch in Zukunft müsse man natürlich innerhalb des Arbeitsrechts nach den beiden Grundformen des sozialistischen Eigentums (staatliches und genossenschaftliches) differenzieren — doch bei aller Verschiedenheit der Leitungsformen seien auch die Beziehungen im Kollchos durch das Musterstatut, das mit Sanktion von Partei und Regierung als massgebend veröffentlicht wurde, staatlich[1]) geregelt. Der Arbeitsvertrag bzw. die Mitgliedschaft im Kollchos müssten in ihrer Eigenschaft als Realisierungsmittel des in Verbindung mit der Arbeitspflicht aufgefassten Rechts auf Arbeit betrachtet werden.

Interessant ist, dass Wyschinski in der erwähnten Rede die Kritik an der herrschenden Rechtsschule auch auf das Strafrecht ausdehnte, ein Verfahren, das in der Sowjetpresse zahlreiche interessante, aber uns hier zu weit führende Nachfolger fand. Wyschinski stellt fest, dass P. gegen feste Strafrechtsbestände, überhaupt gegen den juristischen Charakter der sozialen Schutzmassnahmen war, was ja vom Standpunkte der „Warenkonzeption" des Rechts und überhaupt des Ökonomismus in Rechtsfragen selbstverständlich ist. Auch Krylenko wird die Verteidigung derartiger Konzeptionen, insbesondere im Sinne einer Negation der Schuld und der Verantwortung vorgeworfen und diesbezüglich auf den Entwurf des Strafgesetzbuches von 1930 verwiesen. Zum Verständnis der Diskussion trägt es bei, wenn W. in diesem Zusammenhang gegen Piontkowski den Vorwurf erhebt, faschistische Auffassungen des Strafrechts als „soziale Schutzmassnahmen", als Annäherungen an das Sowjetrecht, als Ausfluss eines — im Bucharinschen Sinne — „organisierten Kapitalismus" begrüsst zu haben. Aus dem Sowjetrecht selbst suchte Piontkowski in seiner Darstellung den Schuldbegriff und alle damit zusammenhängenden Begriffe — wie Vorsatz, Fahrlässigkeit, Versuch, Teilnahme usw. — zu eliminieren. Der Leser wird auch hier jene Tendenz finden, die wir in der gesamten Sowjetideologie der letzten Jahre und speziell auch in der juristischen Diskussion verfolgen konnten : den Kampf gegen den Relativismus in jeglicher Form, das Streben nach einer festen Ordnung der neuen Gesellschaft, die willkürliche Eingriffe und sprunghafte Veränderungen der einmal gewonnenen Basis ausschliesst und eben dadurch eine stabile Grundlage für deren Weiterentwicklung zu schaffen bestrebt ist.

Eine spezielle, aber ihrem Thema nach ausserordentlich interessante

---

[1]) Ob die Publikation eines durch eine Delegiertenversammlung der vorgeschrittensten Kollchose und Kollchosarbeiter angenommenen „Musterstatuts", das schon dem Namen nach nicht mehr sein wollte als Richtschnur für die Eigengesetzgebung der Kollchose, mit den Unterschriften der Staats- und Parteiführung mehr war, als eine autoritative Empfehlung an die Kollchosversammlungen, wird man — zumindest im Sinne der neuen Verfassung — formal juristisch bestreiten können. Praktisch würde wohl jedes Sowjetgericht die auf diese Empfehlung hin angenomenen Punkte der konkreten Kollchosstatuten anders werten als die der freien örtlichen Regelung überlassenen und ernste Verletzungen der ersteren als Gesetzwidrigkeit ahnden (während gegen einen blossen Statutenbruch das Kollchos natürlich keine anderen Mittel hat als seine innere Disziplin, bis zum Ausschluss), und die Regierung selbst hat seither verschiedene Änderungen des „Musterstatuts" in derselben Form erlassen.

Diskussion, mit deren Darstellung wir deshalb auch unsere Ausführungen abschliessen wollen, entwickelte sich über die P.sche Konzeption des internationalen Rechts.[1]) In seinem Artikel „Internationales Recht" (in Band II der sowjetistischen Staats- und Rechtsenzyklopädie, 1926) fand P. das qualitativ Neue am Völkerrecht nach der Oktoberrevolution darin, dass dieses Recht „zur Form des zeitweiligen Kompromisses zwischen zwei antagonistischen Klassensystemen wurde."

Das war, wie der Leser unserer Arbeit nun schon verstehen wird, eine typisch P.sche Konzeption der Noep-Periode : das Wesen der aktuellen Sowjetpolitik wurde als Kompromiss, als Sichabfinden mit dem alten, aber eben deshalb der angestrebte Inhalt künftiger sozialistischer Politik als Bruch mit dem seinem Wesen nach bürgerlichen Recht definiert. 1935 änderte P. in dem „Abriss des internationalen Rechts" diese Konzeption und sah für unsere Periode im Recht ein „Mittel des Kampfes verschiedener und entgegengesetzter ökonomischer und sozialer Systeme". Aber dieser Kampf liegt nur in der verschiedenartigen Ausnützung ein und desselben, seinem Ursprung und Grundcharakter nach also immer noch bürgerlichen Völkerrechts, wie P. gleich hinzufügt : „In dieser Periode können in einer Reihe von Fällen ein und dieselben Formen zu verschiedenen Klassenzielen ausgenützt werden... Die juridische From erfasst nicht nur die Wechselbeziehungen der kapitalistischen Staaten untereinander und mit der kolonialen Welt, sondern auch solche Beziehungen, die dem Komplex des Kampfes der beiden Systeme — des kapitalistischen und des sozialistischen — angehören."[2])

Jakowlew und Petrow kritisieren diese Position folgendermassen : „Die Frage des Klassencharakters jener ‚allgemeineren' internationalrechtlichen Formen wird hier sorgfältig umgangen. Indem Paschukanis zwischen jenen der ‚allgemeinen' völkerrechtlichen Normen, die von der Sowjetunion angewandt werden, und jenen von ihnen, die von ihr zweifellos abgelehnt werden, keinen Unterschied macht, legt er uns voll und ganz das Gesamtsystem des bürgerlichen internationalen Rechtes auf. — Unsere Aussenpolitik gibt zahllose Beweise der Falschheit eines derartigen Standpunktes. Hat die Sowjetunion nicht ein für allemal jenen juristischen Vorteilen entsagt, die das zaristische Russland gemeinsam mit anderen imperialistischen Staaten in einer Reihe von Ländern insbesondere des Ostens genoss ? Kann irgendein ehrlicher und geistig normaler Mensch die Begriffe ‚Konzessionen', ‚Internationale Siedlungen', ‚Kapitulations-

[1]) Als Quelle dienen uns die Artikel von Rappoport in „Sowjetskoe gossudarstwo" 1937, Heft 1/2 und von Jakowlew-Petrow in der „Prawda" vom 27.IV.37.

[2]) Koworin, der neben P. das Hauptobjekt der Kritik an den bisherigen Theorien des Völkerrechts bildet, hat — wir folgen hier Rappoport — einerseits (sichtlich an die alte These vom „Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus" erinnernde) Theorien aufgestellt, wonach unter dem Einfluss der Oktoberrevolution das ganze internationale Recht seinen Inhalt geändert habe, und andererseits den Versuch unternommen, das allgemein als einheitlich aufgefasste Völkerrecht in verschiedene Rechtskonzentrate verschiedener Staatenbeziehungen (z. B. der Staaten des amerikanischen Kontinents, der imperialistischen Mächte untereinander, der Imperialisten im Verhältnis zu halbkolonialen Ländern) zu zerlegen.

regimes', Militärgarnisonen in fremden Ländern mit der Aussenpolitik der Sowjetunion vereinbaren ? Es ist vollkommen klar, dass unsere Beziehungen zu den schwachen Ländern durchaus nicht auf der Grundlage jener Ordnung aufgebaut sind, die von den imperialistischen Staaten gegenüber diesen Ländern verwirklicht wird. — Jene Ordnung der Beziehungen, auf Grund deren wir unsere ganze Aussenpolitik durchführen, ist wesensverschieden von der im imperialistischen System verwirklichten Ordnung der Beziehungen. Ist denn die Sowjetdefinition des Angreifers, die die ganze Heuchelei der bürgerlichen Lehre vom Kriege enthüllt, nicht etwas vollständig Neues ? Oder beispielsweise das Prinzip unseres Aussenhandelsmonopols ? Die Zahl der Beispiele liesse sich leicht vermehren."

Als Beispiel für die verfehlte Identifizierung von Begriffen des bürgerlichen und des Sowjet-Völkerrechts wird in beiden Artikeln P.s Anwendung der These von der „Souveränität der Völker", die bei ihm als Ergebnis der französischen Revolution erscheint, hervorgehoben und bemerkt, dass der bürgerliche Souveränitätsbegriff durchaus mit solchen Institutionen wie Konzessionen, „Einflussphären", „Prinzip der offenen Türe" und ähnlichen Formen halbkolonialer Beziehungen vereinbar ist, welche alle (gegenüber Iran, China u. a. Ländern) von der Sowjetaussenpolitik liquidiert wurden, die zum Unterschiede von der bürgerlichen „nicht nur formal, sondern real"[1]) auch im Verkehr mit schwächeren Staaten deren Gleichheit, Unabhängigkeit und Souveränität anerkennt (Rappoport, a. a. O.). Dann geht R. noch einen Schritt weiter als Jakowlew und Petrow, die immerhin die Gemeinsamkeit bestimmter Rechtsinstitute für beide Völkerrechtssysteme anerkannten, indem er sagt : „Als beweisendes Beispiel für seine Annahme (dass das hergebrachte, bürgerliche Völkerrecht international sei und in der Hand der beiden Systeme nur verschiedenen Inhalten diene. R. S.) führt P. an, dass unser System ebenso wie das imperialistische ein und dieselbe Rechtsform des Vertrages zur Verwirklichung ihrer verschiedenen Klassenziele ausnützen. Ein solcher Schluss kann nur bei völliger Ignorierung der prinzipiellen Verschiedenheit und des Wesens des Vertrages in der internationalen Praxis beider Systeme gezogen werden. Charakteristisch für die imperialistische Praxis ist der aufgezwungene Vertrag. Der imperialistische Vertrag stellt auch formal nicht jene „Übereinstimmung zweier Willen" dar, als welche die bürgerliche Theorie gewöhnlich die Verträge definiert. Darüber kann man auf Grund eines beliebigen imperialistischen Vertrages — des Versailler und anderer — Schlüsse ziehen. Der Zwangsvertrag ist in der internationalen Praxis des Imperialismus nichts Gelegentliches, sondern umgekehrt die typische Methode.... Einen grundsätzlich anderen Charakter tragen unsere Verträge, nicht nur

---

[1]) Wie wir gleich sehen werden, begeht R. mit dieser Formulierung, die den bürgerlichen Staaten immerhin die Innehaltung der offenbar gemeinsamen Form des Souveränitätsbegriffs zugesteht, eine Inkonsequenz. In dieser speziellen Frage gehen J. und Petrow weiter, indem sie ausdrücklich betonen, dass all jene Institutionen halbkolonialer Beziehungen „nicht entgegen den bourgeoisen Prinzipien von Souveränität, Gleichheit und Unabhängigkeit der Staaten, nicht im Widerspruch mit ihnen existieren, sondern dies umgekehrt einander ergänzende und innerlich übereinstimmende Teile eines einheitlichen Systems sind."

ihrem Inhalt, sondern auch ihrer juristischen Struktur nach. Die Grundlinie unserer Aussenpolitik... findet hier besonders klaren Ausdruck darin, dass als Grundlage der Verbindlichkeit des internationalen Vertrages die Freiwilligkeit des Abkommens selbst gestellt wird."

Gegenüber der P.schen Gesamtkonzeption einer Anwendung von Formen des seinem Wesen nach bürgerlichen Völkerrechts zur Verwirklichung andersgearteter Klassenziele formuliert Rappoport : „Das qualitative Hauptcharakteristikum dieser internationalen Beziehungen, wo Staaten antagonistischer Klassen einander gegenüberstehen, besteht darin, dass entsprechend dem Grundinhalt dieser Beziehungen — dem Kampf prinzipiell verschiedener Linien der internationalen Politik — das heutige Völkerrecht kein seinem Klasseninhalt nach einheitliches Recht darstellt, sondern den Kampf zweier prinzipiell verschiedener Linien des internationalen Rechts : der imperialistischen und der sowjetistischen."

Besprechungen.

Philosophie.

Geyl, Ernst-Günther, *Die Philosophie des sozialen Lebens im deutschen Idealismus. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*154 *S. ; RM.* 6.80*)*

Kellner-Manger, Eva, *Mann und Frau im Deutschen Idealismus. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(*109 *S. ; RM.* 4.80*)*

Hartmann, Albert, *Der Spätidealismus und die Hegelsche Dialektik. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(*191 *S. ; RM.* 8.50*)*

Dürr, Agnes, *Zum Problem der Hegelschen Dialektik und ihrer Formen. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin* 1938. *(VIII u.* 99 *S. ; RM.* 5.—*)*

Freyer, Hans, *Über Fichtes Machiavelli-Aufsatz. S. Hirzel. Leipzig* 1936. *(*26 *S. ; RM.* 1.—*)*

Fichte, J. G., *Nachgelassene Schriften : Bd. II : Schriften aus den Jahren* 1790-1800. *Hrsg. v. Hans Jacob. Junker und Dünnhaupt. Berlin* 1937. *(XXXV u.* 611 *S. ; RM.* 14.—, *geb. RM.* 16.—*)*

Die philosophische Beschäftigung mit dem Deutschen Idealismus geschieht in Deutschland gegenwärtig gleichsam nur abseits der Staatsideologie ; offiziell gehört diese Philosophie noch immer auf die feindliche Seite. Die Verfemung reflektiert sich in der Unsicherheit, Subalternität und Belanglosigkeit der erscheinenden Arbeiten. Nur durch die Titel und die Zitierungen haben sie noch etwas mit den Problemen des Idealismus, der Vernunft und der Freiheit zu tun.

Was Geyl über die Sozialphilosophie des Deutschen Idealismus zu sagen hat, kann nur in seinen eigenen Worten wiedergegeben werden. Er meint, dass Kant „den Menschen in der Menschheit trotz aller Anthropologie keine rechte Stellung anzuweisen wusste, ja hier offenbar ein Problem ganz übersehen hat“, dass der kategorische Imperativ „infolge der erbärmlichen Beschaffenheit des Menschenmaterials... nur einer Elite erreichbar ist“ und dass aus Hegels Geschichtsphilosophie herauszulesen sei : „die tatsächlich herrschenden Gewalten soll man beständig anerkennen, solange sie herrschen, ihnen nach dem Sturze aber keine Treue mehr halten.“ Hegel sei der Ansicht gewesen, dass der Mensch „den höheren Gewalten rein passiv untergeordnet sei“ und dass „der Gedanke des geschichtlichen Fortschritts rücksichtslos auf Kosten der menschlichen Freiheit“ verlaufe. Was nach G.s Meinung den „grossen und tiefen Gedanken“ enthält, „dass es nämlich nicht auf die Wohlfahrt der Menschen im kosmischen und irdischen Gesche-

hen ankomme, sondern der Menschheit ganzes Streben nur ausser ihm liegenden, gewaltigeren Zwecken diene."

Alfred Bäumler sagt im Vorwort zu Kellner-Mangers Buch, Mann und Frau im Deutschen Idealismus sei nur ein Einzelproblem, an dem das „Konstruktionsprinzip" des Idealismus aufgezeigt werden solle. Dies wird ermöglicht durch die Begriffspaare Mann-Frau, Form-Stoff, Spontaneität-Rezeptivität, Person-Natur. So könnte das Thema in der Tat auf ein Grundproblem des Idealismus führen : die Konzeption der freien vernünftigen Person (als des Wesens des Menschen) tritt in einen prinzipiellen Gegensatz zur Natur, um dessen Überbrückung sich die verschiedenen idealistischen Systeme bemühen. In der Ausarbeitung wird die Schrift jedoch nur zu einer nationalsozialistischen Attacke : dass der Deutsche Idealismus der Natur und dem Natürlichen nicht gerecht wird, heisst, dass er die „natürlichen Gemeinschaften" nicht versteht, in die der Mensch von Geburt aus gestellt ist. — Bemerkenswert ist, dass auch Fichte völlig diesem Verdikt unterworfen wird.

A. Hartmann behandelt die Nachwirkung der Hegelschen Dialektik bei Christian Hermann Weisse und Immanuel Hermann Fichte. Das Material ist sorgfältig zusammengetragen, und die Probleme sind sachlich und gründlich dargestellt ; die behandelten Philosophen werden jedoch dadurch aus ihrer Belanglosigkeit nicht gerettet.

A. Dürr gibt zunächst einen Überblick über die Beurteilung der Hegelschen Dialektik bei G. H. Haring, Trendelenburg, E. v. Hartmann, J. Bahnsen, R. Kroner, W. Seemann und N. Hartmann. Schon diese Zusammenstellung, welche die einzige wirkliche Auseinandersetzung mit der Hegelschen Dialektik im neunzehnten Jahrhundert beiseite lassen musste, zeigt die Tendenz, die Dialektik zu einem innerphilosophischen Teilproblem zu entgiften und zu bagatellisieren. Dies wird vollends deutlich im zweiten, systematischen Teil der Arbeit. D. ist der Ansicht, dass nur einigen der von Hegel gegebenen Gestalten und Formen der Dialektik wirkliche „realdialektische" Sachverhalte zugrunde liegen, während „die Übergänge der Kategorien ineinander und der Gruppen ineinander nicht echte Dialektik sind." Nur einzelne „dialektisch strukturierte Einzelkategorien" bleiben so als „echte" Dialektik übrig. Die Dialektik des Etwas und des Anderen wird von D. als solche Gestalt echter Dialektik ausführlich behandelt. Ebensowenig wie bei den sonst noch von ihr ausgeführten Dialektiken des Seins, der Form und Materie und des Substanzialitätsverhältnisses kommt D. über eine zusammenfassende Wiedergabe des Hegelschen Textes hinaus.

Freyer glaubt in Fichtes Machiavelli-Aufsatz aus dem Jahre 1807, der bisher hauptsächlich als eine blosse Gelegenheitsschrift beachtet worden ist, ein entscheidendes Stück zwischen den beiden getrennten Strömen des Fichteschen Denkens : der Wissenschaftslehre und der politischen Publizistik, gefunden zu haben. Der Aufsatz stelle die Kategorien einer konkreten „Philosophie des Politischen" bereit, durch welche die aus der Wissenschaftslehre hervorgetriebene Geschichts- und Staatsphilosophie erst zur Erfüllung komme. Die einzelnen Völker und Staaten erscheinen nun nicht mehr als jeweilige Träger des allgemeinen Fortschritts der ganzen Menschheit ; ihre nationale Besonderheit wird zu ihrem Wesen : nur im imperiali-

stischen Machtkampf gegen andere Völker können sie ihre „göttliche Berufung“ durchführen. „Die Weltgeschichte, die für Fichte bisher der Fortschritt der einen Menschheit durch Vernunft zur Freiheit gewesen war, wird zum Forum, vor dem die nationalen Machtstaaten um ihre Geltung ringen.“

Der zweite Band der schönen und sorgfältigen Ausgabe von Fichtes nachgelassenen Schriften enthält eine unveröffentlichte Vorlesung über Logik und Metaphysik, die Fichte zum erstenmal 1794/95 gelesen hat, und eine ebenfalls unveröffentlichte Wissenschaftslehre aus den Jahren 1796/98, beide nach anscheinend sehr zuverlässigen Kollegheften. Die Logik-Vorlesung, der Platners „Philosophische Aphorismen“ als Leitfaden zugrunde gelegt sind, soll eine Einleitung in die Transzendentalphilosophie darstellen. Für Anfänger gedacht und von den traditionellen philosophischen Einteilungen und Begriffen ausgehend, gibt sie eine besonders klare und ausführliche Explikation der transzendentalen Methode, wie Fichte sie versteht. — Die Wissenschaftslehre in der hier vorliegenden Gestalt ist die erste lehrhafte Darstellung des Fichteschen Systems, nicht mehr, wie die vorangehenden Schriften zur Wissenschaftslehre, nur kritische Arbeiten zur Grundlegung des Systems.

Herbert Marcuse (New York).

Böhm, Franz, *Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand. Felix Meiner. Leipzig* 1938. *(VI u.* 284 *S.; RM.* 6.50, *geb. RM.* 8.20*)*

Nicht um seiner selbst willen verdient B.s Buch eine ausführlichere Anzeige. Es enthält keinen neuen Gedanken, es ist von einer unerträglichen Breite und Langweiligkeit. Aber als der umfassende Versuch, die geläufige Ideologie des deutschen Faschismus auf die Geschichte und Geschichtsschreibung der Philosophie anzuwenden, ja mit dieser Ideologie eine Geschichte der Philosophie zu konstruieren, soll es im folgenden besprochen werden.

Die Einleitung will die Idee einer neuen „politischen Geistesgeschichte“ entwerfen : nicht die gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse, sondern die völkische Gemeinschaft der Rasse und des Blutes sei die eigentliche „Wirklichkeit“, aus der die geistige Welt zu verstehen und zu bewerten sei. In der begeisterten Darlegung dieser Idee gelingen B. prachtvoll-offene Formulierungen des totalen heroischen Konformismus, der Selbstabdankung des Denkens : „Indem die Wirklichkeit für uns als Mass und Gesetz offenbar geworden ist, entleeren sich für uns die Ideale der abendländischen Welt.“ Ideale seien überhaupt nicht über, sondern nur in der Wirklichkeit, und an Stelle der „alten Autonomieansprüche“ bleibe für die Erkenntnis „im Grunde nur die Anerkennung der Wirklichkeit“. Die bisherige Geschichte der Philosophie sei eine „Geschichte des intellektuellen Müssiggangs der Menschheit“, denn in ihr handele es sich um Probleme und Systeme, nicht um die Verantwortung vor der völkischen Gemeinschaft. Die „Beschäftigung mit dem Denken“ sei „ohne jedes Interesse“. Kein Wunder, dass das nächste Kapitel die Überschrift „Hegel und wir“ trägt : Hegel war

schliesslich ein deutscher Philosoph (sogar ein sehr grosser, wie B. bescheinigt), und es gibt kaum eine Philosophie, deren Geiste solche Haltung mehr zuwider und widerlich wäre als der hegelschen. Mit dem nötigen Respekt, aber streng und deutlich wird das gesamte Anklagematerial gegen Hegel zusammengetragen : Seine „universalistische Konzeption“, welche alle völkischen Unterschiede der geistigen Tätigkeit zugunsten der allgemeinen Entwicklung der Vernunft einebnet, hat die abendländische Philosophie „für ein Jahrhundert verschüttet“. Nach „Kants schlichtem Heroismus der Pflicht“ und Fichtes politischer Spätphilosophie fällt Hegel wieder „in die blosse Beschaulichkeit und in die sich selbst geniessende Spekulation zurück“. Vor allem aber ist es der in der hegelschen Philosophie noch wirksame „Humanitätsgedanke“, der Hegel schliesslich zum „Symbol einer jahrhundertlangen, überwundenen Vergangenheit“ und zu dem „philosophischen Gegenwillen unserer Zeit“ macht. Durch die Überzeugung von der Wirklichkeit der Vernunft ist Hegel mit Descartes verbunden, ja der Vollender und Vollstrecker des „Cartesianismus“. B. spürt, dass in dem Anspruch der autonomen kritischen Vernunft der Hinweis auf eine gefährliche Freiheit und eine gefährliche „Allgemeinheit“ liegt : sein Hass überschärft das Bild der freien, ihr Dasein vernünftig gestaltenden Menschheit im bürgerlichen Rationalismus. Als der Begründer dieses Rationalismus wird Descartes zum Gegenspieler einer Ideologie, die in der Tat alle Ideale des Abendlandes und vor allem jenes Ideal einer befreiten und vernünftigen Menschheit verraten musste. B.s neue Geschichtsschreibung zieht aus solchem Verrat mit grotesker Unbekümmertheit die Konsequenz, indem er — wirklich ein Novum in der Historik — die „Moderne “, die Epoche von Descartes bis zum Machtantritt des Nationalsozialismus, die Epoche der grössten Entfaltung aller Produktivkräfte, als ein „blosses Zwischenreich“ aburteilt, als „die grosse Senkung“ zwischen der „unreflektierten“ Wirklichkeitsgestaltung des Mittelalters und der „bewussten und damit vertieften Wirklichkeitsverpflichtung aus der neuen Erfahrung des volkhaft bedingten Lebens“. Womit er für den „Mut zur Ungeschichtlichkeit“, die er als ein Postulat der wahren politischen Geistesgeschichte aufstellt, eine schöne Probe ablegt.

Nach dieser Einleitung folgt der erste Hauptteil des Buches : die neue Descartes-Interpretation. Die ganze bisherige Philosophiegeschichtsschreibung habe Descartes verkannt, verflacht, missdeutet. Vergebens aber sucht man in B.s. Interpretation einen einzigen Gedanken, der nicht schon in dem billigsten Kompendium der Philosophiegeschichte stünde. Von der Kompendienliteratur unterscheidet sie sich nur durch die hochtrabende Sprache und die besagte „Ungeschichtlichkeit“. Unter dem Titel „der geschichtliche Ort Descartes’“ wird eine Charakteristik vorgelegt, die auch nicht den kleinsten Hinweis auf die wirklichen geschichtlichen Kräfte der Zeit enthält und nach der das Ereignis Descartes in jedem Jahrhundert und an jedem Ort der Welt nach der Auflösung der mittelalterlichen Gesellschaft möglich wäre. Die von der Tradition so verkannte „epochale Zäsur“ Descartes sieht nach B. etwa so aus : „Der Welt- und Geschichtsverlust erzeugt die Leere, in der die Verselbständigung und Radikalisierung der rationalen Haltung möglich wird, ein Ereignis, das ins Positive umgewertet

als Ausgangspunkt der ‚neueren Philosophie' in Erscheinung tritt. Mit Descartes tritt an die Stelle des abendländisch gebundenen Menschen in seiner Einheit von volkhafter Verwurzelung und universalem Ausgreifen der europäische Mensch — die Schöpfung einer unwirklichen und geschichtslosen Rationalität." Auch die Kritik Descartes' wiederholt nur längst Gesagtes : das abstrakte Subjekt des Denkens anstelle des konkreten wirklichkeitsgebundenen Menschen, die Zerreissung der Welt in die res cogitans und die res extensa, die Verselbständigung der Methode, die Hypertrophie der Rationalität. Hinzukommen die Sünden gegen die Ideologie des autoritären Staates : Descartes habe nicht den Begriff der Gemeinschaft, des Volkes, des Opfers. Und bei alledem als Leitmotiv die Angst vor der Idee der Humanität, die im Rationalismus verborgen ist, die Angst vor der „verfälschenden Macht gemein-europäischer Begrifflichkeit" : Descartes hat „auf der Grundlage der allgemeinen und gleichen Rationalität die Menschheit geeint und die Schranken niedergelegt, die bis dahin die Völker aus dem grossen allmenschlichen Verband abgesondert haben. Mit anderen Worten : die gesamte Ideologie des modernen Europa entstammt dem cartesischen Ansatz." Deshalb ist er der Todfeind echter deutscher Philosophie.

Diese echte Philosophie, die deutsche Gegenwelt in ihrem Widerstand gegen den Cartesianismus, behandelt der zweite Hauptteil des Buches. Ein Referat hierüber ist uns unmöglich, weil nun alle konkreten philosophiegeschichtlichen Inhalte in einem endlosen Schwall von Worten begraben werden. Deutsche Philosophie sei erschliessendes Denken im Gegensatz zu logischem Systemdenken ; sie sei „nur im Tiefgang möglich". Die „Tiefe" als die eigentliche Dimension deutscher Philosophie soll „zunächst" keine qualitative Auszeichnung, sondern eine „vertikale Fragerichtung" meinen. Die Vollzugsform solchen Denkens sei die „Bewegung" ; Mut, Ursprünglichkeit, Glaube und Geheimnis gehören zu seinen entscheidenden Charakteren ; es arbeite mit Symbolen anstatt mit abstrakten Begriffen. Besonders aber sei es der Ausschluss alles „allgemeinen humanen Sinns", das Fragen aus der Verantwortung gegenüber der völkischen Gemeinschaft, welches deutsche Philosophie kennzeichne. Als ihre wahren Vertreter werden genannt : Meister Eckhart, Paracelsus, Leibniz, Hamann, Kant, Goethe und Fichte. Das Erstaunen, den Namen Kants unter den Wegbereitern völkisch-rassischer Philosophie zu finden, vergeht bei der Lektüre von B.s Kantinterpretation schnell : durch seine Deutung wird Kants Philosophie in ihr Gegenteil verkehrt. Der Mut zur Ungeschichtlichkeit hat jede Verantwortung vor der Wahrheit verloren. B. scheut sich nicht — was kein anständiger Philosophiedozent einem Studenten im ersten Semester durchgelassen hätte — den Pflichtbegriff gegen den Autonomiebegriff auszuspielen und von einer „Begrenzung des Autonomiegedankens" durch die „neue Mitte" der Pflicht zu sprechen, wodurch das Autonomieprinzip zu einer blossen „Stufe begrifflicher Vorverständigung herabsinke". Im Zuge einer solchen Überwältigung Kants legt B. dann auch das schöne masochistische Bekenntnis zur Opferung des Individuums und der Wahrheit ab : anstelle des Glaubens an den Satz „Die Wahrheit wird euch frei machen" proklamiert er : „Das Opfer wird uns frei machen."

Herbert Marcuse (New York).

Krieck, Ernst, *Völkisch-politische Anthropologie. Dritter Teil*[1]) *: Das Erkennen und die Wissenschaft. Armanen-Verlag. Leipzig* 1938. (231 *S.* ; *RM.* 5.40)

Von den drei Teilen der Völkisch-politischen Anthropologie ist dieser letzte weitaus der schönste. Niemals noch ist die Erkenntnislehre — wahrlich einer der trockensten Zweige der Philosophie — so frisch und fröhlich abgehandelt worden. Die neuen Einsichten überstürzen sich : es ist ein endloses Feuerwerk von Überraschungen. Gleich mit dem ersten Satz beginnt es : „Erkenntnislehre ist eine der auszeichnenden und eigentümlichen Leistungen nordischer Rasse, vorwiegend eine geistige Schöpfung der Deutschen." Aber sie ist durch den Idealismus verschandelt worden, dessen Grundlage für eine Wirklichkeitsgestaltung deutschen Menschentums unzureichend blieb. So muss K. ganz von vorne anfangen. „Der Wissenschaft liegt zugrunde das gesamte Bewusstsein und diesem das rassisch bestimmte Leben der Einzelmenschen und der Lebensgemeinschaften." Nötig ist also eine allumfassende Bewusstseinslehre als Unterbau für eine Lehre „von der Wissenschaft wie vom Tun und vom Gemeinschaftsdasein". Die Aufgabe ist ungeheuer, und mit Recht schreibt K. : „Soweit ich die Philosophie übersehe, ist noch niemals der Versuch gemacht worden, das Bewusstsein in seiner Gesamtheit, in seiner Grundstruktur und Gliederung in gleich umfassender Weise zu umgreifen und beschreibend darzustellen wie in diesem dritten Band der Völkisch-politischen Anthropologie." (Nach solchem berechtigten Stolz wirkt das Ressentiment etwas befremdend, das in den gleich anschliessenden Abschnitten zum Ausdruck kommt : Wut auf die Philosophieprofessoren, die K. in Deutschland nicht ernst nehmen oder gar totschweigen.)

Als eine der wichtigsten Absichten seines Buches bezeichnet es K. dann, die Verschrobenheiten und das Begriffs-Tabu in der Philosophie zu beseitigen. Letzteres ist ihm wieder glänzend gelungen. Auch nicht der armseligste Begriff bleibt Tabu : alle fallen sie K. zum Opfer. Nur eines stört ihn noch, ehe die von allen Begriffen unbeschwerte Philosophie losgehen kann : „Das Fremdwort bin ich trotz vieler Mühe nicht los geworden." Ein schwacher Trost : dies kann erst gelingen „in einem zäh durchgehaltenen Verdrängungsprozess durch einige Geschlechterfolgen". Es folgt eine Kant-Kritik, die man ganz lesen muss, um sie geniessen zu können, und die so prächtig nur geschrieben werden konnte von einem, der Kant entweder nie gelesen oder nie verstanden hat. Alles wird widerlegt : Kants Subjektbegriff, Vernunftbegriff, seine Lehre von der Anschauung und vom Verstand. Wir zitieren den Anfang des „Bewegung, Raum, Zeit" überschriebenen Kapitels : „Kant weist die Bewegung aus den Grundformen der Anschauung hinaus, weil sie etwas Empirisches, nämlich den bewegten Gegenstand, voraussetze. Es können indessen auch die Grundformen des Raumes und der Zeit nur am Gegenstand zur Anschauung werden. Der Einwand des Empirischen trifft die Bewegung ebensowenig und ebensoviel

[1]) Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jhrg. VI (1937), S. 653 f.

als der andere, dass in ihr Raum und Zeit vereinigt seien, die auch nur am Gegenstand anschaubar werden. Kant hat sich durch die Sprache verführen lassen...". (Der Raum ist übrigens nicht, wie Kant fälschlicherweise behauptet hatte, die Form der äusseren Anschauung, sondern nach K. „das Prinzip der inneren Ordnung" des Gegebenen.) Wie klärt sich doch alles, wenn nur die philosophischen Probleme aus der „germanischen Grundhaltung" angegriffen und durch die Belange der Rasse, des Blutes und der Volksgemeinschaft erledigt werden. Dann weiss man wenigstens : „Dem Schicksal antwortet im Menschen... das jedem als eigentümliche Lebenspotenz zuerteilte Heil oder lykke", und : „Ausser Mittgart aber ist Elend das schlimmste, was dem Menschen widerfahren kann." Alles aber gipfelt in der Kategorie des Befehls, der nicht nur „Elementarform des Handelns", sondern auch der Sprache ist : der „sprachliche Ausdruck des Befehls ist stets die sprachliche Elementarform : bei ‚Hinweg', ‚Fort', ‚Her zu mir', die keineswegs verstümmelte Sätze sind, sondern völliger Ausdruck eines Sinnganzen, liegt der Zusammenhang mit den Ortsadverbien und Pronomen offen. Befehl ist Urform der Sprache." Kein Wunder, dass dann die Sprache, sofern sie nicht gerade einen Befehl ausdrückt, etwas verstümmelt wirkt, das „Sinnganze" nicht mehr so klar herauskommt und K. mit den gewählten Bildern sich etwas verwirrt : „Gleich einem Strom, immer mächtiger anschwellend und breiter tragend, zieht sich das Problem der Kausalität durch die Jahrtausende abendländischen Denkens, zeitweilig, in den Perioden, da die exakten Naturwissenschaften Weltbild und Oberbewusstsein beherrschten, Achse und Leitlinie der Gedankenwelt überhaupt. Der Zustrom von allen Wissenschaften in das Bett der Kausalität spaltet dann schliesslich den Lauf. Die Zertrennung in das Realverhältnis von Ursache und Wirkung und in die notwendige Denkverknüpfung von Grund und Folge, die jenem ersten Verhältnis gerade entgegengerichtet verläuft, reicht weit zurück und ist bei Schopenhauer weiter aufgespalten in die ‚vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde', um dann rasch mit Verfliessen in die Breite das ganze Problem zu versanden." Herbert Marcuse (New York).

Caillois, Roger, *La Mante religieuse. Recherche sur la nature et la signification du mythe. La Maison des Amis des Livres. Paris* 1937. *(*41 *S. ; fr. fr.* 7.50*)*

Die Abhandlung dient der Tendenz, die gemeinhin durch wissenschaftliche Arbeitsteilung abgetrennten Gebiete der Biologie, der Mythenforschung und der Psychologie in Beziehung zu setzen und an einem Modell ihre bruchlose Kontinuität zu entwickeln. Dieses Modell ist die Gottesanbeterin, ein Insekt von höchst auffallender Verhaltensweise ; die Weibchen verschlingen die Männchen während oder unmittelbar nach der Begattung. Es wird der Gottesanbeterin überdies menschenähnliche Gestalt nachgesagt. C. weist an einem ausgebreiteten mythographischen und psychologischen Material das hartnäckige Interesse nach, das die Menschen von je an der Gottesanbeterin genommen haben, und belegt weiterhin an Mythen Züge, die der Verhaltensweise der Gottesanbeterin ähnlich sind. Es handelt sich dabei um die Vorstellung der dämonischen weiblichen Gestalt,

die den Mann verzehrt, den sie verführt hat. Die Intention der Arbeit ist, diese Mythen und ihre Stellvertreter im psychischen Leben des einzelnen auf Urerfahrungen biologischer Art zurückzuführen. Für C. ist der Mensch ein Wesen, das dem Ritual der Gottesanbeterin gewissermassen gerade nur entronnen ist, und schon der älteste Mythos erscheint als nachbildliches Äquivalent eines vor Zeiten real vollzogenen Aktes. Der Unterschied des Menschen vom animalischen Dasein wird prinzipiell darin gesehen, dass jene biologischen Gesetze, denen der Mensch „entronnen" ist, nicht mehr sein Handeln, sondern bloss noch seine Vorstellungswelt beherrschen.

Der Zusammenhang von C.s Theorie mit Freuds Lehre vom Todestrieb, freilich auch mit dem Jungschen kollektiven Unbewussten und der modischen Anthropologie liegt auf der Hand. Dabei ist der Drang, durch Reduktion auf den Mythos und die Natur alle menschlichen Versuche, dem blinden Naturzusammenhang sich zu entwinden, als zufällig, isoliert und lebensfremd zu kompromittieren, unverkennbar. In die gleiche Richtung zielt C.s Kritik an Freud : dass dieser um jeden Preis aus der individuellen Ätiologie der Fälle zu entnehmen trachte, was allein aus ihrem „dynamischen Schema", nämlich der biologischen Vorgeschichte der Gattung verstanden werden könne. Trotz dieser konformistischen Züge jedoch ist die Abhandlung von Interesse nicht bloss um ihres Materialreichtums willen. Die Kritik an der Isolierung der Sphären von Gesellschaft und Natur, wie sehr auch bei C. gegen die gesellschaftliche Reduktion gemünzt, hat ihre progressive Seite, und der Versuch, psychologische Tendenzen nicht auf das Bewusstseinsleben des autonomen Individuums, sondern auf reale somatische Tatbestände zurückzuführen, bietet einen echt materialistischen Aspekt. Dieser wäre allerdings der mythisierenden Denkweise C.s erst abzutrotzen. T. W. Adorno (New York).

Gurvitch, Georges, *Morale théorique et science des mœurs. Librairie Félix Alcan. Paris* 1937. *(*208 *S.; fr. fr.* 12.—*)*

Der Ausgangspunkt der Schrift von G. ist die Position Lévy-Bruhls gegen die sogenannten Meta-Moralen zugunsten einer Erkenntnis der verschiedenen historischen Moralen, die sich auf dem Boden der Tatsachenwissenschaft hält. Lévy-Bruhl macht aller theoretischen Moral zum Vorwurf, dass sie die soziologische Tatsachenerkenntnis mit der Aufstellung moralischer Vorschriften verquicken will. G. will von seinem phänomenologischen Standpunkt aus eine Überbrückung des Gegensatzes zwischen der theoretischen Moral und der Wissenschaft von den Sitten schaffen. Es gibt für ihn eine Moralwissenschaft, die nicht blosse Kausal- und Seinswissenschaft ist, auch wenn sie die ethische Erfahrung zu ihrem Fundament macht. Denn diese Art der Erfahrung hat eben einen phänomenologischen Charakter : sie ist innere Erfahrung, die zu einem empirischen Apriori, nicht zum rationalen Apriori und zum Formalismus hinführt.

G. gibt eine genaue und knappe Darstellung und Kritik der historischen Vorläufer einer Theorie der moralischen Erfahrung. Er schildert den

Gefühlsmoralismus der englischen Schule des 18. Jahrhunderts, er behandelt den intuitiven Voluntarismus bei Duns Scotus, Descartes und Kant. Es folgt eine Darstellung der modernen Werttheorie, deren Vertreter Lotze, Brentano und schliesslich auch Nietzsche ebenfalls ethische Phänomenologen sind, die aber bei Konkretisierung ihres Wertbegriffs immer zum Anschluss an objektive soziale Gebilde gedrängt werden. Ein besonderes Kapitel ist der ethischen Phänomenologie bei Frédéric Rauh und Max Scheler gewidmet. Diese Positionen, besonders Rauhs „rationaler Empirismus", sind der Position von G. selbst sehr nahe. Er ist Personalist, der die Höhe der moralischen Werte nur in der Aktion selbst erfährt und die schöpferische Haltung des Menschen zum eigentlichen Fundament der Moral macht.

Der systematische Versuch, die Struktur der moralischen Erfahrung aufzuweisen, der das Buch beschliesst, zeigt sehr deutlich diese Züge. In der moralischen Erfahrung wird eine Schicht deutlich, die sich unterhalb der Erfahrung des täglichen Lebens befindet. Entscheidung und Schöpfung, die unabhängig vom Intellekt sind, spielen hier die wesentliche Rolle. G. unterscheidet drei Schichten innerhalb der moralischen Erfahrung : die Erfahrung der Pflichten, die Erfahrung der Werte, die Erfahrung der schöpferischen Freiheit. Je tiefer der Mensch in der vollen Aktion, deren kontinuierlicher Übergang von der Entscheidung zum Verhalten ein unteilbarer Akt ist, fortschreitet, desto mehr revoltiert er im Namen der Werte gegen die objektiv gesetzten Zwecke und Imperative und schliesslich im Namen der schöpferischen Freiheit gegen die Werte selbst.

Von dieser personalistischen Fassung ist auch die kollektive moralische Erfahrung durchaus betroffen. Ja sie ist sogar noch reicher als die individuelle moralische Erfahrung, wenn man sie nur in dem Sinne der Erfahrung einer Gesamtperson zu erfassen versteht. Auch hier können die drei Schichten unterschieden werden : Träger der Pflichten und Imperative ist die Gesellschaft, Träger der Werte die Gemeinschaft, Träger der schöpferischen Freiheit in der kollektiven Sphäre ein Gebilde, das G. „la communion" nennt und als solches von der „communauté" unterscheidet. Die beste Übersetzung wäre hier wohl mit „Bund" zu geben, und wir hätten dann die Kategorien vor uns, die Tönnies herausgearbeitet und die Schmalenbach eben durch die Kategorie des Bundes ergänzt hat.

Siegfried Marck (Dijon).

Allgemeine Soziologie.

Lévy-Bruhl, Lucien, *L'expérience mystique et les symboles chez les primitifs. Librairie Félix Alcan. Paris* 1938. *(*314 *p. ; fr. fr.* 45.*—)*

Richard, Gaston, *La conscience morale et l'expérience morale. Hermann & Cie, Éditeurs. Paris* 1937. *(*74 *p. ; fr. fr.* 15.*—)*

Richard, Gaston, *La loi morale. Les lois naturelles et les lois sociales. Hermann & Cie, Éditeurs. Paris* 1938. *(*61 p. *; fr. fr.* 15.*—)*

Caillois, Roger, *Le mythe et l'homme. N. R. F. Paris* 1938. *(*222 *p. ; fr. fr.* 24.—*)*

Joussain, André, *Psychologie des masses. Ernest Flammarion, Éditeur. Paris* 1937. *(*212 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Halbwachs, Maurice, *Morphologie sociale. Librairie Armand Colin. Paris* 1938. *(*204 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Lhomme, Jean, *Le problème des classes. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1938. *(*345 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*

Centre International de Synthèse. Sixième semaine de synthèse : La notion de progrès devant la science actuelle. Librairie Félix Alcan. Paris 1938. *(*188 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Sartiaux, Félix, *La civilisation. Librairie Armand Colin. Paris* 1938. *(*223 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Seignobos, Charles, *Essai d'une histoire comparée des peuples d'Europe. Les Éditions Rieder. Paris* 1938. *(*486 *p. ; fr. fr.* 25.—*)*

Les livres théoriques et historiques que nous avons rassemblés permettent une sorte de revue des idées directrices, ou plutôt des problèmes caractéristiques, de la sociologie générale en France.

Les livres de Lévy-Bruhl et de Richard complètent, sans les modifier sensiblement, des œuvres qu'on peut tenir pour achevées. A sa conception, trop connue pour qu'il soit besoin de la résumer une fois de plus, M. L.-B. ajoute des exemples, des éclaircissements ou des précisions. On lira avec un particulier intérêt les chapitres sur les rêves, les morts et les symboles. On ne s'étonnera pas que les symboles apparaissent aux primitifs comme participant des forces qu'ils figurent, moins symboles que doubles, équivalents efficaces de ce qu'ils symbolisent. On notera avec quel soin M. L.-B. souligne la juxtaposition de l'expérience positive et de l'expérience mystique. Qu'il s'agisse de culture, de technique ou de jeux, le primitif fait tout ce qui est nécessaire au succès selon l'ordre des séquences naturelles. Mais il applique aussi des procédés mystiques qu'il regarde comme aussi indispensables que les procédés que nous jugeons positifs. Ce double aspect de l'expérience mystique serait à l'origine de tout le développement mental de l'humanité. „Que les choses puissent être autrement qu'elles ne sont, cette idée ne pouvait naître que de l'expérience mystique, rendue possible elle-même par le langage articulé, par les institutions sociales et par le progrès mental de l'homo faber". M. L.-B. penche ici vers l'évolutionnisme traditionnel : le primitif n'est pas simplement l'autre pour nous, il est notre ancêtre. Dans la catégorie affective du surnaturel, dans l'émotion mystique est donné pour la première fois le monde différent du monde sensible, dont devaient sortir les religions, la philosophie et même la science.

Les deux brochures de M. Richard qui fut longtemps professeur à l'Université de Bordeaux et s'opposa toujours au sociologisme durkheimien, s'inspirent de la préoccupation qui domine toute son œuvre : concilier les recherches de sociologie positive avec les dogmes et la morale d'un christianisme dépouillé. Cette fois, M. R. s'efforce de démontrer la réalité d'une conscience morale dont les variations ne disqualifieraient pas plus le témoignage que les erreurs commises en physique ou en astronomie ne compro-

mettent la vérité scientifique. La hiérarchie des valeurs trouverait son fondement et sa justification dans la hiérarchie des attributs de la nature humaine (la raison, la volonté morale occuperaient le premier rang). La loi de perfectibilité, rattachée à la perfection divine, commanderait à l'existence individuelle, de même qu'elle expliquerait, au moins partiellement, le progrès social et moral à travers l'histoire. Les discussions qui remplissent la deuxième brochure ont pour but de limiter la compétence de la sociologie, de démontrer que celle-ci ne peut opposer son témoignage à celui de la conscience, que la morale sociale laisse en dehors d'elle l'authentique morale, sans qu'on aboutisse à un dualisme radical, puisque la morale contribue à modifier la solidarité sociale. Ajoutons que la société à son tour contribue au développement de la moralité en libérant l'individu. Ni les arguments ni les conclusions ne semblent bien neufs : la sociologie en tant que science ne peut évidemment rien contre une foi transcendante, elle n'autorise pas davantage la négation dogmatique de la conscience morale, mais les questions les plus difficiles sont à peine abordées : comment réfuter les explications naturalistes qu'on donne des jugements moraux, si intériorisés soient-ils ? Comment concilier la morale subjective, qui serait éternelle, avec les transformations des structures sociales ? Quel est le contenu, quelle est la portée de la morale religieuse ?

Le livre de Caillois, élégamment écrit, suggestif, vaut autant par l'intention philosophique qui oriente les recherches particulières que par la précision des connaissances utilisées. Intention double : M. C. veut montrer le caractère complémentaire des explications sociologiques, psychologiques, psychanalytiques que trop de spécialistes se plaisent à opposer. D'autre part, le mythe est pour M. C. voie d'accès à l'inconscient humain. On y saisit „la collusion des postulations les plus secrètes, les plus virulentes du psychisme individuel et des pressions les plus impératives et les plus troublantes de l'existence sociale". Et encore „le mythe représente à la conscience l'image d'une conduite dont elle ressent la sollicitation". Moins convaincant en revanche m'apparaît le rapprochement des conduites des insectes et des mythes humains. Dans le cas de similitudes frappantes, il resterait encore à démontrer que „la même orientation biologique organise le parallélisme et détermine la convergence". On discuterait également l'usage que fait C. des instincts de mort de Freud et l'explication du mimétisme animal comme „une incantation fixée à son point culminant". On lira avec intérêt le chapitre sur „Paris, mythe moderne" qui pose la question des mythes dans la société moderne et envisage à ce point de vue certaines œuvres littéraires.

Le livre de M. Joussain nous renvoie à des problèmes traditionnels, il est contemporain du livre célèbre de Le Bon dont il partage, dont il aggrave même les défauts. Comme „tous les groupements d'individus placés à certains égards dans des conditions identiques et assez semblables entre eux pour réagir de même sous les mêmes influences" entrent, d'après J., dans le concept de masse, celui-ci finit par englober presque tous les groupements humains, y compris les États, les castes, les Églises sous le nom de „masses organisées". A partir d'une telle définition, nulle analyse scientifique n'est possible. Le livre en réalité manifeste surtout les passions politiques de l'auteur, son mépris pour les masses. L'interprétation psychologique est

banale (abaissement du niveau moral, intellectuel, etc., des individus intégrés dans les masses). Est-il besoin d'ajouter que l'on rencontre bien, çà et là, des remarques justes, mais notre auteur tombe précisément dans le travers qu'il reproche aux masses, à savoir l'incapacité de distinguer, de préciser, de nuancer.

Le remarquable petit livre de M. Halbwachs témoigne d'une connaissance approfondie de la matière en même temps que d'un effort souvent heureux pour organiser cette matière de manière intelligible. M. H. divise son livre en deux parties. Prenant d'abord le terme de morphologie au sens large, M. H. étudie la morphologie religieuse, politique, économique, c'est-à-dire l'aspect matériel de ces fonctions sociales, la structure du corps religieux ou économique, ce qui revient essentiellement à analyser l'action réciproque des faits de population et des faits religieux, politiques, etc. (par exemple les mouvements de population que déterminent ou qui causent les transformations religieuses). Dans la deuxième partie, prenant le terme de morphologie au sens strict (science de la population), M. H. étudie successivement les conditions spatiales (densité, migration) et les mouvements de la population (sexe, âge, natalité, nuptialité, mortalité). Nous ne pouvons suivre M. H. dans le détail de ses études, nous indiquerons et discuterons seulement les conceptions théoriques qui président à la mise en œuvre. L'ambition de M. H. est de faire de la morphologie une science autonome, l'autonomie étant justifiée tantôt subjectivement par l'intérêt du savant qui isole un secteur de la réalité, tantôt objectivement par l'indépendance des faits démographiques. Dans le premier cas, la tentative réussit inévitablement : reste à savoir si elle est utile. Dans le deuxième cas, M. H. dépense des trésors d'ingéniosité pour démontrer l'autonomie de la démographie, tout en consentant, dans la discussion, des réserves qui diminuent singulièrement la portée de la thèse. M. H. reprend l'idée de Durkheim sur le primat de la population, il met les transformations de celle-ci à l'origine des transformations économiques (p. 65, 191, etc.). Enfin il admet que les faits démographiques traduisent des représentations collectives, de telle manière que l'auto-régulation de ces faits équivaut à une sorte d'auto-régulation par la société de sa masse. D'où un singulier optimisme : M. H. a tendance à croire que les sociétés ont à peu près le chiffre de population qui leur convient. Pour notre part, nous n'admettrions pas qu'il faille toujours „expliquer les faits de population par d'autres faits de population", règle qui me paraît contredire l'action réciproque des divers faits sociaux que M. H. reconnaît ici et là. Certes, le sociologue peut toujours isoler ces faits, mais ce procédé d'abstraction paraît difficilement justifié si les faits de population ne permettent pas de caractériser les structures sociales. Il ne convient pas de séparer les divers aspects de la société, mais de faire concourir les analyses partielles à la compréhension des totalités sociales. L'opposition dérive de l'antithèse entre une sociologie conçue comme une science théorique qui formerait un système clos de lois solidaires, et la conception qui vise à saisir les ensembles historiques dans leur singularité.

Le livre de M. Lhomme, du moins par son sujet, se rattache à la tradition marxiste. Il rendra certainement des services, étant donné la pauvreté de la littérature sociologique française en cette matière. M. L. expose

un grand nombre de théories avec un effort indiscutable d'objectivité et d'honnêteté, il indique aussi quelques faits ou statistiques. Mais ces mérites, auxquels on rend volontiers hommage, ne sauraient dissimuler les défauts de forme et de fond. M. L. abuse des exposés de doctrines, celles-ci étant exposées sur le même plan, sans distinction suffisante de valeur, sans référence au milieu social ou aux circonstances politiques. De plus, chacune des doctrines revient à divers endroits du livre, du fait que M. L. sépare des problèmes (définition, fonctionnement des classes, etc.), qui sont en fait inséparables. Enfin et surtout, l'élaboration conceptuelle du livre est insuffisante. L'auteur ne choisit pas entre une théorie des classes, qui vaudrait pour toutes les sociétés, et une théorie des classes dans la société moderne. De même il utilise simultanément, sans en approfondir les rapports, les deux notions de classe et d'élite. Ni le fonctionnement, ni l'évolution des classes ne sont rattachés nettement à la structure économique. La notion de fonction sociale par laquelle est définie la classe a, me semble-t-il, un caractère équivoque et s'applique mal, en tout cas, à la classe moyenne.

Venons-en maintenant aux ouvrages de sociologie historique. Dans l'ouvrage collectif sur la notion du progrès se manifeste assez souvent une attitude faite à la fois de scepticisme et de scientisme : scepticisme proclamé à l'égard de toutes les valeurs, considérées comme radicalement subjectives, ce qui interdirait une détermination objective du progrès, mais la confiance en la science subsiste de telle manière que l'accent se trouve mis sur le développement de la vérité positive.

Les diverses contributions portent sur l'histoire de l'idée de progrès : M. Huber souligne justement, à la fin, l'anti-progressisme actuel ; sur les stades de l'évolution psychologique : M. Janet expose sa théorie bien connue de la hiérarchie des conduites ; sur l'invention : M. Le Roy reprend quelques-unes de ses théories concernant le cheminement de la pensée ; sur l'évolution du système nerveux ; sur l'hérédité et le changement : M. Rostand rappelle les données de la génétique et les limites des changements qu'explique le mutationnisme ; enfin sur l'idée de progrès et l'idée de retour : M. Rey tâche de conclure et de dégager les divers aspects du progrès selon les ordres du réel.

Nous avons mis à part la communication de M. Ferrero qui définit le progrès humain par le recul de la peur, de l'angoisse animale, éliminée peu à peu par le savoir et le pouvoir. M. F. esquisse une théorie de l'homme double, transposition de la conception chrétienne, et il rattache ainsi le progrès à l'essence humaine. Un historien comme M. Febvre s'opposa nettement dans la discussion à une telle tentative, parce qu'il voulait retenir la multiplicité des civilisations et appliquer à chacune un critère propre. Mais la question : „cette civilisation réalise-t-elle pleinement son idéal ?“ ne serait strictement positive que si l'on était en mesure de définir de l'extérieur le critère de chaque civilisation.

M. Sartiaux, d'une autre manière, s'efforce d'écarter tout jugement de valeur et de préciser objectivement la nature du progrès ou de la civilisation. Son livre se lit avec un vif intérêt et, par la netteté des concepts autant que par la précision des connaissances utilisées, mérite d'être loué. M. S. considère tout d'abord les caractères des diverses transformations, il tient pour

progressives celles qui sont orientées dans un sens déterminé. Le progrès s'opposera ainsi aux mouvements cycliques ou incohérents, il correspond aux „séries cumulatives de mutations sociales", équivalents des orthogénèses (p. 17). La civilisation intéresse une multiplicité de ces séries évolutives, séries „coordonnées et relativement autonomes", mais comme au fond il n'y a de progrès que technique et intellectuel (p. 36), les autres fonctions sociales, art, jeux, organisation, ne participent du progrès que dans la mesure où elles participent d'une technique ou de l'intelligence. Aussi, bien que M. S. étudie les différents aspects de la vie collective, il se trouve amené inévitablement à considérer comme civilisation au sens dynamique le développement technique et intellectuel des fonctions sociales, développement qui n'équivaut ni à une perfection croissante de ces fonctions ni à une valeur morale ou humaine supérieure. On aboutit ainsi à une perspective historique particulière. Les particularités historiques sont négligées au profit de l'avènement progressif de la pensée et de la technique occidentale. Les grandes divisions adoptées par M. S. sont les suivantes : les pionniers (paléolithique et néolithique) et genèse des grands empires, développements et apogée des grands empires, la Grèce, le monde moderne. En raison des dimensions du livre, l'exposé atteint à une extrême brièveté, qui n'est pas sans avantage : les faits essentiels, les dates des acquisitions décisives sont dégagés. Mais, à force de brièveté, l'exposé glisse parfois à l'énumération et réduit exagérément l'effort pour coordonner d'une manière intelligible les faits contemporains ou successifs. La part faite aux mutations, aux événements constatés mais non expliqués, est grande.

L'histoire comparée des peuples de l'Europe présente les mêmes qualités exceptionnelles, mais aussi les mêmes défauts que l'histoire sincère de la nation française. Peut-être les uns et les autres tiennent-ils à la manière historique de M. Seignobos qui au fond se rapproche toujours du récit, procédé moins adapté à une histoire comparative qu'à une histoire politique ou une histoire spéciale.

Indiquons d'abord ce qu'on ne trouvera pas dans ce livre. L'art n'apparaît pour ainsi dire pas : un paragraphe à la fin de chaque chapitre où sont indiqués les formes d'art et les grands noms, marque la lacune plutôt qu'il ne la comble. De même, la singularité des cultures nationales, les différences des manières de penser ou des conceptions du monde sont entièrement négligées : or c'est là un aspect essentiel, au moins idéologique, du problème de l'Europe. M. S. tend à insister sur les points communs, ou du moins il note les particularités à l'intérieur des transformations ou des mouvements historiques communs à toute l'Europe. En revanche sont admirablement résumés les traits dominants de la vie politique sociale et souvent même économique de l'Europe. L'interprétation est le plus souvent judicieuse et prudente (voir cependant p. 56 un jugement sommaire sur le christianisme). A chaque époque, les différents aspects de la vie collective sont décrits, juxtaposés plutôt qu'organisés. De même les transformations sont constatées, analysées dans leurs conséquences plutôt que dans leurs causes. Une telle historiographie est entièrement dépouillée de problèmes, elle évite tout concept philosophique ou sociologique qui risquerait d'en faire surgir. Sans doute l'historien a-t-il l'impression de gagner ainsi en objectivité,

mais l'intelligibilité y perd. Le livre se lit avec agrément, comme le récit d'une belle aventure.

Au point d'arrivée, on discerne la direction générale du mouvement, marche vers un „système impersonnel, abstrait, général, uniforme", mais on ignore la signification, l'importance des luttes de classes, de peuples, d'idéologies et de cultures. M. Sartiaux termine son livre en affirmant la nécessité des élites aujourd'hui menacées, M. Seignobos montre les hommes incapables de s'adapter aux conditions nouvelles de la vie. L'un et l'autre, en somme, comme l'ouvrage collectif sur le progrès, traduisent un désarroi analogue, l'incapacité non pas même de prévoir — ce qui est normal — mais de souhaiter ou de vouloir. Raymond Aron (Paris).

Sorokin, Pitirim A., *Social and Cultural Dynamics.* 3 *vols. American Book Company. New York* 1937. *(XVI and* 745 *pp., XVII and* 727 *pp., XVII and* 636 *pp.; each* $ 6.—, *set* $ 15.—*)*

In these volumes S. presents a very ambitious theory of social and cultural change based on a comprehensive survey of the whole range of human activity including art and literature, religion and philosophy, science, economic and social relations. It claims to be distinguished from other attempts of a similar kind by the use of quantitative methods and the effort to provide objective criteria wherever possible. An adequate critical study of a work of this magnitude would require a lengthy volume. Here only the principal theses and the methods can be indicated.

1. The entire work is based on a classification of types of mentality which S. works out in the first volume and then applies in detail to the different spheres of social and cultural life. There is first the type of mentality designated „sensate" which, on the cognitive side, tends to concentrate on physical or material needs and to obtain satisfaction primarily by a modification of the external environment. Contrasted with this is the „ideational" mentality which, on the cognitive side, stresses the non-empirical factors, and on the practical side, tends to dwell rather on spiritual needs the satisfaction of which is sought not so much in changing the external world as in modifying or repressing the inner needs of the self. Between these two are numerous mixed types of which only that designated „idealistic" needs to be mentioned here. In this a balance of the extreme types is attained. 2. These types of mentality can be used to characterize not only individuals or groups but entire cultural systems. Thus for example the Hindu and Buddhist systems are said to be dominantly „ideational" while contemporary culture is described as „sensate". 3. These systems obey a law of „immanent causality" by which appears to be meant that they tend of themselves to develop to a limit beyond which they lose their vitality and yield place to the opposite mode. 4. The central thesis follows that social and cultural change is subject to fluctuations of varying amplitude but shows no consistent or regular trend. There is in particular no such thing as „progress", a notion which S. intensely dislikes and constantly ridicules. The fluctuations are traced separately in the different domains of culture and social organisation. But S. thinks that they are not only

empirically found to be associated but are „functionally“ connected. A fuller interpretation of the precise nature of this connection is to be given in the fourth volume which is in course of preparation, but it would appear that the connections are always complex and that no decisive or determining value can be legitimately claimed for any one of the factors involved. 5. The method employed can be illustrated from the way in which the fluctuations in the sphere of thought and belief are traced. The domination of a given movement of thought by a particular type of mentality is shown by an analysis of the mentality of its representative exponents or originators, and their social importance is measured by the number of their disciples or adherents and especially by the number of monographs devoted to their study. In this way, it is thought, an estimate is obtained not merely of individuals or groups but of what may be called social mentality or the mentality of an entire cultural trend or system.

Without attempting any analysis of the assumptions underlying this vast enterprise, but looking at it as far as possible from the point of view of the author the following critical reflexions occur to me. In the first place even if we grant the occurrence of fluctuations as a historical fact, this does not dispose of the problem of development. For example it may be roughly true that in the growth of thought, periods in which stress is laid on empirical methods alternate with periods in which efforts are made to look behind appearances for a deeper reality. But this in itself throws but little light on the nature of the development of thought apart from a further inquiry into the value of the contributions made by these phases of thought at different times. Modern empiricism for example is infinitely richer and more coherent than its prototypes in ancient times and this is due not only to the bigger range of experience on which it rests but also to the fact that it has embodied within its system much of the thought due to the opposite mentality here called „ideational“. It may indeed turn out to be the case that the fluctuations are but phases in a larger movement and that thought as a whole moves onward through a series of actions and reactions. In this connection one may well question the legitimacy of S.'s estimate of the trend of modern science. Is it really as subject to erratic changes in fundamental points as he thinks ? The examples that he gives from the fields of biology and physics strike me as entirely insufficient to establish his position.

In the second place I doubt whether S. has sufficiently weighed the difficulties inherent in any attempt to relate general social mentality to the mentality of particular thinkers or leaders. This is especially the case in the sphere of ethics and practical life. Is there for example any real connection between utilitarianism as an ethical doctrine and the crude, commercialised hedonism which S. takes to be characteristic of contemporary society ? On the one hand, the mode of conduct regarded as desirable by utilitarian philosophers differs not at all from that advocated by idealists and the principles enunciated by both schools are equally remote from those realised in actual conduct. On the other hand, if S.'s characterisation of current morality is right there would appear to be very little correspondence between it and philosophical reflection, since on his own showing it is not all clear

that in recent thought utilitarian doctrines outweigh other schools in influence and importance. In other instances S. is apt to generalise unduly conclusions reached by him on the basis of his interpretations of recent happenings in Russia and Germany, for which, I should imagine, he could hardly claim objectivity. Thirdly, the mere occurrence of fluctuations in the past affords no sufficient basis for prediction. There is nothing in the evidence submitted to preclude the possibility that man may some day learn to control the tendency to one-sided development and thus to follow a steadier course. Finally it is not clear how seriously S. takes his own statistics. Even if the types of mentality can be theoretically defined with sufficient clarity their application to individuals and still more to movements or periods of history must in the nature of the case be arbitrary and a very slight regrouping might easily be made to yield very different results. I have been particularly puzzled by the use made of the number of monographs devoted to particular thinkers as a measure of social mentality. So far as I can ascertain the dates of the monographs are not given and it is reasonable to assume that the bulk belong to modern times. If this is so they can at best measure only the fluctuations of the interest taken in these thinkers during the last century or two, and they afford no information whatever on the influence they exerted on their contemporaries. The number of monographs devoted to Plato in the nineteenth century A. D. is surely no measure of his influence in the fourth century B. C. Perhaps I have not fully understood the method followed, but in any case, I find it difficult to believe that S. who is well aware of the pitfalls of the quantitative method in sociology can really intend to rest his entire case on the use made of it in these volumes. If the extreme historical relativism adopted by him were consistently maintained there would be no common standards for comparing different periods with one another and therefore no units of measurement. I suspect therefore that S. is not as sceptical and relativistic as he pretends to be.

Morris Ginsberg (London).

Rumney, J., *The Science of Sociology. Gerald Duckworth & Co. London* 1938. (125 *S.*; 3 *s.* 6 *d*)

R. beginnt mit der Abgrenzung der Soziologie gegen die Einzelwissenschaften von der Gesellschaft und sucht die Notwendigkeit einer Wissenschaft zu erweisen, die eine Gesamtschau der gesellschaftlichen Beziehungen, ihres Zusammenhanges und ihres Wandels gibt. Er unterscheidet nun Gesellschaft als Ganzes von den Gesellschaften, die sie bilden, charakterisiert diese ebenso wie ihre Einrichtungen als Gesellschaften und Gemeinschaften, als „In"- und „Out"-Gruppen, als primäre und sekundäre usw. und weist die Bedingtheit des Begriffs ihres Fortschritts — der nur technologische Bedeutung habe — auf. Er diskutiert die Rolle des Eigentums für die Bildung und Veränderung der Familie und des Staates, die Klassenstruktur der heutigen Gesellschaft, die er gegen alle erhobenen Einwände zu begründen sich bemüht, den verheerenden Einfluss der naiv biologischen Grundlegung der Soziologie, der sich etwa in dem Rassewahn auswirkt. Er schliesst

mit einem kurzen Überblick über die Methoden und Techniken der Sozialwissenschaften — survey, case analysis und Fragebogen — die Entwicklung der Wissenschaft selber und die Ideen einiger Hauptvertreter.

Überall ist die neueste Literatur berücksichtigt, ihre Auswertung ist klar und bestimmt. Die Sprache ist knapp und eindeutig. Die Diskussion der wichtigsten Lehrmeinungen ist sachlich, ohne die eigene Stellungnahme zu vermeiden. Im ganzen also: auf kleinstem Raum eine wertvolle Einführung in die Soziologie. Fritz Karsen (New York).

Menzel, Adolf, *Grundriss der Soziologie. Rudolf M. Rohrer. Brünn, Wien, Leipzig* 1938. *(253 S.; RM. 8. —, geb. RM. 9.—)*

Auch dieses letzte Buch des Wiener Soziologen und Staatstheoretikers löst alle realen Staats- und Gesellschaftsprobleme in Dogmengeschichte auf. Zwar definiert M. die Soziologie als „die Lehre von den menschlichen Gesellungen, wie sie in der Wirklichkeit gegeben sind", wobei diese seltsame Hinzufügung den Ausschluss ethisch-politischer Werturteile andeuten soll — allein überall ist nur von Büchertiteln, Autoren und Lehrmeinungen die Rede. In dem Abschnitt über „Staatssoziologie", der noch am ehesten Analysen M.s hätte erwarten lassen, erhält man nur die üblichen Darstellungen bekannter Staatslehren, von Gierke und Kjellén bis zu Marx und Max Weber. Das Kriterium des Verf. ist allenthalben offenbar durch die Anerkennung bestimmt, welche die einzelnen Lehren in der Professorenschaft gefunden haben. So stösst man immer wieder auf den Hinweis, diese oder jene Theorie sei „in Misskredit geraten" oder habe „viel Beifall gefunden". — Der letzte Abschnitt, der von der „Kultursoziologie" handelt und offenbar von Alfred Weber beeinflusst ist, soll eigene Gedanken enthalten. Aber auch hier bleibt es bei der Ankündigung und den bekannten Theorien. Hans Mayer (Genf).

Spengler, Oswald, *Reden und Aufsätze. C. H. Beck. München* 1938. *(295 S.; RM. 6.—)*

Der von Hildegard Kornhardt nach Spenglers Tode herausgegebene Band sammelt Gelegenheitsarbeiten, die S. in Form von Reden und Aufsätzen da und dort veröffentlicht hatte; daneben gibt es einige bisher unveröffentlichte Arbeiten aus dem Nachlass. Zunächst verblüfft wieder einmal das scheinbar so grenzenlose Wissen dieses Polyhistors. Neben Studien über den „Streitwagen und seine Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte" oder über die Geschichte der deutschen Presse stehen die Dissertation über Heraklit oder ein Aufsatz über lyrische Dichtung. Schnell jedoch — ganz wie bei der Lektüre des „Untergangs" — wandelt sich die Verblüffung in Misstrauen: die Gewaltsamkeit der Geschichtsparallelen, die innere Zusammenhangslosigkeit all dieser Einzelstudien wird offenbar. Immer wieder stösst man auf Dekretierungen wie diese hier: „Jedes antike Gedicht ist sprachlich eine Statue, jedes abendländische eine Sonate", hinter deren auftrumpfender Haltung sich nur mühsam die sachliche Fragwürdigkeit verbirgt. — Neben solchen im ganzen also wenig ergiebigen

Einzelanalysen finden sich dann zwei Beiträge, die der Darstellung des geschichtsphilosophischen Systems gewidmet sind. Es handelt sich um eine Nietzscherede und einen Aufsatz „Pessimismus ?", der das Hauptwerk gegen angebliche Missverständnisse seiner Kritiker zu verteidigen sucht. Wieder zeigt sich, dass diese Geschichtsphilosophie gar keine ist; alle im „Untergang des Abendlandes" dargestellten Kreisläufe der Kulturen täuschen nicht darüber hinweg, dass S. weder eigentliche Gesetzlichkeiten des Geschichtsablaufs darstellen wollte, noch gar irgendeine Sinngebung des weltgeschichtlichen Prozesses vorzunehmen sucht. Seine sogenannte Geschichtsphilosophie gipfelt in dem Satz, dass „Tatsachen wichtiger sind als Wahrheiten" und dass es „für das Leben keine Wahrheiten, nur Tatsachen gibt". Ursachenforschung, Suchen von Erkenntnissen ist also unmöglich im Bereich der Geschichte, wo es nur Tatsachen und Schicksale zu schauen gibt. So bleibt es bei der blossen Registrierung von Tatsachen — und einem geheimnisvollen Ahnen von „Schicksalsgesetzen", von denen S. selbst gesteht, dass sie wissenschaftlich nicht erfassbar sind. Nichts gilt als einesteils die krude Faktizität (die schuld daran ist, dass der umfangreichste Beitrag des Bandes „Zur Weltgeschichte des 2. vorchristlichen Jahrtausends" trotz aller kühnen Hypothesen völlig uninteressant bleibt, da man nicht sieht, was hier eigentlich gezeigt werden soll), andrerseits der bekannte Kult der irrationalen „Tat", die wichtiger sei als alle Wissenschaft. In seiner Philosophie vereinigt sich aufs schönste der spätbürgerliche Kulturüberdruss mit einem grosssprecherischen Irrationalismus, hinter denen nichts steht als Skepsis. Hans Mayer (Genf).

Romein, Jan, *Het onvoltooid verleden (Die unvollendete Vergangenheit). Kultuurhistorische studies. N. V. EM. Queridos Uitgevers-Maatschappij. Amsterdam* 1937. *(*281 *S.; Hfl.* 4.90*)*

Das Buch R.s bringt eine Sammlung bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienener kulturhistorischer Studien, welche teils polemischen Charakter tragen, teils die Resultate theoretischer Forschungen über geschichtliche, soziologische und literarische Probleme darstellen. Die an erster Stelle abgedruckte Arbeit über „Die Dialektik des Fortschritts" ist zweifellos die wichtigste. R. analysiert hier die materialistische Dialektik anhand des Quellenmaterials und will nachweisen, welche Elemente nach Marx und Engels zum Überbau und Unterbau der Gesellschaft gerechnet werden müssen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Naturwissenschaft und Technik, wie auch das geographische Milieu, die Rasse und die Gewalt unter die ökonomischen Faktoren zu zählen seien. Weiter entwickelt der Verf. in diesem Aufsatz die Auffassung, „dass im Kampf um den Vorrang dasjenige die grössten Chancen hat, das am meisten zurückbleibt", was auch an Beispielen aus dem Gebiet der Wirtschaft gezeigt wird (z. B. grössere Vertrustung in den Vereinigten Staaten und in Deutschland als in den alten kapitalistischen Ländern wie England, Belgien und Holland). R. meint, die gesellschaftlich zurückgebliebenen Länder hätten grössere Chancen, sich technisch zu vervollkommnen, als diejenigen mit einem relativ höheren, aber starren technischen Niveau.

Es bestünde also, wie er es nennt, „eine Prämie auf die Rückständigkeit".

In einem Abschnitt über die kulturphilosophischen Ansichten Huizingas werden dessen kulturpessimistische Anschauungen bekämpft und die negative Seite seiner kritischen Theorie über die Geschichte hervorgehoben. Das Buch enthält weiter einen Aufsatz über Altertum und Mittelalter, der einen Beitrag zum Problem der Übergangsperiode in der Geschichte liefert. Weitere Studien befassen sich mit der altgermanischen Kunst, einer Charakteristik des byzantinischen Stils, dem historischen Standort des Kommunistischen Manifestes. In dieser letztgenannten Arbeit wird zugleich die Auffassung abgelehnt, „Die Lage der arbeitenden Klasse Englands" wäre eine verbesserte Ausgabe von Burets Buch über die französischen Arbeiter.

Eine Anzahl Aufsätze beziehen sich ausschliesslich auf holländische geschichtliche und literarische Probleme.

Andries Sternheim (Amsterdam).

Psychologie.

Rothacker, Erich, *Die Schichten der Persönlichkeit. Johann Ambrosius Barth. Leipzig* 1938. *(*107 *S.* ; *RM.* 7.20*)*

R.s Schrift hat den Charakter eines kurzen Kompendiums der gesamten antimechanistischen Psychologie der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der „Schichtung des Individuums". Der positive Akzent fällt dabei auf irrationalistische Theorien vom Schlage Palágyis, Klages' und Jungs. Doch wird versucht, die extreme These der Bewusstseinsfeindschaft durch Unterscheidungen wie die von „echtem Bewusstsein im Sinne von verstärkter Wachheit" und „Selbstbewusstsein als Reflexion" konziliant abzumildern. Psychoanalytische Termini wie Verdrängung und Zensur sind übernommen; gegenüber dem modischen Ganzheitsbegriff werden Vorbehalte gemacht. — Das Buch zeigt die Gelehrsamkeit der Diltheyschule und ist geschickt organisiert. Auffallend die politische Zurückhaltung. Die übliche Nutzanwendung der organisch geschichteten Persönlichkeit unterbleibt. Das Kapitel über Völkerpsychologie kann wegen seiner Betonung historischer Momente gegenüber den Invarianten als versteckte Polemik wider die Rassedoktrin gelten. Die Namen von Autoren wie Bergson, Koffka, W. Stern, Geiger, Kurt Goldstein sind genannt. Freilich nicht der Freuds. Man vermisst ihn umsomehr, als die einzige Idee, die über den Rahmen des Lehrbuches hinausgeht, die von den „Schichten" der Person und ihrem Verhältnis, in der Freudschen Theorie der „Systeme" Unbewusst, Vorbewusst und Bewusst und in seinen Ausführungen über ihre topologische und dynamische Interpretation unmittelbar angelegt ist.

T. W. Adorno (New York).

Gelb, Adémar, *Zur medizinischen Psychologie und philosophischen Anthropologie. Martinus Nijhoff. Haag* 1937. *(*79 *S.* ; *Hfl.* 3.—*)*

Diese Vorlesungen, veranstaltet in Lund im Jahre 1935, sind die letzten, die G. gehalten hat; sie geben eine gedrängte philosophische

Deutung seiner Untersuchungen an Hirnverletzten, die er zwei Jahrzehnte hindurch zusammen mit Kurt Goldstein durchgeführt hat. Hauptthese der Vorlesungen ist : nicht einzelne Funktionen des Menschen sind durch die Hirnverletzungen gestört oder zerstört, vielmehr ist der ganze Mensch, bezw. das ganze Verhältnis Mensch-Welt grundsätzlich verwandelt. Alle — früher als sinnesspezifisch angesehenen — Ausfallserscheinungen sind lediglich Symptome dieses gesamten neuen Zustandes, der in gewissem, reduziertem Masse als eine zweite „Gesundheit", jedenfalls als ein den Verhältnissen nach optimales Restitutionssystem verstanden werden kann. Aufgabe des behandelnden Arztes sei daher nicht Aufbesserung der Partialstörungen — ein vergebliches Bemühen, da gewissermassen der kategoriale Apparat des Kranken umorganisiert sei —, sondern die Beistellung einer „Welt", die dem neuen Zustand entspreche.

Was nun die philosophisch-anthropologische Seite der Verwandlung angeht, so ist sie deshalb so interessant, weil alle jene Charaktere, die wir als die differentiae specificae und als die Freiheitsmonopole des Menschen anzusehen gewohnt sind, abgebaut zu sein scheinen — ohne dass der Rest, der übrig bliebe, bereits tierisch wäre. Einerseits büssen die Kranken alles ein, was wir als Freiheit des Menschen oder als „Vermittlung" oder „Objektivierung" bezeichnen : sie haben nicht die Fähigkeit, den status quo, in dem sie sich befinden, zu überschreiten.

Dennoch — und das ist das Erstaunliche — sind diese Gehirnverletzten weit davon entfernt, Tiere zu sein ; es bleibt ihnen die sonderbare Freiheit, die Einbusse ihrer Freiheiten durch Umwege mehr oder minder zu kompensieren : der Kranke, der beispielshalber nicht mehr in der Lage ist, ein Schriftbild als eines aufzufassen, hat die Freiheit, durch körperliches Nachziehen der Buchstaben (also durch eine Übersetzung des simultanen Bildraums in einen Prozess des engeren Leib- und Funktionsraumes) zu lesen ; etwa so zu lesen, wie wir mitsingend Musik hören. Auf der einen Seite ist also zwar die „draussen" befindliche Bildwelt aufgeweicht und in die Unmittelbarkeit des eigenen Handelns zurückgenommen, auf der anderen Seite aber — und das ist der überraschende, vielleicht von G. nicht ganz voll gewürdigte Punkt — ist der Kranke doch eben noch in der Lage, diese „Übersetzung" durchzuführen und ein, wenn auch sehr enger und unselbständiger und ausschliesslich reaktiver Mensch zu bleiben.

Diese Arbeit ist ein klassisches Beispiel dafür, wie eine der Absicht nach rein empirische Untersuchung zur Aufdeckung kategorialer Zusammenhänge vorstossen kann. Günther Stern (New York).

Jung, Carl Gustav, *Psychology and Religion. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1938. *(*138 *S. ;* $ 2.—*)*

J.s psychoanalytische Variante ist zu einer der heute wichtigsten Apotheosen menschlicher Unfreiheit geworden : Da das Unbewusste des Ich unauslotbar sei, setze es sich vielleicht in unbekannte Horizonte und Tiefen ad infinitum unter ihm selbst fort ; wo es noch „es selbst" sei, wo bereits etwas anderes (sein eigener „Wurzelboden" und „Grund") beginne, könne nicht entschieden werden. Wenn so jedes Ich nichts ist als nur die

Spitze seines nicht individuierten Grundes, gehört es sich nicht selbst, ist es unfrei. „Es gehört sich nicht selbst“, bedeutet bei J. : es hat auf seinen nicht ichhaften Anteil zu hören. Dieses Hören und Gehorchen sei Religion. J.s Psychologie ist eine Psychologie des Menschen als Passivum und als Unfreien.

Diese Thematik der Passitivität ist, historisch gesehen, sehr interessant : Das Jahrhundert philosophischer Tradition, in der der Mensch oder der Geist die Welt „konstituierte“, in der sich das Ich als „einziger Eigentümer“ aufspielte und in dem es sogar, wie bei Heidegger, seinen eigenen Tod sich „aneignete“, scheint vorbei ; die Kategorien der Passivität treten in den Vordergrund. Nicht wir haben Träume, heisst es bei J., sondern die Träume haben uns. Nicht wir erzeugen die „Stimmen“, sondern die Stimmen kommen zu uns. Der erkenntnistheoretische Begriff des „Gegebenseins“ feiert durch Einsetzung eines unbekannten, im Hinterlande des Ichs thronenden „Gebers“ eine metaphysische Auferstehung.

Für J. ist nun freilich dieses Faktum der eigenen Unfreiheit das Bejahenswerte schlechthin. Der „Rationalist“, der sich ihm verschliesse, schnüre sich ab und verfalle daher Neurosen ; wo solche Abschnürungen kollektiv vor sich gingen, breche der „Mob“ in Bolschewismus aus. Daher ruft J. „Zurück zum Grunde“ oder mindestens zurück zu Dogmen. Dogmen haben nämlich nach ihm die Funktion gehabt, den Menschen in der rechten Mitte zwischen der rein ichhaften Abschnürung und dem Risiko unmittelbarer und religiöser Grunderlebnisse zu halten. Wo es noch möglich sei, den Menschen einem Gerüst von Dogmen und Ritualien einzufügen, habe der Arzt diese Einfügung zu leisten, ganz gleich, um welche Religion es sich dabei handle. (Man beachte, wie J.s reaktionäre Theorie den Historismus und die Gleichgültigkeit gegen religiöse „Wahrheit“ in sich aufzuheben versteht.) Heute befänden sich die Dogmen freilich im Abstieg ; daher habe man zu sehen, was man, besonders bei gefährdeten Menschen, an ihre Stelle setzen könne. Seien nämlich die ursprünglichen religiösen Energien erst einmal objektlos geworden, so verlangten sie nach Ersatzventilen. Dieses Argument wird von J. direkt politisch ausgewertet : „Labour troubles“, versichert er, seien Beweise für diese, durch die Freisetzung der ursprünglichen religiösen Kräfte entstehende Unruhe ; i. a. W., der ungesättigte Religionshunger dokumentiere sich gewissermassen durch den pathologischen Schrei nach Brot.

Glücklicherweise verschafft sich der Mensch einen Ersatz für die Dogmen in Phänomenen von nahezu gleichwertiger Echtheit : in seinen Träumen. Hier schliesst J. seine bekannte — partiell zweifellos richtige — Theorie an, dass die Traumschemata gewissen mythologischen Ideogrammen (die er „Mandala“ nennt) aufs engste verwandt seien ; und dass das Träumen ähnliche magische Kreise, Konfigurationen und Zeremoniale ausbilde. Bei der heute unerschöpflichen Masse von bekanntem Bild- und Dogmenmaterial war es ihm leicht, jeder zufälligsten Traumnuance ein zufälliges Gegenstück aus dem geschichtlichen oder ethnologischen Reservoir beizuordnen.

J. hat, wie erinnerlich, rasch nach der Neuordnung in Deutschland die apriorischen Grenzlinien zwischen jüdischer (-rationalistischer) und nicht-

jüdischer (-irrationalistischer) Psychologie gezogen. In seinen amerikanischen Vorlesungen hat er diese Lehre behutsamer formuliert. Hier akzeptiert er zum Beispiel sehr ausdrücklich den talmudischen Satz, dass Träume ihre eigenen Interpretationen seien, als der Wahrheit letzten Schluss. Hier gelten politische Bemerkungen lediglich den bolschewistischen Zersetzern, nicht aber dem Judentum. Es wäre ungerecht, J.s Begabung für geographische Variationen unter den Scheffel zu stellen.

Günther Stern (New York).

Murphy, Gardner, L. B. Murphy und **T. M. Newcomb,** *Experimental Social Psychology. Rev. ed. Harper & Brothers. New York* 1937. *(XI u.* 1121 *S. ;* $ 4.—*)*

Die zweite Auflage dieses material- und gedankenreichen Handbuchs der experimentellen Sozialpsychologie ist gegenüber dem ursprünglichen Werk eigentlich ein neues Buch. Es enthält mehr, als der Titel sagt. Denn die Verf. sind weit von dem Glauben entfernt, dass das Experiment allein die Psychologie zu einer Wissenschaft machen könne, und ihre kritische Haltung in dieser Frage befähigt sie, einen offenen Blick für eine Fülle wichtiger Probleme zu behalten und die Ergebnisse experimenteller Untersuchungen in umfassendere Zusammenhänge zu stellen.

Das Hauptgewicht ist auf die Frage gelegt, wie der einzelne Mensch im Laufe seiner Entwicklung, besonders in Kindheit und Jugend, gesellschaftlich wichtige Züge und Verhaltensweisen erwirbt. Nicht nur die Ergebnisse experimenteller, sondern auch anderer Forschungen in der Psychologie und ihren Grenzgebieten, besonders der Anthropologie, werden unter diesem Gesichtspunkt dargestellt, Hypothesen entwickelt und zahlreiche Anregungen zu weiteren Untersuchungen gegeben. Eine kritische Beleuchtung der in der gegenwärtigen amerikanischen Psychologie und Anthropologie viel gebrauchten, wenn auch oft wenig zergliederten Begriffe des Wettbewerbs und der *cooperation* ist ein gutes Beispiel für die anregende und gründliche Methode der Darstellung (in Kapitel XI : Some Adult Behavior Patterns in Our Own Society). — Newcomb hat zwei Kapitel beigesteuert, in denen er einen guten Überblick über die vorhandenen Methoden zur „Messung" der Persönlichkeit und ihrer sozialen Einstellungen und Haltungen („attitudes") gibt.

Die Problematik eines so umfassenden Unternehmens liegt vor allem darin, dass die Sozialpsychologie eine Theorie der Gesellschaft voraussetzt, zu der jene ihrerseits einen Beitrag zu liefern hat. Die Verbindung mit einer solchen Theorie wird im Rahmen dieses Buches nicht hergestellt.

Ernst Schachtel (New York).

Sterzinger, Othmar H., *Grundlinien der Kunstpsychologie. Bd. I : Die Sinnenwelt. Lyckham-Verlag. Graz, Wien, Leipzig* 1938. *(*279 *S. ; RM.* 8.50*)*

Der Ausdruck „Kunstgenuss" hat heute den Klang des rührend Philiströsen und schrullenhaft Behaglichen angenommen : man kann sich ihn

kaum anders mehr denn als Reimwort aus Wilhelm Busch vorstellen. Die kontemplative Beziehung zwischen dem Kunstwerk und seinem sesshaften Betrachter ist so von Grund auf verstört, dass ihre begriffliche Erörterung der Komik verfällt; einer Komik, der der Ärger beigemischt sein mag darüber, dass Kunst eben nicht mehr sich geniessen lässt. Das Buch von S., „den Freunden der Künste" gewidmet, ist von solchem Schlage. Alles, was der bürgerliche Haushalt des Schönen an Gütern von der Küche bis zum Salon enthält, wird darin durchprobiert und durchgemustert. Die leersten formalistischen Aussagen konvenieren mit den blindesten Anschauungen vom konkreten Kunstwerk. Zu jenen rechnet etwa eine psychologische Charakterisierung der musikalischen Intervalle als solcher, von der Art: „Die Quart ist die Gebärde des Willens," oder ein Exkurs über die „anschauliche Zahl": „Mit der Eins sind aber auch allerhand Gefühlswerte und Vorstellungen verknüpft. Was nur in einem Exemplar vorhanden ist oder vorgezeigt wird, gewinnt an Interesse und Bedeutung, kann die Aufmerksamkeit ungeteilt auf sich ziehen und absorbieren; oft ist das, was gewöhnlich nur in einem Stück erblickt wird, auch gross, und infolgedessen sprechen dann auch die mit dem Grösseneindruck verbundenen Gefühle und Wertungen leicht an." — S.s künstlerische Erfahrung manifestiert sich in Weisheiten wie dieser: „Dass auch die Erwachsenen weisser Rasse die ästhetischen Werte der Kleinheit zu schätzen wissen, zeigen nicht nur die verschiedenen Miniaturen der bildenden Kunst, die Nippes, sondern auch die Pflege der Skizze, des Aphorismus, der Ballade in der Literatur, des Melodramas, der Suite in der Musik." Dass in der Kunst das Phänomen und die Geschichte etwas Wesentliches miteinander zu tun haben könnten, kommt dieser Art Ästhetik nicht bei: „Michelangelo forciert die Sache nicht so wie die Modernen, aber seine plastische Veranlagung bricht überall durch." Von den „Geschlechtsempfindungen" heisst es tiefsinnig: „Sie können verhältnismässig isoliert auftreten, etwa bei den Selbstbefriedigungen." Man glaubt danach dem Autor gern das Bekenntnis: „So tat ich während meiner Hochschulzeit den Ausspruch, man könnte mir von 8 bis 10 Uhr abends ohne Unterbrechung den Marsch ‚Auf, in den Kampf, Torero, vorspielen, ich könnte mich daran nicht satt genug hören. Diese Art des Genusses an der Wiederholung verlangt die identische." Jetzt ist er, der Angabe des Titelblattes zufolge, ausserordentlicher Professor an der Universität Graz.

T. W. Adorno (New York).

Bühler, Charlotte, *Praktische Kinderpsychologie. Otto Lorenz. Wien und Leipzig* 1938. *(253 S.; RM. 4.—, geb. RM. 6.50)*

Gesell, Arnold, Helen Thompson, und Catherine Strunk Amatruda, *The Psychology of Early Growth, including norms of infant behavior and a method of genetic analysis. Macmillan. London und New York* 1938. *(IX u.* 290 *S.;* 17 *s.,* $ 4.—*)*

Bühler stellt in der ersten Hälfte des Buches die Entwicklung des Kindes bis zum vierten Lebensjahr und in der zweiten Hälfte — sehr viel summarischer — bis zum 17. Lebensjahr dar; zwei weitere Kapitel berichten

über diagnostische Methoden und über Untersuchungen zur Frage des Einflusses von Anlage und Umwelt auf die Charakterentwicklung. Die Darstellung beruht hauptsächlich auf statistischen Untersuchungen von B. und ihren Schülern sowie auf amerikanischen Arbeiten. Die emotionale und charakterologische Entwicklung des Kindes wird nur gelegentlich gestreift, während die Entwicklung der körperlichen und geistigen Funktionen den grössten Teil des Buches beansprucht. Die Verf. hat ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber der psychoanalytischen und individualpsychologischen Theorie beibehalten und verweist zur Begründung auf künftige Publikationen. Von sozialwissenschaftlichem Interesse können bei geeigneter theoretischer Verarbeitung die zum grössten Teil bereits früher publizierten „Entwicklungstests" werden.

Die Arbeit von Gesell und Thompson behandelt die Entwicklung des Kindes im ersten Lebensjahr. Auf Grund eines im Vergleich zu Bühler grösseren Materials und genauerer Untersuchungsmethoden werden Normen für die frühkindliche Entwicklung in Abständen von je zwei Wochen aufgestellt, die sowohl das physische Wachstum als auch das Verhalten der Kinder in einer grossen Reihe von einfachen experimentellen Situationen umfassen. Im Zusammenhang mit den früheren und den angekündigten Arbeiten von G. und mit den von ihm herausgegebenen Yale Films of Child Development stellt die Arbeit gegenwärtig die sorgfältigste und umfassendste Sammlung von Beobachtungsmaterial über die frühe Kindheit dar und ist für die Diagnose der individuellen frühkindlichen Entwicklung wertvoll. Die Verf. betonen, dass sie nicht Hypothesen verifizieren, sondern das Gebiet explorieren wollen. Die wichtigsten methodischen Bemerkungen sind im Kapitel „The principles of genetic analysis" enthalten. Das psychologische Interesse an der Arbeit dürfte hauptsächlich auf dem gegenwärtig von den Verf. in Angriff genommenen Versuch beruhen, die Beobachtungen über das erste Lebensjahr mit Beobachtungen an denselben Kindern im fünften und zehnten Lebensjahr in Beziehung zu setzen.

Anna Hartoch (New York).

Geschichte.

Schmidt, Wilhelm, *Das Eigentum auf den ältesten Stufen der Menschheit. Bd. I : Das Eigentum in den Urkulturen. Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung. Münster i.W.* 1937. *(XII u.* 343 *S.; RM.* 11.—, *geb. RM.* 13.—*)*

Landtman, Gunnar, *The Origin of the Inequality of the Social Classes. George Routledge & Sons. London* 1938. *(XIII u.* 414 *S.;* 21 *s.)*

Radin, Paul, *Primitive Religion. Its Nature and Origin. The Viking Press. New York. Hamish Hamilton. London* 1938. *(X u.* 322 *S.;* $ 3.50, 10 *s.* 6 *d.)*

Cunow, Heinrich, *Geschichte und Kultur des Inkareiches. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altamerikas. Elsevier. Amsterdam* 1937. *(XVI u.* 208 *S.; Hfl.* 6.50*)*

Lipson, E., *The Economic History of England. Bd. I : The Middle Ages. Seventh edition, revised and enlarged. A. & C. Black. London. The Macmillan Co. New York* 1937. *(XII u.* 674 *S. ;* 20 *s.*, $ 5.75*)*

Schmidts religiöse Grundthese ist bekannt. Sie ist in seinem neuen Buch über das Eigentum in der Urgesellschaft mit einer Fülle anthropologischer Tatsachen kombiniert, die den Vorkämpfer der katholischen Völkerkunde in eine eigentümliche Stellung drängen. Der letzte Eigentümer ist für ihn Gott. Gott hat den Völkern den Boden zugeteilt. Sie sollen ihn nicht zur Ausbeutung verwenden. Daher gibt es anfangs kein individuelles Bodeneigentum. Vielmehr gehört der Boden, diese wichtigste Grundlage alles Lebens, kollektiven Verbänden an, entweder losen Grossfamilien oder Individualfamilien oder „einer noch grösseren Gruppe, entweder der Regionalgruppe oder dem Gesamtstamm.“ Auch bei den Ergebnissen von Jagd und Sammeln findet eine überindividuelle Verteilung der Lebensmittel statt, die so weit geht, „dass es scheinen könnte, hier bestehe überhaupt kein Eigentum.“ Und sogar das sogenannte Eigentum an „Schutz- und Wirkmitteln“ ist, was die letzteren angeht, höchst fliessend. Schenken und Leihen ist völlig verbreitet. Leihen „auch in Abwesenheit des Besitzers, dessen Zustimmung vorausgesetzt wird.“ Die so beschriebene Eigentumsordnung trägt demgemäss durchaus kollektivistische Züge. Alle Personen sind auch Besitzer. Die Zunahme des Privateigentums, die eine „Verminderung der besitzenden Persönlichkeiten“ bedeutet, sei nicht Höherentwicklung, sondern das Gegenteil. Das ist die These vom Sündhafterwerden der Menschen, die retrogressive Entwicklungskonzeption der katholischen Kirche. In ihrer Verfolgung hat S. unbeabsichtigterweise zwei höchst wesentliche Punkte einer durchaus andersartigen Position unterstrichen. Durch seine Betonung der Allgemeingültigkeit der frühkollektivistischen Züge stützt er die Auffassung von durchgehenden Entwicklungsgesetzen der Gesellschaft, sehr zum Schaden der von ihm vertretenen Kulturkreislehre. Durch die Unterstreichung des kollektivistischen Charakters dieser allgemeinen Züge stützt er einen der Hauptsätze der Evolutionstheoretiker, die er als „liberalistisch“ bekämpft.

Landtman bemüht sich, Tatsachen zur Entstehung der Gesellschaftsklassen herbeizutragen, ohne sich auf irgendein „Dogma“ festzulegen. Klassen entstehen nach ihm — und er dokumentiert seinen Standpunkt ausgiebig — sowohl endogen, durch innere Differenzierung, wie exogen, durch Eroberung. Die sachliche Zusammengehörigkeit dieser beiden Momente sieht er nicht. Er bietet viel Material über ökonomische (und militärische usw.) Ursachen der inneren Differenzierung, doch leidet seine Darstellung an einem entscheidenden Mangel. Er verfügt über keine klare ökonomische Kategorie. Wichtiges und Unwichtiges bleibt ungeschieden, und das von ihm gestellte Problem erweist sich auf diese Art als nicht lösbar. Welche ökonomischen Strukturen wesentlich stratifizierend wirken, das wird bei ihm nicht klar. Über Klassen in der frühen Agrargesellschaft haben die Anthropologen mehrfach berichtet. Es gilt zu zeigen, in welchem Zusammenhang diese „anthropologischen“ Frühklassen zu den uns bekannten Klassen der feudalen, der orientalischen, der

antiken und anderer Gesellschaften stehen. L. zieht zwar hier und da Verhältnisse der europäischen mittelalterlichen Klassengeschichte heran, doch vermag seine Arbeit zum Problem der Entstehung der feudalen Klassenordnung nur wenig beizutragen.

Radin hat eine sozialwissenschaftliche Analyse der Religion in der Frühgesellschaft unternommen. Er betont hierbei grundsätzlich die Bedeutung der ökonomischen Grundlagen. Leider erweist sich die sozialökonomische Konzeption der Frühgesellschaft, von der er ausgeht, als nicht klar konstruiert. Das tut sowohl seiner gesellschaftlichen wie der damit eng verbundenen ideologischen Analyse Abtrag. Ausgezeichnet ist R.s Auffassung, dass Religion für verschiedene Elemente einer Gruppe etwas ganz Verschiedenes bedeuten kann. Er unterscheidet zwischen dem Vollreligiösen (truly religious), dem gelegentlich Religiösen und dem Indifferenten. Auch die Typen zwei und drei werden unter bestimmten Umständen (Krisen) religiös erregt, doch ist ihre Haltung zur Religion eine wesentlich andere als die des ersten Typus. Diesem Typus entstammen ursprünglich die religiösen „Formulierer" und Denker, doch nur ursprünglich. Sobald gesellschaftliche Vorteile mit der priesterlichen Stellung verbunden sind, drängen sich heterogene Elemente in diese Funktion, dies um so mehr, je stärker das Priestertum ein Teil der oberen sozialen Schicht wird. R.s These, dass die Religion eines der Mittel im primitiven Daseinskampf, in der Auseinandersetzung mit der Natur und mit der Gesellschaft sei, ist höchst bedeutsam. Infolge der oben erwähnten theoretischen Unklarheit bleibt freilich die These ohne eine volle Begründung, doch erscheint uns bereits die Stellung der Frage, und damit auch R.s Buch, höchst verdienstvoll.

Cunow hat sein altes Inka-Buch während der letzten Jahre seines Lebens in Berlin neu bearbeitet (er starb 1936). Das Material ist reicher geworden, doch an der Grundlinie der Analyse hat C. — trotz der inzwischen geübten Kritik (die er stillschweigend übergeht) — nichts geändert. Es ist C.s Leistung gewesen, die Legende vom „Staatssozialismus" der Inkagesellschaft zu zerstören. Er erkannte klar die klassenmässige Schichtung des altperuanischen Staats. Was er damals und neuerdings über die Organisation dieses Staats, seine Fronordnung und Geschlechterverfassung geäussert hat, ist wohl dokumentiert und wäre, falls er Tatsachen als solche, d.h. isoliert vom Gesamtzusammenhang gäbe, richtig. Unglücklicherweise kann man jedoch eine Sozialordnung nicht zutreffend beschreiben, wenn man sich über ihr Grundgefüge irrt. C. hat die Hinweise, die südamerikanische und europäische Forscher auf die grosswasserbaumässigen Grundlagen der Inkagesellschaft gemacht haben, nicht beachtet. So begreift er die Funktion des Staates nur unvollkommen und bleibt sich über den bürokratisch absolutistischen, „orientalischen" Charakter dieses Staates und der von ihm umspannten Gesellschaftsverfassung ganz im unklaren. Sein Hinweis darauf, dass das Inkadorf der altgermanischen Mark gleiche, wäre produktiv, wenn nicht dadurch der Schluss auf eine Verwandtschaft der beiden dahinterstehenden Gesellschaften nahegelegt würde. Allein nicht nur die ökonomische und soziale Ordnung wird hierbei von C. verkannt, sondern auch die intellektuelle. So erwähnt er den

altperuanischen Kalender nur im Vorbeigehen. Das ist für den europäischen Frühfeudalismus völlig angemessen, nicht aber für Gesellschaften, wo die staatliche Ordnung des Wasserbaus durchweg mit einer höchst bedeutsamen kalendermässigen Tätigkeit verbunden ist.

Lipsons neu bearbeitete Wirtschaftsgeschichte des englischen Mittelalters macht die Kluft zwischen der von Anthropologen geschriebenen Frühgeschichte und der Tätigkeit der Historiker im engeren Sinne besonders anschaulich. Während die Anthropologen dem Feudalismus zu wenig Beachtung schenken, reduzieren die Historiker die „anthropologischen" Elemente ihrer Analyse. Die Frage nach der Einheitlichkeit der geschichtlichen Entwicklung wird unter diesen Umständen zumeist gar nicht gestellt und bestimmt nicht beantwortet. L.s. Werk ist eine materialreiche Darstellung, die auch gelegentlich — nicht immer — ausführlich auf die Dogmengeschichte der Probleme eingeht. Die Behandlung der Lehrmeinungen über den Ursprung der altenglischen Gutsherrschaft (manor) ist klar und aufschlussreich. Leider erfährt der Feudalismus selbst eine weniger angemessene Darstellung. Es kommt dem Verf. hier mehr darauf an, die ökonomischen Grundlagen des Systems zu rechtfertigen (die feudalen Herren gaben ihren Hörigen so viel, wie sie empfingen), als es zu erklären. Die Organisation der höheren Schichten der feudalen Ordnung, der Zusammenhang mit der finanziellen Ordnung der Landes als ganzen bleibt völlig im Nebel. Die budgetmässige Erfassung des feudalen Staates wird, in den dürftigen Ausführungen über die Finanzen der Zeit, nicht einmal versucht. Hätte L. die orientalische Variante der Grundrentengesellschaft in sein wissenschaftliches Bewusstsein einbezogen, dann hätte er erkennen müssen, dass die feudale Sozial- und Staatsordnung, die ihm so naturgemäss erscheint, sehr der Aufklärung bedarf. Es gilt das auch für L.s naive Darstellung der Städte, des Handwerks und Handelskapitals. Dass sich Könige und Unternehmer an einen Tisch setzen, ist sehr viel weniger „natürlich", als es nach diesem Buche scheinen mag. Die apologetische Behandlung der Rolle der Bauernkriege ist traditionell. Die Bauernkriege schufen gewiss keine chemisch reine „neue" Situation, doch haben sie, auch nach L., die Liquidierung der hörigkeitsartigen Verhältnisse an entscheidenden Punkten ruckmässig erreicht. Es entspricht dem wissenschaftlichen Niveau des Buches, dass das Verhältnis von feudalem Gutsherrn und seinen Hörigen einerseits als naturalwirtschaftlich und nicht profitbestimmt, andererseits aber als ein Verhältnis von Kapital und Arbeit bezeichnet wird.

K. A. Wittfogel (New York).

Barnes, H. E., *An Economic History of the Western World. Harcourt, Brace & Company. New York* 1937. *(XVI u.* 790 *S.;* $ 5.50*)*

Barnes, H. E., *An Intellectual and Cultural History of the Western World. The Cordon Company. New York* 1937. *(XX u.* 1250 *S.;* $ 5.—*)*

Barnes, H. E., *A History of Historical Writing. University of Oklahoma Press. Norman, Okla.* 1937. *(X u.* 434 *S.;* $ 3.50*)*

Barnes repräsentiert den wichtigen Typus der fortgeschrittenen bür-

gerlichen Geschichtsschreibung in Amerika : ihre Weltanschauung hat unter dem Eindruck des Weltkriegs, der allgemeinen Wirtschaftskrise, der Ausbreitung antirationaler Mythologien und des Anwachsens der Arbeiterbewegung Gestalt gewonnen ; gegenwärtig will sie der ständigen Ausbreitung autoritärer Anschauungen Widerstand leisten. Auf der Suche nach einer Lösung verfällt B. von einem Allheilmittel auf das andere : Technokratie, Kooperativen, die goldne Mittelstrasse, aber ohne den rechten Glauben an irgendeins dieser Mittel. Er zeigt oft kritisches Verständnis für die Antagonismen der modernen Gesellschaft, aber er kommt nicht zum Begriff ihrer Dialektik. Wenn er jedem „Apriori philosophischer Voraussetzung" in den Sozialwissenschaften den Krieg erklärt, so ist damit auch die wirkliche Philosophie der Geschichte : die Theorie der Gesamtgesellschaft in den Bann getan. Inkonsequenz, „Openmindedness" wird zu einer Tugend. Die geschichtlichen Kämpfe der Vergangenheit und der Gegenwart werden für B. zu Kämpfen zwischen Gut und Böse, Wissenschaft und Religion, Toleranz und Intoleranz. Sie haben sich nicht wesentlich seit den Tagen verändert, da die Griechen der Menschheit das Stadium der „legal-liberal" Zivilisation brachten. „Freiheit des Individuums wurde eine wichtige Bedingung der Existenz. Die ganze Bevölkerung gewann einen plastischen Geist im Gegensatz zu dem statischen Geist einer militärisch religiösen Kultur." Unglücklicherweise fehlte es in Griechenland aber nicht an bösen Kräften. Der Idealismus eines Sokrates und Plato zerstörte den „gründlichen Skeptizismus und Realismus", der „mit den griechischen Sophisten zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte aufgetreten war" ; „es hat die Menschheit weit über zweitausend Jahre gekostet, sich zu erholen.. und in diesen gesunden Geisteszustand zurückzukehren."

B.s Angriff auf den Idealismus des Sokrates und Plato beruht auf einem philosophischen Missverständnis und hat nichts mit Materialismus zu tun. B. huldigt der verbreiteten Meinung, der Materialismus sei irgend etwas Vulgäres. Er sagt, dass die ökonomische Geschichtsschreibung („begründet durch Feuerbach und Marx") in ihrer „weniger dogmatischen" Form weitgehend wahr ist, aber es sei ebenfalls wahr, dass „die allgemeinen geistigen Bedingungen gewöhnlich die Haltung gegenüber der Wissenschaft und Technik bestimmen. Wissenschaft und Technik schaffen und kontrollieren den jeweiligen Typ der ökonomischen Institution .. der stärkste dynamische Faktor ist unwandelbar das Eindringen neuer Ideen durch den Kontakt mit einer anderen Kultur." In B.s 1935 veröffentlichter „History of Western Civilization" fand sich noch eine gewisse Integrierung aller entscheidenden Faktoren zu einem Gesamtbild der Gesellschaft. Es ist in den vorliegenden Werken verschwunden. Wirtschaftsgeschichte, Geistesgeschichte und Geschichte der Historiographie zerfallen in je verschiedene Reihen historischer Perioden. Wirtschaft und Kultur werden zu selbständigen Sphären. Jede Spur auch der „weniger dogmatischen" Form der ökonomischen Geschichtsschreibung ist verloren.

Für B. ist wesentlich, dass er die Wissenschaft und die wissenschaftliche Methode vergottet, ohne doch beiden völlig gerecht zu werden. Typisch dafür ist der lange Abschnitt über Astrophysik, der die Darstellung des

modernen Geistes in der „Intellectual and Cultural History of the Western World“ einleitet. Nicht nur weil ihr der erste Platz zugeteilt ist, sondern weil sie nicht so sehr aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Schrifttum als aus Zeitungsberichten und populärwissenschaftlichen Büchern zusammengestellt ist. Verehrung der Wissenschaft ist die Grundlage der Theorie des „cultural lag“, die B. wie viele andere liberalistisch orientierte Soziologen Amerikas vertritt. Wenn unsere sozialen und kulturellen Institutionen nicht schnell die Bürde der toten Vergangenheit abwerfen und mit dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik mitgehen, sind wir zur Barberei verdammt. Aber Wissenschaft wird beinahe zum Synonym von „common sense“, und „common sense“ schiebt in gleicher Weise die Mythologie und die Philosophie, die Metaphysik und den Materialismus beiseite. Er wird zum Ersatz für kritische Analyse, am deutlichsten in der „History of Historical Writing“, wo B. jede Philosophie zugunsten des reinen Eklektizismus ablehnt.

Als Nachschlagewerke sind die drei Bücher nützlich trotz ihrer Ungleichmässigkeit, am meisten die „Economic History“, am wenigsten die „History of Historical Writing“. Aber B. will seine Bücher nicht als Nachschlagewerke bewertet haben, sondern als einen Aufruf zu gesellschaftlicher und politischer Tat. Doch der Aufruf wird unwirksam, weil B.s eigene Kategorien nicht ausreichen zum Begriff einer höheren Form der Gesellschaft als der von ihm selbst kritisierten. Er betrachtet die Geschichte als eine „comédie humaine“ und die Menschheit als eine hoffnunglos ohnmächtige Masse, die gegen sich selbst gerettet werden muss.

F. N. Howard (New York).

Toynbee, Arnold J., *Survey of International Affairs* 1936. *Oxford University Press. London u. New York* 1937. *(XIV u.* 1006 *S.; 38 s.,* $ 14.—*)*

Das vorliegende Werk setzt die Publikationen über die internationale Politik fort, die T. seit 1920 bearbeitet. Der Umfang des überaus gründlichen und gediegenen Buches ist freilich ein wenig beängstigend. Über tausend grosse enggedruckte Seiten für die internationalen Angelegenheiten des Jahres 1936, und dabei fehlt noch das wichtigste Ereignis des Berichtjahrs, der spanische Bürgerkrieg und seine internationalen Auswirkungen. Denn die spanischen Ereignisse sollen zusammenhängend im Bericht von 1937 behandelt werden. Dem Verf. und seinen Mitarbeitern ist der ausserordentliche Umfang ihres Werkes selbst zum Problem geworden. In der Vorrede findet man eine beachtenswerte Begründung dafür. T. erklärt nämlich mit vollem Recht, dass die Schranke zwischen Innen- und Aussenpolitik, die schon immer eine rein willkürliche Unterscheidung gewesen ist, sich heute überhaupt nicht mehr aufrechterhalten lässt, wo bei dem Wettkampf zwischen Faschismus, Kommunismus und Demokratie jedes innerpolitische Problem automatisch auch ein aussenpolitisches wird.

Arthur Rosenberg (New York).

Approaches to American Social History. *Hrsg. v. William E. Lingelbach. D. Appleton-Century. New York und London* 1937. *(*101 *S.;* $ 1.25, 5 *s.)*

The Marcus W. Jernegan Essays in American Historiography. Hrsg. v. William T. Hutchinson. The University of Chicago Press. Chicago; Cambridge University Press. London 1937. *(X u.* 417 *S.;* $ 4.—, 18 *s.)*

Medieval and Historiographical Essays in Honor of James Westfall Thompson. Hrsg. v. James Lea Cate u. Eugene N. Anderson. The University of Chicago Press. Chicago; Cambridge University Press. London 1938. *(X u.* 499 *S.;* $ 4.50, 21 *s.)*

Essays in History and Political Theory in Honor of Charles Howard McIlwain. Harvard University Press. Cambridge, Mass.; Oxford University Press. London 1936. *(X u.* 371 *S.;* $3.50, 15 *s.)*

Über das soeben abgeschlossene Sammelwerk „History of American Life“ schreibt Prof. Schlesinger (Harvard) in Approaches to American Social History: „Das vorliegende Sammelwerk bietet keine metaphysische Erklärung der Entwicklung der amerikanischen Zivilisation. Es ist mehr als zweifelhaft, ob bei dem gegebenen Stand unserer Erkenntnis ein Versuch zu solcher Erklärung wünschenswert und fruchtbar wäre... Die Mitarbeiter betrachten die Entwicklung Amerikas nicht nach einem einfachen Ursachenschema, sondern als das Ergebnis des Zusammenwirkens vieler variabler Grössen... Sollte vielleicht einmal die glückliche Zeit kommen, dass das gemeinsame Wissen [der Vertreter der verschiedenen Sozialwissenschaften] sich in dem Intellekt einer einzelnen Person vereinigt, dann vielleicht ist eine adäquate Philosophie der amerikanischen Geschichte möglich. Aber solch ein Genius, wenn er überhaupt erscheint, wird nicht zufrieden sein mit dem bescheidenen Beruf des ‚social historian‘.“ Dieses Zitat kann als ein Ausdruck der Grundstimmung angesehen werden, welche die Mehrheit der gegenwärtigen amerikanischen Historiker beherrscht: Abneigung gegen die Philosophie, welche mit Metaphysik identifiziert und häufig als importierter Mystizismus verdammt wird, ein Gefühl der Ohnmacht hinsichtlich der Entwicklung menschlicher Erkenntnis und Möglichkeiten, ein Glauben an eine zufällige, unvorhersehbare, oft eher schädliche als nützliche Evolution der Gesellschaft, eine Würdigung des Zusammenwirkens mannigfacher Faktoren des gesellschaftlichen Lebens, welche freilich nicht zu einer wissenschaftlichen Analyse der historischen Dynamik, sondern leicht zu relativistischen Interpretationen führt, ein starkes, meist nicht näher begründetes Gefühl, dass amerikanische Geschichte und amerikanisches Leben einzigartig sind, schliesslich noch eine Theorie des Genius als des Mannes, der allein Geschichte machen oder auch nur Geschichte schreiben kann.

Das war nicht immer so in der amerikanischen Geschichtsschreibung. Im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts, in der Periode der Stabilisierung und Ausdehnung der demokratischen Institutionen, der Eroberung des Westens, des Kampfes gegen die Sklaverei, der schnellen Industrialisierung, hatte die amerikanische Geschichtsschreibung einen ausge-

sprochen epischen Charakter. Sie nahm offen Partei, war moralistisch und didaktisch, war dramatisch konzipiert und geschrieben. Männer wie Bancroft[1]), Parkman[2]), Prescott[3]) und Motley[4]), meist der Kaufmanns- und intellektuellen Aristokratie von New England entstammend, oft selbst politisch und geschäftlich tätig, wählten die grossen Stoffe : die revolutionäre Periode der Vereinigten Staaten, die Erschliessung des Westens, die Eroberung Mexikos und Perus, den Freiheitskampf der Holländer. Sie dramatisierten gleichsam den Kampf für Freiheit und Zivilisation. Sie bekämpften die Monarchie, die Sklaverei, den Merkantilismus. Die Geschichte war das Medium, durch welches sie ihre soziale und politische Philosophie verkündeten. Ihre Gelehrsamkeit war oft nicht sehr gross, ihre Kategorien nicht allzu exakt, ihre Urteile oft durch besondere Interessen bestimmt. Aber ihre Stellungnahme war offen und klar : mit der Erbschaft des Kampfes der Puritaner gegen den Despotismus der Tudor und Stuart, der amerikanischen Revolution und des Krieges gegen die Sklaverei erfochten die Vereinigten Staaten einen gottgesegneten Weg zur Freiheit und zum Glück.

Das Ende des 19. Jahrhunderts brachte eine deutliche Veränderung. Der scharfe Kampf um den Wiederaufbau des Südens nach dem Bürgerkrieg, das Aufkommen der Arbeiterorganisationen, agrarische Bewegungen wie die der Populisten und der Beginn der Trusts schienen das heroische Bild der Geschichte zu bedrohen. Autoren wie Fiske[5]) und Rhodes[6]) setzten die Tradition umfassender Geschichtswerke über die Vereinigten Staaten fort. Obwohl scheinbar gleichgültig gegenüber den neuen Kräften des amerikanischen Lebens, enthüllte ihre Geschichtsschreibung den Zusammenbruch des früheren Optimismus. Die amerikanische Revolution verliert ihre heroischen Qualitäten und wird beinahe eine Gentlemansangelegenheit. Demokratie, Freiheit, Gleichheit bleiben magische Worte ; aber ihr Inhalt wird immer unbestimmter. Die Geschichtsschreibung tendiert dazu, sich in endlosen Details diplomatischer, militärischer und politischer Geschichten zu verlieren. Hin und wieder findet sich ein Versuch, diesen lähmenden Nebel zu durchbrechen. Henry Adams[7])

---

[1]) George Bancroft (1800-91), History of the United States from the Discovery of the Continent. 10 Bände. Boston 1834-75. History of the Formation of the Constitution of the United States of America. 2 Bände. New York 1882.

[2]) Francis Parkman (1823-93), The California and Oregon Trail. Boston 1848. France and England in North America. 15 Bände. Boston 1851-92.

[3]) William H. Prescott (1796-1859), History of the Conquest of Mexico. 3 Bände. New York 1843. History of the Conquest of Peru. 2 Bände. New York 1847.

[4]) John Lothrop Motley (1814-77), The Rise of the Dutch Republic. 3 Bände. New York und London 1856. History of the United Netherlands. 4 Bände. London 1860-67. The Life and Death of John Barneveld. 2 Bände. New York 1874.

[5]) John Fiske (1842-1901). Zwischen 1888 und 1899 veröffentlichte er 12 Bände über amerikanische Geschichte bis zum Ende der Revolution, freilich nicht unter einem gemeinsamen Titel.

[6]) James Ford Rhodes (1848-1927), History of the United States from the Compromise of 1850. 7 Bände. New York 1891-1906.

[7]) Henry Adams (1838-1918), The History of the United States during the Administrations of Jefferson and Madison. 9 Bände. New York 1889-91. The

und in jüngster Zeit James Harvey Robinson[1]), Charles Beard[2]) und Frederick Jackson Turner[3]) bemühten sich um neue Blickpunkte. Sie wollten mitgehen mit dem Fortschritt in den Natur- und Sozialwissenschaften und mit dem Niveau der europäischen Geschichtsschreibung Schritt halten. Die Aufnahme im Publikum war durchwegs negativ : Gleichgültigkeit, Feindseligkeit oder Zustimmung zu den schwächeren Seiten ihres Werkes und Vernachlässigung seiner progressiven Züge.

Die letzten zwei Jahrzehnte bezeichnen eine dritte Phase der amerikanischen Geschichtsschreibung. Die vier hier zur Besprechung kommenden Bände mit Beiträgen von 55 Autoren aus allen Teilen des Landes können den Typus des Historikers zeigen, der in den nächsten Jahren das Feld beherrschen wird. Die drei umfangreichen Bände sind Festschriften. Cate, der Herausgeber der Thompson-Festschrift schreibt : „Die einzige Einheit, die einem solchen Band zukommen kann, ist die der Zuneigung und der Hochschätzung.“ Mit einer ähnlichen Bemerkung wird die Festschrift für McIlwain eingeführt, und die Jernegan-Essays, obwohl gruppiert um das Thema amerikanische Geschichtsschreibung von Amerika, zeigen einen ähnlichen Mangel an einheitlichen Gesichtspunkten und Methoden. Vorbei sind die Zeiten der dramatischen und didaktischen Geschichtsschreibungen von Männern, die aktiv an dem politischen und ideologischen Kampf der Expansionsperiode teilgenommen haben. „Der Geschichtsschreiber soll sich von dem brausenden Leben um ihn herum zurückziehen. Er soll sich an die Aufgabe der Rekonstruktion des vergangenen gesellschaftlichen Lebens machen, unvoreingenommen und ruhig.“ Der Geschichtsschreiber ist ein Fachmann geworden. Wenn der Historiker an dem „brausenden Leben um ihn herum“ teil hat, dann muss er Partei nehmen. Der fachmännische Typus des Historikers sucht verzweifelt, dies zu vermeiden. Er produziert — gleichsam im Handwerksbetrieb — kleine Luxuswaren, biographische Studien unbedeutender Gestalten (die Heilige Brigitta von Schweden, Bernward von Hildesheim), er analysiert sehr spezielle Ereignisse (die Palästina-Fahrt Heinrichs des Löwen), er schreibt eine zeitlich und räumlich eng begrenzte Ideengeschichte. Es gibt keine Geschichtsschreiber mehr, es gibt nur noch politische, literarische, soziale Geschichtsschreiber. Die grossen Werkes eines Gibbon, Ranke oder sogar

---

Education of Henry Adams : An Autobiography. Boston 1918. The Degradation of the Democratic Dogma. New York 1919.

[1]) James Harvey Robinson (1863-1936), An Introduction to the History of Western Europe. 2 Bände. Boston 1904. The New History. New York 1912. The Mind in the Making. New York 1921. The Human Comedy. New York und London 1937.

[2]) Charles A. Beard (1874-), An Economic Interpretation of the Constitution of the United States. New York 1913. Economic Origins of Jeffersonian Democracy. New York 1915. The Rise of American Civilization (mit Mary R. Beard). 2 Bände. New York 1927.

[3]) Frederick Jackson Turner (1861-1932), Rise of the New West. New York 1906. The Frontier in American History. New York 1920. The Significance of Sections in American History. New York 1932. The United States, 1830-1850. New York 1935.

eines Channing[1]) werden nicht mehr erreicht, angeblich wegen der ständig wachsenden Schwierigkeit und Vielfältigkeit der Quellen, — in Wirklichkeit aber, weil solche Werke Analysen und Stellungnahmen erfordern, vor welchen der heutige Historiker sich fürchtet. Er ist besessen von Fragen der Arbeitsmethode, Fussnoten und Bibliographien. Aber der so sich beschränkende Fachmann kennt seine eigene Schwäche, und er verehrt die Männer, die wirklich etwas tun, Männer wie Woodrow Wilson[2]) oder Theodore Roosevelt[3]), die trotz der Bürde ihrer öffentlichen Tätigkeit noch Zeit fanden, Geschichte zu schreiben.

Selbstverständlich fetischisiert der Fachmann seine Unparteilichkeit. Immer wieder tritt dies in den historiographischen Studien hervor. Nicht ein einziger Beitrag in den Jernegan-Essays stellt den Stoff in den Rahmen der amerikanischen Geistesgeschichte oder auch nur in den Rahmen der amerikanischen Geschichtsschreibung. Unparteilichkeit wird zur ausschliesslichen Sorge der Kritik. Eine umfassende Geschichtsphilosophie irritiert den Fachmann. Seine Methode ist positivistisch. Er verteidigt sie durch das gängige Missverständnis, dass Positivismus die einzig richtige Methode der Naturwissenschaften sei. Ein Beitrag nach dem anderen ist geschrieben ohne die Herausarbeitung irgendeines Problems, ohne eine andere Auswahl oder Organisation der Tatsachen als eine rein chronologische. Cate (Chicago) z. B. widmet 40 Seiten der „Church and Market Reform in England during the Reign of Henry III“[4]), ohne die Rolle des Marktes in diesem kritischen 13. Jahrhundert auch nur einmal zu diskutieren. Und doch ist sein Aufsatz einer der besten unter den hier zur Rede stehenden. Denn C. sieht wenigstens die enge Verbindung zwischen seinem Problem und jenem grösseren : der wachsenden Bedrohung der Kirche durch die Häretiker. Ross' (Wellesley) Arbeit über das Interesse des 12. Jahrhunderts an der römischen Antike[4]) ist noch typischer. R. begnügt sich zu zeigen, dass ein solches „aufgeklärtes Interesse“ bestand, ohne auch nur anzudeuten, dass es einen Grund dafür geben könnte.

„Open mind and unruffled emotions“ tendieren zu einer Verwischung der Grenzen zwischen Ideologie und Wirklichkeit, zwischen einer geschichtlichen Periode und der anderen, zwischen richtig und falsch. Die Geschichtsschreiber werden klassifiziert nach ihrem Stoff, nach ihrer Methode, nach ihrer Originalität, nach ihrer Gelehrsamkeit, nur nicht nach dem Entscheidenden : nach ihrer Fähigkeit, die gesellschaftliche Wirklichkeit in ihrer Dynamik zu rekonstruieren. Begriffe wie parlamentarische Souveränität, Majestät, medizinische Ethik, öffentliche Meinung bekommen in dieser Geschichtsschreibung eine hypostasierte unabhängige Existenz. „Law and Order“ wird zu einem immer beliebteren Absoluten. Der Geschichtsschreiber fragt

---

[1]) Edward Channing (1856-1931), History of the United States. 6 Bände. New York 1905-25.

[2]) Woodrow Wilson (1856-1924), A History of the American People. 5 Bände. New York und London 1902.

[3]) Theodore Roosevelt (1858-1919), The Winning of the West. 4 Bände. New York und London 1889-96.

[4]) In : Essays in Honor of Thompson.

nicht : „Law and Order“ für wen ? Parlamentarische Souveränität wessen ? Wie drückt sich die öffentliche Meinung aus ? Es genügt ihm zu wissen, dass Henry Parker die parlamentarische Souveränität begünstigte, dass nach Ansicht der mittelalterlichen Ärzte das Interesse des Patienten über allem stand, dass Staat und Gesellschaft für Justus Möser einen organischen Charakter haben. Wenn er weiter geht und die gesellschaftlichen Wurzeln solcher Anschauungen aufzufinden sucht, wird er „parteiisch“, ein „Philosoph“, denkt er „mechanistisch“, — alles verabscheuenswürdige Haltungen.

Der Historiker-Fachmann ist ein Relativist, der etwas Wahrheit in allem findet. Noch für Bancroft gab es in der amerikanischen Revolution nur schwarz und weiss. Die Amerikaner waren „ehrlicher gläubig, gebildeter, heiterer und moralischer als die Bürger jeder anderen früheren Republik“, und die englische Politik war bestimmt durch „merkantilen Geiz... ohne Rücksicht auf die Interessen und Bedürfnisse der Kolonien.“ Im 20. Jahrhundert hingegen widmete Van Tyne[1]) sein Leben einer unparteiischen Geschichte der Revolution : „Einer, in der England sowohl als auch Amerika Gerechtigkeit widerfährt und in welcher die Vielfältigkeit aller mitspielenden Faktoren berücksichtigt ist.“ Er erhält dafür die volle Beistimmung seines Biographen Davidson[2]), während andererseits Stewart[2]), der Biograph von Bancroft, sagt, dass dessen egalitäre Tendenzen „seine Urteile über Ereignisse und Personen in hohem Masse affiziert hätten“ und dass Bancrofts „Vorurteile die grösste Schwäche seines Werkes seien.“ Die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts waren alle erbitterte Gegner der Sklaverei. Jetzt unternehmen es Historiker wie Ulrich Bonnell Phillips[3]) und seine Schüler zu beweisen, dass die Sklaven, nachdem einmal die ersten Gewalttätigkeiten überwunden waren, im ganzen doch nicht missbraucht wurden. Turners Sektionalismus enthielt Elemente dialektischen Denkens. Avery (Chicago) zeigt in seinem hervorragenden Essay aus dem Jernegan-Band, dass Turner gesehen hat, wie nach der Besiedelung des Westens „der Klassenkampf an die Stelle des Sektionalismus trat.“ Trotzdem beschäftigen sich die gegenwärtigen Historiker immer noch ausschliesslich mit einer sektionalistischen Analyse : Jede Gestalt wird aus ihrem Geburtsplatz erklärt. In einem weiteren Sinne wird der Sektionalismus zu der Auffassung, dass Amerika immun ist gegen die gesellschaftlichen Kräfte, die in Europa wirksam sind, und deshalb auch immun gegen die Gesetze der Geschichtsschreibung, die auf die europäische Geschichte anwendbar sind.

Wenn auch der Typus des Fachmanns die Majorität der gegenwärtigen

---

[1]) Claude Halstead Van Tyne (1869-1930), The American Revolution, 1776-1783. New York 1905. The Causes of the War of Independence. Boston und New York 1922. England and America, Rivals in the American Revolution. New York und Cambridge 1927. The War of Independence : American Phase. Boston und New York 1929.

[2]) In : Jernegan Essays.

[3]) Ullrich Bonnell Phillips (1877-1934), American Negro Slavery. New York und London 1918. Life and Labor in the Old South. Boston 1929.

Geschichtsschreiber repräsentiert, so muss doch hinzugefügt werden, dass er nicht das ganze Feld beherrscht. Die Zahl derer ist im Wachsen, die sich der wahren Bedeutung der Geschichtsschreibung bewusst sind. Auch sie versuchen, die wichtigsten Stadien in der Entwicklung der amerikanischen und europäischen Zivilisation neu zu überprüfen, aber in enger Verbindung mit den geschichtlichen Kämpfen der Vergangenheit und der Gegenwart. F. N. Howard (New York).

Creel, Herrlee Glessner, *The Birth of China. A Study of the Formative Period of Chinese Civilization. Reynal & Hitchcock. New York. Jonathan Cape, London* 1937. *(*402 *S. ;* $ 3.—, 15 *s.)*

Fitzgerald, C. P., *China. A Short Cultural History. Ed. by C.G. Seligman. Cresset Press. London. D. Appleton Century Co. New York* 1938. *(XVIII u.* 615 *S. ;* 30 *s.*, $ 7.50*)*

Franke, Otto, *Geschichte des chinesischen Reiches. Bd. II : Der konfuzianische Staat, I. Der Aufstieg zur Weltmacht. Bd. III : Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Bd. I und II. Walter de Gruyter & Co. Berlin u. Leipzig* 1937. *(VII u.* 576 *S., VII u.* 575 *S. ; RM.* 36.—, *RM.* 42.—*)* [*Bd. I erschien* 1930 *unter dem Titel : Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates. (XXVI u.* 431 *S. ; RM.* 28.—*)*]

Gardner, Charles S., *Chinese Traditional Historiography. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1938. *(XI u.* 120 *S. ;* $ 1.25*)*

Pan Ku, *The History of the Former Han Dynasty. A Critical Translation with Annotations by Homer H. Dubs, with the Collaboration of Jen T'ai and P'an Lo Chi. First Division. The Imperial Annals. Chapters I-V. Williams & Wilkins (Waverly Press). Baltimore* 1938.

Fung, Yu-Lan, *A History of Chinese Philosophy. The Period of the Philosophers (From the Beginning to circa* 100 *B. C.). Translated by Derk Bodde. Henri Vetch. Peiping* 1937. *(XX u.* 476 *S. ;* $ 6.—*)*

Forke, Alfred, *Geschichte der mittelalterlichen chinesischen Philosophie. Friederichsen, de Gruyter & Co. Hamburg* 1934. *(XII u.* 410 *S. ; RM.* 25.—*)* [*Bd. I : Geschichte der alten chinesischen Philosophie, erschien ebendort* 1927. *(XVI u.* 564 *S.)*]

Buck, J. Lossing, *Land Utilization in China. University of Chicago Press. Chicago. Oxford University Press. London* 1938. *Bd. I : Text. Bd. II : Atlas. Bd. III : Statistics. (XXXII u.* 494 *S.*, $ 5.—, 21 *s. ;* 146 *S.*, $ 5.—, 21 *s. ;* 473 *S.*, $ 10.—, 42 *s. Bd. I-III zusammen :* $ 15.—, 63 *s.)*

Chen Han-Seng, *Agrarian Problems in Southernmost China. Kelly & Walsh. Shanghai* 1937. *(VIII u.* 144 *S. ; Chinese* $ 2.50*)* [*Amerikanische Ausgabe u. d. T. : Landlord and Peasant in China. International Publishers. New York* 1937. *(*161 *S. ;* $ 2.—*)*]

Lamson, Herbert Day, *Social Pathology in China. A Source Book for the Study of Problems of Livelihood, Health, and the Family. The Commercial Press. Shanghai* 1934. *(XVIII u.* 607 *S. ; Chinese* $ 4.—*)*

Lee, Hoon K., *Land Utilization and Rural Economy in Korea. University of Chicago Press. Chicago. Oxford University Press. London* 1937. *(XII u.* 302 *S. ;* $ 3.—, 17 *s.)*

Lin Yutang, *My Country and My People. Reynal & Hitchcock. New York. William Heinemann. London.* [*Seit* 1935 *eine Reihe von Auflagen. (XVIII u.* 382 *S.* ; $ 3.—, 15 *s.)*]

Lin Yutang, *The Importance of Living. Reynal & Hitchcock. New York* 1937. *(XVI u.* 459 *S.* ; $ 3.—*)*

Bertram, James M., *First Act in China. The Story of the Sian Mutiny. The Viking Press. New York* 1938. *(XVIII u.* 284 *S.* ; $ 3.—*)* [*Englische Ausgabe u. d. T. : Crisis in China. The Story of the Sian Mutiny. Macmillan & Co. London* 1937. *(XVIII u.* 318 *S.* ; 10 *s.* 6 *d.)*]

Snow, Edgar, *Red Star over China. Victor Gollancz. London. Random House. New York* 1938. *(XIV u.* 474 *S.* ; 18 *s.*, $ 3.—*)*

Bisson, T. A., *Japan in China. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*416 *S.* ; $ 3.—*)*

Wer vor zwanzig Jahren versuchte, eine sozialwissenschaftliche Analyse Chinas vorzunehmen, dem wurde schnell die stoffliche Schwierigkeit eines solchen Unternehmens klar. Gewiss, von den Tagen der Jesuiten-Gelehrten an, deren Schriften schon Gibbon und Hegel benutzten, hatte es immer wieder vereinzelte Bemühungen gegeben, die Zustände des Reichs der Mitte theoretisch zu bestimmen.[1]) Allein zu einer systematischen wissenschaftlichen Erschliessung des Landes kam es bis vor kurzem nicht. In einer Halbkolonie bedarf man ganz anders der Mittätigkeit der einheimischen Regierung als etwa in Vollkolonien wie Indien, und von einer solchen Mittätigkeit der chinesischen Regierung war aus begreiflichen Gründen bis zum Zusammenbruch des alten Kaiserreichs 1911 keine Rede. Auch während der Zeit der Kämpfe der Militärmachthaber änderte sich das zunächst wenig. Erst als mit Sun Yat Sen der Einfluss der jungen bürgerlichen Schichten zunahm und sich, zuerst in Kanton und dann in Nanking, politisch konsolidierte, wurde es anders. Chinas junge Bourgeoisie und die mit ihr zusammenarbeitenden progressiveren Schichten der alten bürokratisch-literatenhaften Landbesitzerklasse bedurften einer eingehenderen Kenntnis ihres Landes, wenn sie dies — im Rahmen ihrer Interessen und unter scharfer Zurückweisung weitergehender revolutionärer Ansprüche (1927) — modernisieren wollten. Westlicher Forschung wurde jetzt das Tor bewusst geöffnet. Man gestattete amerikanischen und europäischen Wissenschaftlern, Studien an Ort und Stelle vorzunehmen. Zugleich führte man durch zurückgekehrte Auslandsstudenten und durch ausländische Spezialisten bestimmte Formen wissenschaftlicher Tatsachenermitt-

---

[1]) Wie etwa das Material aussah, das ein deutscher Sozialwissenschaftler sich vor zwanzig Jahren zur Frage der chinesischen Gesellschaft zu beschaffen vermochte, dafür gibt die Bibliographie einen interessanten Beleg, die Max Weber in dem China gewidmeten Teil seiner Religionssoziologie (Bd. I, S. 276 ff.) bietet. Vgl. auch die Bibliographie zu Wittfogel, Probleme der chinesischen Wirtschaftsgeschichte. In : Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 57, Heft 2, 1927, S. 289-292. Zwischen 1920 und 1926 sind eine Anzahl beachtlicher Werke hinzugekommen, aber der Sprung von der gesteigerten Menge zur neuen Qualität ist noch keineswegs erfolgt.

lung ein, wie sie im „Westen“ in Regierungsstellen und Universitäten üblich waren.

Die eigentümliche halbkoloniale Lage Chinas schuf dabei bestimmte eigentümliche Widersprüche. Selbst zu einer Zeit, da die neue Zentralregierung in Nanking einen höchst reaktionär repressiven Kurs verfolgte, erzwang die objektive Lage der Dinge den Fortbestand, ja die Weiterentwicklung von zum Teil sehr fortschrittlichen wissenschaftlichen Ansichten und Leistungen. Es ist richtig, dass die führenden Vertreter dieser Richtung teilweise nur in den Konzessionen der Vertragshäfen oder im Auslande ihre wissenschaftlichen Leistungen vollbringen konnten. Allein der Einflus dieser ihrer Leistungen auf Chinas geistiges Leben insgesamt, auch auf dasjenige der amtlichen Institute, Universitäten und Veröffentlichungen, war und ist ausserordentlich gross. Wie unter solchen Umständen das Bild der chinesischen Sozialwissenschaft selbst in den letzten zehn Jahren konkret aussah, darüber mag an einer anderen Stelle Bericht erstattet werden. Unsere heutige Literaturübersicht gilt lediglich der „westlichen“ Seite der jüngsten Entwicklung. In ihr sollen — nicht in detaillierter Weise, sondern unter Beschränkung auf grundsätzliche Gesichtspunkte — eine Anzahl bemerkenswerter Schriften zusammengestellt werden, die in den letzten Jahren im Auslande oder in einer ausländischen Sprache von Ausländern oder Chinesen zum Zwecke eines tieferen wissenschaftlichen Verständnisses Chinas veröffentlicht worden sind. Wir behandeln zuerst die Schriften historischen Inhalts, denen sich folgerichtig der Bericht über Veröffentlichungen zur neuesten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lage anschliesst.

Creels Buch verdient Beachtung, nicht weil es das letzte Wort zur Frage der Frühgeschichte Chinas enthält, aber weil es in höchst klarer und gut fundierter Art in die gegenwärtige Lage der Forschung einführt. Die Anfänge der sozial geschichteten Gesellschaft verlieren sich in China im Nebel einer literarischen Überlieferung, deren Wert man neuerdings (als man mit dem „konfuzianischen Staat“ auch die konfuzianische Geschichtsschreibung bekämpfte) radikal leugnete. Die ganz neuerdings erfolgte Auffindung und Entzifferung von Orakel-Inschriften aus der Zeit der ersten geschichtlichen Dynastie (Shang, zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends) hat nun plötzlich das wissenschaftliche Bild völlig verändert. Mit Hilfe dieser Orakeltexte, die viele Seiten der Politik, Ökonomie, Religion, Geographie usw. zum Gegenstand haben, sowie mit Hilfe von Bronzeinschriften, die sich auf die erste Hälfte der nächsten grossen Dynastie (Chou) beziehen, gewinnt die Forschung zuverlässiges Material zur Klärung der frühgeschichtlichen Zustände. Zugleich fällt neues Licht auch auf den Wert der alten Geschichtsquellen — die sich als sehr viel zuverlässiger erweisen, als die jüngere nihilistische Richtung vermutet hatte.

C. berichtet über diese neue Entwicklung der wissenschaftlichen Situation. Das Bild, das er von der Shang- und Chou-Gesellschaft entwirft, ist konkret und, soweit es sich um das Tatsächliche handelt, auf das Studium der neuen chinesischen Quellen und Untersuchungen gegründet. Leider hat C. über dem Ausbau seiner philologischen Mittel denjenigen der sozialwissenschaftlichen vernachlässigt. Behauptungen wie die von

der Einzigartigkeit der chinesischen Kultur lassen sich ohne eine ernsthafte Untersuchung vom Standpunkt der vergleichenden Sozialgeschichte aus gar nicht sinnvoll diskutieren. C. hat weder die abendländischen Methoden systematisch herangezogen, noch die Schriften chinesischer Sozialhistoriker zum Problem benützt. So geschieht es ihm, dass er Tatsachen, wie die der Kalenderentwicklung — die für eine junge orientalische Gesellschaft höchst bedeutsam ist — ganz übersieht. Seine Vorstellung der Gesamtgeschichte ist allzu statisch. Er meint, die Gesellschaft der Chou (ca. 11.-3. Jahrhundert v. Chr.) enthalte im wesentlichen die Züge des Chinas, wie wir es noch heute sehen. Das ist nun aber, insofern die Chouzeit feudal ist (feudal mit wachsendem „orientalischen" Einschlag), gerade nicht der Fall. Erst am Ende der Chouzeit wird China, gesellschaftlich gesehen, „wiedergeboren". Ob C. die seinem Buche anhaftenden konstitutionellen Schwächen überwinden wird, ist eine biographische Frage. Trotz dieser Schwächen bleibt seine Arbeit als erste Einführung in Chinas frühe Geschichte, die den jüngsten Stand der archäologischen Forschung verarbeitet, höchst bemerkenswert.

Fitzgeralds Kulturgeschichte ist ebenfalls unter Berücksichtigung der neuesten frühgeschichtlichen Untersuchungen geschrieben, doch kommt das naturgemäss nur den ersten Abschnitten seiner Gesamtdarstellung zugute. Gleich C. hat F. chinesische Quellen benutzt. Wie Samson in seiner parallelen „Kurzen Kulturgeschichte Japans" hat auch F. sich bemüht, möglichst den sozialökonomischen Hintergrund anzudeuten, „der, mindestens teilweise, die Gestaltung einer Kultur bestimmt." Er sieht Chinas Kultur als eine Einheit, die sich, unter dem Einfluss der sozialökonomischen Ordnung, in treibender Dynamik mehrfach revolutionär ändert. In der starken Betonung dieser strukturellen Änderungen liegt die methodologische Bedeutung seines Buches. Überaus anregend sind demgemäss seine Bemerkungen zur Analyse der chinesischen Philosophie, Malerei, Dichtung, Architektur, die keineswegs immer treffend sind (seine Konfuziusanalyse scheint uns völlig abwegig), die aber in ihrer Fragestellung und zum Teil auch in ihren Lösungen von grösstem Interesse bleiben. Leider ist die wissenschaftliche Ausrüstung des Verf. für eine konkrete Behandlung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Chinas unzureichend ; seine Gesamtanalyse der chinesischen Agrargesellschaft ist vage und oft unrichtig. Die Arbeit bleibt gleichwohl überaus verdienstvoll.

Frankes umfassendes Geschichtswerk ist unserer Liste eingefügt, obgleich es vom Standpunkt der Sozialgeschichte aus sehr viel weniger bietet als C. oder F. Immerhin haben wir es hier mit der quantitativ grössten Geschichte Chinas zu tun, die gegenwärtig entsteht. Es muss daher wenigstens im Prinzip auf sie hingewiesen werden. An zwei Bände Text, denen noch ein dritter folgen soll, hat F. einen vollen Band mit Anmerkungen und wissenschaftlichem Apparat angefügt. Das darin zusammengetragene Material ist, in seinen Grenzen, stupend. Man könnte F. einen auf China gerichteten, verkümmerten Treitschke nennen. Seine Geschichte soll eine Geschichte des „Reiches" sein (was indirekt bedeutet : nicht eine Geschichte des Volkes). Tatsächlich sieht F. die Welt vom Standpunkt eines Höflings aus, der zwar gelegentlich interessierte Ausflüge in die ökonomisch administrative Welt unternimmt, dem aber das „Reich" doch

wesentlich mit seinen höfischen Spitzen (einschliesslich des Harems und der Eunuchen) zusammenfällt. Die Folge ist, dass er auf einen Staatstyp, der mächtige ökonomische Funktionen und einen entsprechend mächtigen bürokratisch administrativen Apparat entwickelt, mit den Augen eines nicht einmal orientalischen Höflings sieht. Eine ungeheure philologische Energie wird auf die „quellenmässige“ Darstellung von Hofintrigen und monotonen Kriegsberichten vergeudet. Die Struktur der Armee bleibt dabei ebenso unverständlich wie diejenige der Verwaltung und der staatlichen Maschine insgesamt. Vom Standpunkt der deutschen akademischen Geschichtsschreibung aus gesehen, bedeutet F. im Vergleich etwa zum konservativen Maurer oder zu grossen liberalen Historikern wie Droysen, Mommsen, Lamprecht und Max Weber einen Rückfall krassester Art.

Ganz andere Probleme eröffnet die konzentrierte kleine Veröffentlichung von Gardner. Seine Darstellung der altertümlichen chinesischen Historiographie trägt freilich notwendigerweise einen stark technischen Charakter. Doch wird der Wert bestimmter Gattungen chinesischer Geschichtsschreibung sehr deutlich, z. B. derjenige der Dynastischen Geschichten, deren einzigartige Position als Quellenmaterial und als Vorbild der Form G. mit gewichtigen Argumenten klarlegt. China ist vermutlich eines der wenigen Länder der Welt, in dem Geschichtsschreibung mehr als zweitausend Jahre lang ein Teil der Funktionen des Staats und seiner Organe war. Wie das konkret vor sich ging, das wird von G. sachgemäss beschrieben.

Ein Beispiel dafür, wie die dermassen geschriebenen offiziellen Geschichtswerke tatsächlich aussehen, bietet die von Dubs, T'ai und P'an durchgeführte Übersetzung der Offiziellen Geschichte der früheren Handynastie (206 vor — 25 n. Chr.). Der soeben erschienene erste Band enthält die ersten fünf Abschnitte der „Kaiserlichen Annalen“, die in allen Dynastischen Geschichtswerken den ersten Platz einnehmen. Abgesehen von Chavannes' grossartiger Übersetzung der ersten Hälfte des frühesten dieser Standardgeschichtswerke, hat eine Übersetzung der grossen Quellenwerke bisher noch nicht stattgefunden. Der neue Versuch ist daher sehr zu begrüssen. Die konkretesten administrativen und ökonomisch-sozialen Angaben befinden sich allerdings in den den Kaiserannalen folgenden Teilen, in den speziellen Abhandlungen und den Biographien. Es besteht ferner kein Zweifel, dass bei Befolgung des von D. eingeschlagenen Weges mindestens noch ein Menschenalter vergehen wird, ehe wir auch nur ein Gesamtbild der Kaiserannalen erhalten können. Doch wie dem auch sei, D.s Versuch bleibt sehr nützlich. Auch die Kaiserannalen enthalten bereits wertvollstes Material zu einer materiellen Geschichte von Chinas Reich und Gesellschaft. Die Übersetzer und der American Council of Learned Societies, durch die das Unternehmen gefördert wurde, haben sich ein ausserordentliches wissenschaftliches Verdienst erworben.

Fung Yu-lans Werk umfasst im Original zwei grosse Bände, deren zweiter die Philosophie der letzten zweitausend Jahre darstellt. Dr. Boddes sorgfältige Übersetzung hat hiervon bisher den ersten Band erschlossen. F. verbindet westliche philosophische Schulung mit voller Kenntnis der chinesischen Quellen und Probleme. Gewiss bedeutet bereits Forkes

grosse Geschichte der chinesischen Philosophie (von der bisher zwei Bände vorliegen) einen beachtlichen Schritt. Allein Forkes philosophische Schulung war doch der hier gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Sein zweiter Band — der die Zeit von der Han- bis zur T'angdynastie zum ersten Mal konkret behandelt — leidet ebensosehr an einer unsicheren Fragestellung wie an dem spröden Charakter des Stoffes. Demgegenüber bewegt sich Fung frei im Material. Seine Analyse ist wesentlich und präzis. Der erste Band umfasst die sogenannte „klassische Zeit", das ist jene Zeit, in der Konfuzius und seine frühen Nachfolger sowie die Gründer und Vorkämpfer der wichtigsten rivalisierenden Schulen lebten und ihre Ideen verfochten. Bezeichnend für Fung ist seine Überzeugung, dass man die Geschichte der Philosophie nur im Zusammenhang mit der Geschichte der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse schreiben kann, eine Überzeugung, die sich in den letzten Jahren bei dem chinesischen Philosophiehistoriker noch verstärkt hat. Leider wird der Wert seiner Analyse durch eine wissenschaftlich unzulängliche Auffassung vom Wesen der chinesischen Gesellschaft vor und nach Konfuzius stark beeinträchtigt. Das Ergebnis ist, dass die bei weitem bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der chinesischen Philosophiegeschichte gerade dort ihre Schranke findet, wo sie sich voll bewähren sollte, auf dem Gebiete der Erklärung der sozialgeschichtlichen Stellung des Konfuzius. Konfuzius machte als erster die freie Lehrtätigkeit zu einem Beruf. Sein Wirken ähnelt, nach F., dem der griechischen Sophisten und demjenigen des Sokrates. Was wir an anderer Stelle die mechanische Gleichsetzung chinesischer und westlicher Sozialgeschichte genannt haben[1]), das findet hier sehr handgreiflich statt. Fung erreicht den Anschluss an die westliche Wissenschaft, jedoch in einer unglücklich simplifizierten Form.

Die bisher genannten Bücher sind sämtlich historischen Charakters. Im folgenden seien jetzt eine Reihe von Veröffentlichungen aufgeführt, die Zustände und Entwicklungen der jüngsten Zeit behandeln. Bucks monumentale Agrarstudie ist typisch für die Wendung der wissenschaftlichen Lage nach 1927. Parallel mit einer grossen rein chinesischen Agraruntersuchung, die von der neuen Regierung ausging (und deren Resultate bei Kriegsausbruch soeben erst zu erscheinen begannen), ging B.s Erhebung vor sich. Tatsächlich hat auch sie sich der aktiven Hilfe der Nankingregierung erfreut, deren Unterstützung dem amerikanischen Forschungsfonds (Rockefeller, Institute of Pacific Relations) erst volle Wirkungsmöglichkeit verlieh. Eine ganze Armee lokaler chinesischer Mitarbeiter hat die Urdaten gesammelt, und ein grosser Stab hat sie in der Nanking University verarbeitet. So ist die Studie tatsächlich als halboffiziell im chinesischen Sinne zu betrachten. Dieser Umstand hat ihre Resultate wie ihre Grenzen klar bestimmt. Ihre Grenzen : Die Fragestellung ist im wesentlichen agronomisch-technisch. Wer das Land besitzt, wird nicht gesagt. Das Verhältnis von Pachtland und Landwert ist nicht behandelt. Steuern sind nur mit absoluten, nicht mit relativen Ziffern (im Verhältnis zum bäuerli-

[1]) Vgl. Wittfogel, New Light on Chinese Society. New York 1938, S. 24 ff.

chen Budget) angegeben. Ein bäuerliches Budget gibt es überhaupt nicht. Vom Standpunkt der Fragestellung ist all dies konsequent. Vom Standpunkt der Wissenschaft und einer fortschrittlichen Agrarpolitik bleibt es bedauerlich. Innerhalb der auf diese Weise gezogenen Grenzen bedeutet freilich B.s Werk eine ausserordentlich wichtige Leistung. Seine Studie gibt tatsächlich einen systematischen Überblick über die agrarische Welt Chinas, wie sie — abgesehen von der unvollendeten jüngsten chinesischen Regierungsuntersuchung — bisher nicht bestand. Noch musste das Stichprobenprinzip angewandt werden ; allein dieses ist bereits auf eine derart breite Grundlage gestellt (Stichproben wurden gewonnen aus 22 Provinzen Chinas mit 168 Gebieten), dass die statistischen Annäherungswerte verhältnismässig hohe sein dürften. Der Überblick über die physischen Grundlagen der Landwirtschaft schliesst die neuesten Ziffern und ein sehr umfassendes Beobachtungsfeld ein. Was dort u. a. über Bewässerung, Überschwemmungsgefahren und die Bedeutung „öffentlicher Arbeiten" gesagt wird, ist höchst bedeutsam. Dass Chinas Familie, statistisch gesprochen, eine Klein- und nicht eine Grossfamilie ist, erhärtet B.s Material aufs konkreteste. Nach seinen Ziffern wächst die Zahl der Familienmitglieder mit dem Umfange des beackerten Bodens. Die Angaben über Hauptpflanzen und Nutztiere, über die Grösse des Farmbetriebs (hier kommt B. dem Budgetproblem am nächsten), über Lohnarbeit, Preise und Steuern muss man im Detail durcharbeiten und behandeln, um den darin enthaltenen Problemen gerecht werden zu können. Dass Chinas Bevölkerungsziffer vielleicht noch grösser ist, als man bisher annahm, nicht zwischen 300 und 400, sondern zwischen 400 und 600 (!) Millionen, das ist eins der sensationellen Ergebnisse der Untersuchung. Technisch hervorragend gearbeitet sind die Karten des Atlasses. Der statistische Band enthält das Zahlendetail. Wer sozialwissenschaftlich-kritisch Regierungsstatistiken zu lesen versteht, der wird den ersten Schritt zu einer chinesischen Agrarstatistik im Landesmassstabe, der hier unternommen worden ist, als eines der bedeutsamsten Ereignisse auf dem Gebiete internationaler offiziöser Publikationen begrüssen.

Als Gegengewicht gegen die einseitig agronomische Haltung der B.schen Studie sind Chen Han-sengs Schriften von besonderer Bedeutung. Für ihn sind Land, Wasser, Preise, Steuern lediglich sachliche Faktoren, die Beziehungen zwischen lebendigen Menschen und Menschenschichten ausdrücken. Seine Untersuchungen tragen daher einen im wahren Sinne sozialwissenschaftlichen Charakter. Leider ist sein grosses Werk über Chinas Pachtverhältnisse nur auf chinesisch erschienen, im ersten Jahrgang des chinesischen Wirtschaftsjahrbuchs (Shanghai 1934), doch bieten dafür seine unter den Auspizien des Institute of Pacific Relations veröffentlichten neueren Studien einen gewissen Ersatz. Erst Arbeiten wie diese machen es dem aussenstehenden Leser klar, worin die inneren Widersprüche des chinesischen Dorfes eigentlich bestehen, warum es eine Agrarfrage gibt und wie sie aussieht.

Lamson hat während seiner Dozentenzeit in Shanghai eine Menge Material zu verschiedenen Seiten des „sozialen Problems" in China gesammelt. Das daraus hergestellte Lehrbuch zeigt die Vorzüge und Schwächen ähnlicher

Unternehmungen. Völlig zu kurz kommt das Agrarproblem, dafür ist eine Menge Stoff zusammengetragen über städtischen Lebensstandard, über Löhne, Wohnungsverhältnisse, Analphabetentum, Bevölkerung, Gesundheitsverhältnisse und — last not least — über die chinesische Familie. Für eine erste Orientierung über die genannten Punkte ist L.s Buch, das mit einer sorgfältigen Bibliographie ausgestattet ist, unbedingt zu empfehlen.

Lees Studie über Korea liegt eigentlich ausserhalb des Rahmens unserer Übersicht. Doch ist der sozial-ökonomische Hintergrund Koreas einerseits demjenigen Chinas nahe verwandt, andererseits ist die jüngste Entwicklung Koreas für Japans Kolonialpolitik überaus repräsentativ. Die Lektüre dieser sehr zurückhaltend geschriebenen, aber vorzüglich dokumentierten Untersuchung ist daher vom Standpunkt einer kritischen Sozialbetrachtung Ostasiens aus sehr lehrreich. L. zeigt, dass Japans Kolonialpolitik für Koreas alte Oberschicht so gut wie keine Verwendung gefunden hat. Das Bildungsniveau ist bewusst niedrig gehalten und ganz in den Dienst der japanischen Propaganda gestellt. Das fruchtbarste Land, die entscheidenden Positionen in Handel, Industrie, Verkehr und Verwaltung sind in japanischen Händen. Da die Mandschurei in den letzten Jahren und da das besetzte Gebiet Nordchinas vom japanischen Imperialismus eben jetzt den gleichen Massnahmen unterworfen sind, die in Korea seit 1910 zur Anwendung gebracht wurden, erhält das Studium der jüngsten ökonomischen und politischen Geschichte Koreas eine besondere Bedeutung.

Lin Yu Tangs „My Country and my People" hat ausserhalb Chinas einen erheblichen Erfolg erzielt. Sein Buch über „The Importance of Living" ist in Amerika seit Monaten auf der Liste der bestseller. Da das erstgenannte Buch einen der jüngsten Versuche einer Gesamtdarstellung Chinas durch einen Chinesen darstellt und da das „Lebensbuch" sich als Ausdruck chinesischer Lebensweisheit gibt, ist es nötig, mit einigen Worten auf die beiden Werke und ihren Verf. einzugehen. L. ist ein hochbegabter Publizist, der in China als Herausgeber und Mitarbeiter satirisch komischer Zeitschriften bekannt war. In China zählt er erheblich mehr Leser als Anhänger. Hinter seiner Idealisierung des Dichters, Bauern und Vagabunden, hinter seiner Verherrlichung des Zynikers verbirgt sich der aus Europa nicht unbekannte Versuch, den Typus eines freischwebenden Intellektuellen bohemehafter Prägung zu etablieren. Dafür gibt es nun in der Sozial- und Geistesgeschichte Chinas einen reichen traditionellen Hintergrund, und was L. selbst über Zynismus als Ausdruck der Resignation gegenüber der Übermacht der Verhältnisse sagt, ist nicht nur höchst gescheit, sondern rührt zugleich an eine der tatsächlichen Untiefen der orientalischen Gesellschaft. Der orientalischen Despotie gegenüber war in der Tat melancholischer oder witzelnder Zynismus (und Mystizismus) eine von geistvollen Unzufriedenen gern geübte Methode der Selbstbehauptung. Von radikaler Seite wird L. vorgeworfen, dass er mit seiner Haltung den wirklichen Problemen und Aufgaben ausweiche. Von konservativer Seite wird er als „destruktiv" empfunden. Das junge chinesische Bürgertum betrachtet ihn als verantwortungslos. Gewiss hat er z. B. zur Rechtfertigung der (niedrigen) Stellung der Frau in China einen monströsen Beitrag geliefert,

und gewiss hat er nicht sein Volk beschrieben, sondern nur einen sehr engen Kreis innerhalb dieses. Allein viele seiner kritischen Äusserungen, so etwa diejenigen über den chinesischen Familismus, treffen den Nagel auf den Kopf. Und wenn sein Begriff der Menschlichkeit auch eine Reihe rückschrittlicher Züge enthält, so enthält er doch zugleich ein höchst produktives und fortschrittliches Element. Seine daraus entspringenden sozialkritischen Bemerkungen, seine Kritik von Zensur und bürokratischer Korruption, bleiben zutreffend und wertvoll.

Zur Einführung in die jüngste sozialgeschichtliche und politische Entwicklung Chinas sind die drei letzten Bücher unserer Liste jedes in seiner Art wesentlich. Bertram hat mit seiner Schilderung der Gefangennahme Chiang K'ai-cheks die allerneueste Geschichte Ostasiens an einem entscheidenden Punkte fixiert. Hinter den melodramatisch anmutenden Vorgängen der Dezembertage von 1936 zeigt B. das folgerichtige Wirken der verschiedenen, einander entgegengesetzten sozialen und politischen Kräfte Chinas, ihren Konflikt und ihre schliessliche Vereinigung. B.s plastisch und abwägend geschriebener Bericht stellt einen höchst bedeutsamen Beitrag zum Verständnis der jüngsten Geschichte dar. Der skeptische Unterton, mit dem er die Aussichten einer politischen Einheitsfront in China behandelt, entsprach einer Stimmung, die Anfang 1937 in China unter den ausländischen Journalisten weit verbreitet war. Die kritischen Elemente in Snows schnell berühmt gewordenem Buche sind zweifellos dadurch mitbestimmt. S. hat als erster ausländischer Journalist die Sowjetgebiete im Nordwesten Chinas bereist. Sein Buch, das — in den räumlichen und zeitlichen Grenzen des Phänomens — für Sowjetchina bedeutet hat, was John Reed und die Webbs für die U. S. S. R. gewesen sind, hat rasch seine Übersetzung in zahlreiche Sprachen erlebt, einschliesslich der chinesischen und russischen. Da inzwischen durch den Krieg und die Ausbreitung des nordwestlichen Gebiets grosse Änderungen eingetreten sind, erhält S.s Buch den Rang eines Dokuments von einzigartigem geschichtlichem Wert, das kritisches Studium im einzelnen berichtigen kann und muss, dessen auf China bezügliche Grundsubstanz jedoch von bleibendem Wert sein dürfte.

Als letztes Buch in unserer Reihe nennen wir Bissons „Japan in China". Der Ostasiensachverständige der American Foreign Policy hat lange in China gelebt. Er gilt als einer der besten Kenner der neueren ökonomischen und politischen Entwicklung Chinas und Japans. Der Vorzug, der seine periodischen Berichte auszeichnet, ist auch seinem Buche zugute gekommen : grosse Sorgfalt der Tatsachenermittlung, kritischer Sinn und tiefe Sympathie mit dem Schicksal des chinesischen (und des japanischen) Volkes. Die Vorgeschichte des Krieges wird von ihren beiden Wurzeln her, der chinesischen (Entwicklung zur Einheit) und der japanischen (Entwicklung zur Politik des autoritär basierten Überfalls) detailliert und ausgezeichnet dokumentiert beschrieben. Für ein gründlicheres Studium der jüngsten politischen Geschichte Chinas ist die Kenntnis des B.schen Buches unerlässlich. K. A. Wittfogel (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Achtes Jahrbuch, hrsg. v. Internationalen Gewerkschaftsbund. Paris 1938. *(*203 *S.; Schw. Fr.* 2.60*)*

Cole, G. D. H., *A Short History of the British Working Class Movement* 1789-1937. *George Allen & Unwin. London* 1938. *(XXVII u.* 650 *S.;* 12 *s.* 6 *d.)*

Rolnikas, Michel, *Les syndicats professionnels en U. R. S. S. Librairie Technique et Économique. Paris* 1937. *(*157 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Ragaz, Jakob, *Die Arbeiterbewegung in der Westschweiz. Verlag Sauerländer & Co. Aarau* 1938. *(XXVI u.* 260 *S.; Schw. Fr.* 6.—*)*

Der Internationale Gewerkschaftsbund, das Zentrum der sog. „Freien" Gewerkschaften, hat in dieser Veröffentlichung wiederum viel Ziffernmaterial verarbeitet. In den Mitgliederzahlen spiegeln sich die Ereignisse auf politischem Gebiet wider, durch die Millionen Mitglieder zählende unabhängige Gewerkschaften, wie diejenigen Deutschlands und Österreichs, auf einmal verschwunden sind. Dass trotzdem die Mitgliederzahlen dieser Internationale sich bereits wieder in der Richtung der Höchstzahlen vom Jahre 1920 (rund 22 Millionen) bewegen, ist teilweise eine Folge der Erscheinung, die auch im Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes zum Ausdruck kommt : der wachsenden Bedeutung der aussereuropäischen Länder in der Weltwirtschaft. Im Jahre 1921 war der I. G. B. aus 20 europäischen und 4 aussereuropäischen Verbänden zusammengesetzt, im Jahre 1937 gehörten ihm 18 europäische und 8 aussereuropäische Landeszentralen an. Selbst eine nur flüchtige Untersuchung der Struktur der Gewerkschaften zeigt die grosse Verschiedenheit der einzelnen nationalen Bewegungen, welche teilweise auf dem Prinzip der beruflichen Organisation, teilweise auf dem der Industrieverbände beruhen. Auffallend ist auch die grosse Verschiedenheit in dem Prozentsatz der gewerkschaftlich organisierten Frauen. Nach unserer Meinung hat die klare Übersichtlichkeit der früheren Jahrbücher unter dem Versuch der Vereinfachung gelitten.

Die „short history" der englischen Arbeiterbewegung von Cole umfasst nicht weniger als rund 650 Seiten. Der jetzt erschienene Band enthält die früher in drei Etappen herausgegebene Arbeit ; der erste Druck des letzten Teiles erschien bereits im Jahr 1927. Wenn diese Veröffentlichung hier angezeigt wird, so geschieht das besonders wegen der Einleitung, welche die Jahre 1927-1937 behandelt. In knapp 20 Seiten werden die wichtigsten Geschehnisse in der britischen Arbeiterbewegung in dieser Periode erwähnt und interpretiert. Auffallend ist der schnelle „Konjunkturwechsel" in der Strategie der englischen Arbeiterbewegung ; erst revolutionär und dann schliesslich wieder zu der traditionellen Vorsichtigkeits- und Überlegungspolitik zurückkehrend. Diese Wendung wurde nach C. besonders gefördert durch die fast unveränderte Lebenslage, in welcher sich die Arbeiter, abgesehen von denjenigen der „depressed areas", trotz einer jahrelangen Krise befinden.

Rolnikas will die Entwicklung der russischen Gewerkschaftsbewegung etwa seit dem Jahre 1905 skizzieren. Klar schildert er die Modifikationen, welchen die russischen Gewerkschaften infolge der revolutionären Umwälzungen ausgesetzt waren, bis sie sich in den letzten Jahren stabilisierten. Die Mitgliederzahl der russischen Verbände, welche auf dem Prinzip des freiwilligen Beitritts beruhen, beträgt zurzeit rund 22 Millionen. Die Funktion, welche die Gewerkschaften in der Sowjetrepublik erfüllen, trägt einen halboffiziellen Charakter : das Arbeitsgesetzbuch hat die Gewerkschaften als die Vertreter für den Abschluss von Kollektivverträgen für die Mitglieder, sowie in allen Fragen, welche die Arbeit und die sozialen Verhältnisse der Arbeiter betreffen, anerkannt. Seit 1933 sind die Gewerkschaften auch mit den Ausführungsmassnahmen und mit der Organisation der Sozialversicherung betraut.

Nach dem bereits früher in dieser Zeitschrift besprochenem Buch Gridazzis bildet die jetzt erschienene Veröffentlichung von Ragaz einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der sozialen Bewegung in der Westschweiz. Die französischen Sprachgebiete der Schweiz unterscheiden sich in ihrer ganzen sozialpolitischen Struktur wesentlich von der deutschen Schweiz ; die Denkart und politische Taktik sind hier stark an die der französischen Arbeiterschaft angeglichen. Das Buch will eine deskriptive Untersuchung sein und bringt eine Reihe von wichtigen Einzelheiten. So schildert es den Einfluss von Coullery, der die demokratische Richtung innerhalb der Arbeiterschaft vertritt, und von Bakunin. Die individualistischen Tendenzen und der Anti-Etatismus haben sich in der welschen Schweiz bis heute erhalten. Andries Sternheim (Amsterdam).

Rosenberg, Artur, *Demokratie und Sozialismus. Zur Geschichte der letzten 150 Jahre. Allert de Lange. Amsterdam 1938. (348 S. ; Hfl. 3.75 ; geb. Hfl. 4.75)*

R. stellt und beantwortet Fragen wie : Was will Demokratie, und welche Gruppen wollen jeweils Demokratie ? Wie stellen sich die Demokraten zum technologisch-ökonomischen Fortschritt ? (Durchaus nicht zu allen Zeiten fortschrittlich). Wann und unter welchen Umständen finden sich und halten Demokratie und Industriearbeiter-Sozialismus zueinander ? (Das Hauptthema). Welche Verhältnisse bestehen zwischen Demokratie und Internationalismus (die 1. Internationale mehr demokratisch-revolutionär, die 2. mehr industriearbeiter-solidarisch), zwischen Demokratie und Pazifismus ? Wann und wo bestehen Bündnismöglichkeiten zwischen diversen Gruppen auf dem Boden der Demokratie ? R. findet die grössten durchgehenden Schwächen und Fehler der Demokraten in der Aussen- und Militärpolitik und überhaupt gegenüber Bürokratien.

Insofern ein historisches Werk die Vorgeschichte eines gegenwärtigen politischen Problems darstellt und darum besonders lebendig ist, gehört R.s. Buch vorweg genannt. Ohne sich der oft genug kräftigen Kritik zu enthalten, bleibt es bemerkenswert frei von dem Taedium selbst jüngst vergangenen Streites, was uns immer schon als wertvolles Element in R.s. Schriften erschienen ist. Schlagende Parallelen zwischen ehedem und heute blitzen auf. Glücklich sind auch Bemerkungen wie die, dass die Antike ihre viel

eigentlichere Wiedergeburt im 18. Jahrhundert und nicht um 1500 gehabt habe ; demokratische Gesellschaften haben das immer verspürt, daher die Fremdheit und Antipathie, die sie und ihre Historiographie der Renaissance entgegengebracht haben. Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Kautsky, Karl, *Sozialisten und Krieg. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des Sozialismus von den Hussiten bis zum Völkerbund. Orbis-Verlag. Prag* 1937. *(VIII u.* 702 *S.; Kč.* 90.—*)*

K.s Thema bilden die „Anschauungen vom Krieg im modernen Sozialismus“, die „Geschichte der Stellung der Sozialdemokratie zum Krieg“ und damit auch zu den Gedanken und Plänen für den Frieden (die erste Empfehlung des Streiks gegen den Krieg datiert von 1868). Es ist mit der grössten Umständlichkeit, mit einer fatalen Ironisierung fast aller Gegner, einer Rechthaberei abgefasst, die des Autors Vorhaben nur hinderlich sein kann, einer jüngeren Generation, „die nichts gelernt hat“, die Weisheit der Vorkriegsgeneration zu vermitteln. Seine Unkenntnis oder Nichtberücksichtigung der Resultate der jüngeren (bürgerlichen oder nichtbürgerlichen) Historie — von den Lehren der sozialistischen Politik seit 1918 gar nicht zu reden — ist erstaunlich. So bleibt die Schuld am Scheitern der Haager Konferenzen für ihn wesentlich eine deutsche anstatt, wie nachgewiesen, eine aller beteiligten Grossmächte ; die Abneigung gegen Volksabstimmungen war trotz K. vor 1914 nicht nur deutsch, sondern bestand bei allen Mächten, deren Interessenlage dies zu gebieten schien. Und dergleichen Unrichtigkeiten mehr, die hierfür Gewicht haben, weil K. bei einer Abstufung der Kriegsschuld der Regierungen von 1914 beharrt (im allgemeinen : je demokratischer, desto weniger kriegsschuldig), während doch die von ihm schlechtweg verworfene These mindestens gleich haltbar ist : alle diese Regierungen seien „gleich imperialistisch, jede von ihnen gleich niederträchtig“ gewesen, jede dieser Regierungen habe den Frieden nicht gewollt, weil jede hoffte, den „unvermeidlichen Krieg“ nach Lage der Dinge vom Juli 1914 gewinnen zu können. Von solchem Standpunkt angestellt, möchte ein Vergleich, wie sehr den imperialistischen Regierungen von 1914 die Verzauberung der Arbeiterführer und -parteien gelungen ist, ein wenig peinlich ausfallen, waren doch in Frankreich die Sozialisten einhelliger vom Friedenswillen ihrer Regierung überzeugt worden als etwa die deutsche Sozialdemokratie vom Friedenswillen der Reichsregierung ; es möchte scheinen, als wenn K. diese beiden Ansichten noch heute teilt, weil er den Imperialismus der Mittelmächte allzu gut kannte und den der anderen allzu wenig.

K. empfindet sich noch heute ganz als die „historisch-theoretische Autorität“, welche die Reichstagfraktion am 3. August 1914 zu ihren Beratungen über die Bewilligung der Kriegskredite heranzog. Vom Geschichts- zum Memoirenschreiben übergehend, erinnert K. an seinen Vorschlag vom August 1914, die Partei solle keinesfalls bedingungslos für oder gegen diese Kredite stimmen, sondern die Gewährung an die Erfüllung bestimmter Forderungen seitens der Regierung knüpfen und diese auf Kriegsziele festlegen, die mit den Grundsätzen des internationalen Sozialismus vereinbar

seien. Der Vorschlag einer solchen nur bedingungsweisen Unterstützung ist nicht ganz so originell, wie er scheinen mag — Engels legte ihn schon im Oktober 1891 Bebel nahe für den Fall eines deutschen Krieges mit Russland (G. Mayer, Fr. Engels. II, S. 515).

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Weiss, Louise, *Souvenirs d'une enfance républicaine. Les Éditions Denoël. Paris* 1937. *(*242 *S. ; fr. fr.* 21.—*)*

Die Verf. stand als Frauenrechtlerin in der Öffentlichkeit, ehe sie mit literarischen Arbeiten hervortrat. Hinzuweisen ist auf diejenigen Erfahrungen ihrer Jugend, aus denen ihr späteres politisches Wirken hervorging. Sie machte sie auf der höheren Töchterschule. Die Kritik der Lyzealbildung ist das soziologische Kernstück des Buches. Deren Struktur wurde von dem 1880 von Camille Sée eingebrachten Gesetz über die wissenschaftliche Ausbildung der Mädchen bestimmt. Die Verf. gibt einen pittoresken Abriss der Verhandlungen, die der Annahme dieses Gesetzes vorausgingen. Man argumentierte aus den Bedürfnissen der Männer heraus, ohne sich um die Frauen zu kümmern. In der Kammer : „Wenn die höhere Mädchenbildung der laizistischen Kammermehrheit eines schönen Tages dringlich erschienen war, so war das Ausschlaggebende das Bedürfnis der republikanisch gesinnten Gatten — mittelbar also die Stabilität des Regimes." Im Senat : „Die jungen Mädchen waren den Senatoren herzlich gleichgültig... Ist die intellektuelle Emanzipation der Frauen ein Kraftzuwachs für die Republik.. ?... Das war die Frage, um die der Streit ging." Den Urhebern des Gesetzes, den Männern um Jules Ferry hatten schöngeistig ausgebildete Hausfrauen vorgeschwebt, die den beruflichen Konkurrenzkämpfen fernblieben. Die lycéennes dagegen sahen es auf die Aufnahmeprüfungen zur École de Médecine und zur École Centrale ab. Als Studentinnen standen sie oft den ultrarechten oder ultralinken Parteien näher als der Mitte, der sie ihre Bildungsmöglichkeiten zu danken hatten. Die Verf. durchschaut den gesellschaftlichen Widerspruch, der sich in der Lyzealbildung niederschlug : „Der von Camille Sée eingeschlagene Weg erwies sich als Sackgasse... Die Mädchenbildung konnte nicht bei einer der Theorie nach liberalen, interesselosen intellektuellen Schulung stehenbleiben ; denn diese stand innerlich zu den Konsequenzen der liberalen Theorie, nämlich der Berufstätigkeit der Frauen in Gegensatz." In seinen erzählenden Abschnitten eröffnet das Buch eine Fülle von Einblicken in die Denkweise der dem Regierungsapparat der jungen Republik Nahestehenden, insbesondere der liberalen Grossbourgeoisie. Walter Benjamin (Paris).

Bachelier, G., *Les Congés Payés à l'Étranger, du point de vue international et en France. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(*339 *S. ; fr. fr.* 40.—*)*

Lorch, A., *Les Congés Payés en France. Librairie Marcel Rivière. Paris* 1938. *(*120 *S. ; fr. fr.* 10.—*)*

Odinet, Nicole, *Les Congés annuels payés. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(*214 *S. ; fr. fr.* 30.—*)*

Delmont, Henri, *La pratique des nouvelles lois sociales. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1938. *(*181 *S. ; fr. fr.* 24.—*)*

Report of the Committee on Holidays with Pay. Presented by the Minister of Labour to Parliament, April 1938. *His Majesty's Stationery Office. London* 1938. *(*79 *S. ;* 1 *s.* 3 *d.)*

Von dem ganzen Komplex der Freizeitprobleme macht die Frage des bezahlten Urlaubs einen wesentlichen Teil aus. Dass die im Jahre 1936 unter dem Front populaire zustande gekommene gesetzliche Regelung der Freizeit in Frankreich als eine wichtige Stufe der Sozialgesetzgebung zu betrachten sei, zeigen die vier erstgenannten Arbeiten.

Bachelier, der die Frage am ausführlichsten behandelt, gibt eine Darstellung der bezahlten Urlaubsregelungen in den einzelnen Ländern, welche durch Eingreifen des Gesetzgebers oder durch gewisse Bestimmungen in den Kollektivverträgen zustande gekommen sind. Es folgt dann eine Übersicht der vielen Bemühungen der Internationalen Arbeitsorganisation um das Urlaubsproblem und schliesslich eine Analyse der diesbezüglichen französischen Gesetzgebung. Das Buch Lorchs ist zwar viel knapper gehalten, behandelt die französische Gesetzgebung und ihre Interpretierung jedoch noch eindringlicher in allen ihren Einzelheiten. Das besondere Verdienst der Arbeit von Odinet ist wohl die ausführliche historische Darstellung der „Congés payés" vor 1936, welche Übersicht den langen Leidensweg bis zu dem Zustandekommen der gesetzlichen Regelung zeigt. Das Buch Delmonts wird hier ebenfalls erwähnt, weil es neben der Jurisprudenz über die Gesetze und Dekrete betreffend die Vierzigstundenwoche, Kollektivverträge und Arbeitsschiedsgerichte die Interpretierung der Gesetzgebung bezgl. des bezahlten Urlaubs prüft. Die verschiedenen Publikationen enthalten auch die offiziellen Texte und Dekrete.

In Gross-Britannien wird die bezahlte Freizeit noch überwiegend durch Kollektivverträge geregelt, ohne dass gesetzliche Massnahmen für alle Industrien bestehen. Die von der Regierung ernannte Kommission, welche den obenerwähnten Bericht veröffentlicht hat, stellte sich zur Aufgabe nachzuprüfen, inwieweit das System des jährlichen bezahlten Urlaubs in der englischen Industrie bereits durchgeführt wurde und inwiefern seine Ausdehnung auf gesetzlicher oder sonstiger Grundlage möglich wäre. Infolge der von den Unternehmern gefürchteten wirtschaftlichen Nachteile bei einer direkten gesetzlichen Regelung der Ferien schlägt die Kommission Massnahmen vor, welche das System der individuellen und kollektiven Regelungen der Ferien soweit anregen sollen, dass die ganze Frage für eine parlamentarische Behandlung im Jahre 1940/41 spruchreif wird.

Andries Sternheim (Amsterdam).

Ruhmer, Otto, *unter Mitwirkung von Robert Schloesser. Entstehungsgeschichte des deutschen Genossenschaftswesens. Die ersten deutschen Genossenschaften. Johs. Krögers Buchdruckerei und Verlag. Hamburg-Blankenese* 1937. *(*294 *S. ; RM.* 5.80*)*

Verf. und Herausgeber gehen davon aus, dass in der sozialhistorischen

Forschung das Genossenschaftswesen und besonders dessen Vorgeschichte, das Assoziationswesen im Zeitalter des Pauperismus, stiefmütterlich behandelt worden ist. Mit der Beschreibung der ersten genossenschaftlichen Versuche in Eilenburg, Delitzsch und Düben während des Jahres 1849 und zu Beginn der 1850er Jahre wollen sie eine der wesentlichsten Lücken schliessen. Dem Industriestädtchen Eilenburg wird dabei der erste Platz eingeräumt. Von dort her habe der Kreisrichter Hermann Schulze aus Delitzsch seine soziale Nahrung bezogen.

Der historische Teil des Buches befasst sich mit den Assoziationsbestrebungen der Eilenburger Organisation der „Arbeiterverbrüderung", mit der Kranken- und Sterbekasse in Delitzsch, mit dem Krankenunterstützungsverein zu Eilenburg und den Handwerkergenossenschaften in beiden Städten, schliesslich mit dem Vorschussverein zu Delitzsch und dem Eilenburger Darlehenskassenverein, der als älteste deutsche Kreditgenossenschaft angesprochen wird. Zweifellos ist in diesen Kapiteln viel Material zusammengetragen, das der deutschen Genossenschaftsgeschichtsschreibung wichtige Bausteine liefert. Als „Entstehungsgeschichte des deutschen Genossenschaftswesens" indessen kann das Buch R.s nicht bewertet werden.

Die Erhebung Eilenburgs zum deutschen Rochdale — „das soziale Zentrum für die Entstehung des deutschen Genossenschaftswesens" — ist eine irreführende Beschränkung des historischen Gesichtsfeldes. Mit viel grösserem Recht könnte man das Rheingebiet der 1840er Jahre als die „Werkstatt" des deutschen Assoziationsdenkens bezeichnen, stand doch hier die Assoziation — jenes „Hauptstichwort unseres Jahrhunderts", wie Herwegh 1840 schrieb — viele Jahre früher in Wort, Schrift und Experiment zur öffentlichen Debatte als in Mitteldeutschland. Indessen scheint es uns müssig, bei grossen sozialen Strömungen, die internationales Gemeingut einer bestimmten gesellschaftlichen Epoche sind, einen Prioritätsstreit auf verhältnismässig kleinem Raum zu beginnen. Wesentlich ist vielmehr, dass man sich die grossen Linien der Entwicklung vor Augen führt. Assoziationspraxis und Assoziationsideologie erwachsen aus den sozialen Missständen und Krisen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und schon früh werden sie klassenmässig aufgespalten. In den ersten Etappen dieses Prozesses nimmt Westeuropa dank seiner schnell reifenden industriekapitalistischen Gesellschaftsstruktur die führende Stellung ein. Weit stärker als England (Owen, Chartismus) ist Frankreich durch seine glänzenden sozialkritischen Denker und seine kämpferischen Arbeiterassoziationen Lehrmeister auf diesem Gebiet und beeinflusst über die Kulturbrücke des Rheingebiets ganz Deutschland.

Diese europäischen Zusammenhänge, ohne deren Kenntnis die Frühzeit des deutschen Genossenschaftswesens nicht verstanden werden kann, hat R. übersehen, und auch die Grundzüge der deutschen Assoziationsgeschichte sind ihm nicht klar geworden. H. Stein (Amsterdam).

Spezielle Soziologie.

Höhn-Maunz-Swoboda, *Grundfragen der Rechtsauffasung. Duncker & Humblot. München* 1938. *(VII u.* 114 *S.; RM.* 6.—*)*

Larenz, Karl, *Über Gegenstand und Methode des völkischen Rechtsdenkens. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*55 *S.; RM.* 1.80*)*

Prestele, Carl, *Das „subjektive öffentliche Recht" im Wandel der Staats- und Rechtsidee. Heinr. & J. Lechte. Emsdetten* 1936. *(XI u.* 65 *S.; RM.* 3.—*)*

Sartorius, Carl, *Verfassungs- und Verwaltungsrecht. C. H. Beck. München u. Berlin* 1938. *(XXXVI u.* 1120 *S.; RM.* 9.50*)*

Hedemann, Justus Wilh. u.a., *Zur Erneuerung des Bürgerlichen Rechts. C. H. Beck. München u. Berlin* 1938. *(*114 *S.; RM.* 3.80*)*

Wieacker, Franz, *Bodenrecht. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1938. *(*341 *S.; RM.* 7.80*)*

Lange, Heinrich, *Boden, Ware und Geld. Bd. I : Grundfragen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1937. *(VI u.* 73 *S.; RM.* 2.80*)*

Rhode, Heinz, *Die Willenserklärung und der Pflichtgedanke im Rechtsverkehr. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*115 *S.; RM.* 5.—*)*

Hueck, Alfred, *Deutsches Arbeitsrecht. Junker u. Dünnhaupt. Berlin* 1938. *(*229 *S.; RM.* 8.—*)*

Molitor, Erich, *Deutsches Arbeitsrecht. Quelle & Meyer. Leipzig* 1938. *(*190 *S.; RM.* 3.60*)*

Reich, Nathan, *Labour Relations in Republican Germany. Oxford University Press. New York* 1938. *(*293 *S.;* $ 3.—*)*

Das Buch von Höhn-Maunz-Swoboda enthält Referate, die die Verf. auf dem zweiten Kongress für Rechtsvergleichung im Haag vorgelegt haben, ausserdem eine kleine englische Arbeit von Campbell über Kelsens Staats- und Rechtstheorie. Das Referat von Höhn ist eine dilettantische Darlegung des Verhältnisses von Recht und Soziologie, von Gerechtigkeit und positivem Recht, der Beziehungen zwischen Staat, Volk und Recht und dem Begriff der Souveränität. Es enthält nur eine Wiederholung der früheren H. schen Thesen : dass anstelle des Staat-Untertan-Verhältnisses das Verhältnis Gemeinschaft-Führung getreten sei; dass, da der Staat heute juristischen Personencharakter nicht mehr habe, in der Innenpolitik der Souveränitätsbegriff überflüssig geworden ist und nur noch auf dem Gebiet der Aussenpolitik Bedeutung habe. Die Arbeit von Maunz ist eine Darlegung der Staatsaufsicht nach ausländischem (englischem, französischem, russischem) und nach deutschem Recht. Im Beitrag Swobodas werden einige Probleme des Privatrechts (das Eigentums- und Deliktsrecht) herausgegriffen und an ihnen sogenannte neue Tendenzen aufgezeigt.

Die Broschüre von Larenz enthält gleichfalls eine Wiederholung seiner früheren Arbeiten. Er versteht Rechtsidee „nicht im Sinne des Neu-

Kantianismus etwa Stammlers als einen formalen Blickpunkt von weltüberlegner, zeitloser Gültigkeit, sondern als die unserem Volke eigentümliche, seinem Gemeinschaftsleben immanente... Anschauung vom Wesen rechter Ordnung und Gemeinschaft, von der alle unsere Urteile über Recht und Unrecht letzten Endes getragen werden." Da aber das Volk durch den Führer unwiderruflich repräsentiert wird, so verwandelt sich das sogenannte konkrete „Ordnungs- und Gemeinschaftsdenken" unversehens in den Dezisionismus des absoluten Staates.

Die Arbeit Presteles ist eine der typischen nationalsozialistischen Dissertationen, in der der Zusammenhang des subjektiven öffentlichen Rechts mit dem liberalen Staat gezeigt und die Unvereinbarkeit dieser liberalen Befugnis mit dem Führerstaat dargelegt wird. Ihr Wert besteht in der Zusammenstellung der nationalsozialistischen Theorien über den Begriff des subjektiven öffentlichen Rechts.

Eine vorzügliche Sammlung der gesamten das Verfassungs- und Verwaltungsrecht Deutschlands regelnden Gesetze gibt das Buch von Sartorius. Der Wert der Sammlung wird erhöht durch genaue Verweisungen, welche Bestimmungen der vor-nationalsozialistischen Gesetzgebung noch in Kraft und welche derogiert sind.

In dem Bändchen von Hedemann tragen sechs nationalsozialistische Juristen und ein Ökonom ihre Auffassungen über die Systematik des künftigen bürgerlichen nationalsozialistischen Rechts vor. Der entscheidende Aufsatz ist der von Nipperdey über das System des bürgerlichen Rechts. Es ergibt sich aus ihm wie aus den anderen Arbeiten, dass trotz der scharfen Angriffe gegen den Dualismus von öffentlichem und Privatrecht nahezu alle Autoren darüber einig sind, dass dieser Dualismus aufrecht erhalten werden muss, eine selbstverständliche Konsequenz der Tatsache, dass es Privateigentum an Konsum- und Produktionsgütern nach wie vor gibt. Dagegen wird das Gebiet des bürgerlichen Rechts eingeengt durch die Herausnahme des Familien- und Personenrechts, dies wiederum eine notwendige Folgerung aus der Idee des totalitären Staates, der ein Grundrecht aller Menschen auf Rechtsgleichheit nicht mehr anerkennen kann.

Das Buch von Wieacker über Bodenrecht ersetzt das übliche sachenrechtliche Lehrbuch der vor-nationalsozialistischen Periode. Ich vermag irgendeine Originalität dieses Buches nicht zu erkennen, weder in der Systematik, noch in der Durchführung. Der Verf. rühmt sich, dass seine Systematik die üblichen bürgerlich-rechtlichen Kategorien sprenge und das Bodenrecht „nach seinem stofflichen Zusammenhang" darstelle. Das aber ist im vor-nationalsozialistischen Recht, vor allem im Arbeitsrecht, längst und viel vollendeter geschehen. Bemerkenswert ist, dass die geschichtliche Darstellung des Bodenrechts sehr dürftig ist.

Ein anderer Systematisierungsversuch wird in dem Grundriss von Lange „Boden, Ware und Geld" unternommen. Er versucht, das bürgerliche Recht in Bodenrecht einerseits, Waren- und Geldrecht andererseits aufzuteilen und in dem vorliegenden Grundriss die Grundfragen für diese beiden Komplexe darzustellen. Auch hier ist eine ausserordentliche Armut an neuen Gedanken festzustellen.

Das Büchlein von Rhode greift den liberalen Begriff der Willenserklärung an und versucht, eine Reihe von Leitsätzen für die Auslegung von Willenserklärungen zu entwickeln. Trotz der Beschwörung der nationalsozialistischen Weltanschauung sind diese Leitsätze wesentlich rechtstechnischer Art. Der Verf. hat es nicht verstanden, diese zivilrechtliche Kategorie in ein allgemeines Rechtssystem hineinzustellen.

Das Lehrbuch über Deutsches Arbeitsrecht von Hueck, der schon unter der Weimarer Demokratie ein bekannter Arbeitsrechtler war, ist wegen seines Versuches interessant, die alten arbeitsrechtlichen Grundbegriffe gegenüber der Gemeinschaftsideologie des Nationalsozialismus zu retten. Obwohl er der Gemeinschaftsideologie alle Ehrfurcht schenkt, muss er doch zu dem Ergebnis kommen, dass, wenn man das Arbeitsrecht als ein selbständiges Rechtsgebiet aufrecht erhalten will, es keinen anderen Weg gibt, als unter Arbeit abhängige Arbeit zu verstehen. Damit wird selbstverständlich das Gemeinschaftsrecht gesprengt. Diese Ambivalenz zum nationalsozialistischen Arbeitsrecht zeigt sich anhand fast aller Probleme.

Molitors kleines arbeitsrechtliches Büchlein zeigt gleichfalls eine nahezu angemessene Haltung gegenüber dem vor-nationalsozialistischen Arbeitsrecht. Auch hier wird die Antinomie zwischen Gemeinschaftsrecht und dem Recht der abhängigen Arbeit auf beinahe jeder Seite deutlich.

Das Buch von Reich gibt eine zuverlässige Übersicht über das Verhältnis von Kapital und Arbeit in Deutschland von 1918 bis 1933. Selbstverständlich sind Teile der Darstellung nicht ganz zureichend, wie etwa die über die juristische Struktur des Tarifvertrages. Im ganzen aber gewinnt der amerikanische Leser einen guten Überblick über die Versuche der Weimarer Demokratie, das Kampfverhältnis von Kapital und Arbeit in Kooperation der Klassen zu verwandeln. Es lag wohl nicht in der Absicht des Verf., auch die Gründe für das Versagen dieses Systems der sogenannten kollektiven Demokratie darzustellen.

Franz Neumann (New York).

Bristler, Eduard, *Die Völkerrechtslehre des Nationalsozialismus. Europa Verlag. Zürich* 1938. *(*230 *S.; Schw. Fr.* 9.—*)*

Verdross, Alfred von, *Völkerrecht. Julius Springer. Berlin* 1937. *(XV u.* 362 *S.; RM.* 24.—*)*

Schmitt, Carl, *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff. Duncker & Humblot. München* 1938. *(*53 *S.; RM.* 3.80*)*

Über die nationalsozialistische Völkerrechtslehre bietet das vorzügliche Buch von Bristler einen vollständigen Überblick. Sie macht keineswegs den Versuch, Möglichkeiten und Grenzen eines Völkerrechts in unserer Epoche zu untersuchen, sondern begnügt sich damit, bei völliger Gleichgültigkeit für alle darüber hinausgehenden Fragestellungen die politischen Ansprüche Deutschlands in die Sprache des Völkerrechts umzusetzen. Von zwei Angriffspunkten aus hat der Nationalsozialismus versucht, seinen politischen Zielsetzungen völkerrechtlichen Ausdruck zu verleihen. Die eine, die B. mit Recht mehr der jetzt abgeschlossenen Periode der Beseitigung völkerrechtlicher Vertragsbindungen aus früheren Zeiten zuordnet,

ist naturrechtlicher Provenienz. Hier wird grundsätzlich die Völkerrechtsgemeinschaft bejaht. Aber durch den interessenbedingten Ausbau und die grenzenlose Erweiterung der niemals genau bestimmten völkerrechtlichen Grundrechte und das fast völlige Absehen vom positiven Recht, an dessen Stelle eine ständige Bezugnahme auf den politischen Charakter des Völkerrechts tritt, erhält diese Lehre einen rein auflösenden Grundzug.

Die zweite Tendenz im nationalsozialistischen Völkerrecht, die heute mehr in den Vordergrund tritt und den gegenwärtigen Zielsetzungen der deutschen Aussenpolitik eine rechtliche Fundierung verleihen soll, steht unter den bestimmenden Gedanken von Rasse und Volk. Mit vollem Recht stellt B. hier die Frage der Beziehungen zwischen Rasse-, Volks- und Staatsrecht in den Vordergrund. Wer ist nach dieser Lehre überhaupt das Rechtssubjekt im Völkerrecht ? Die radikale Konsequenz, nämlich die völlige Leugnung eines Völkerrechts ist nun, wie der Verf. zeigt, nur von einem unbeachtet gebliebenen Autor gezogen worden, während alle anderen sich in Widersprüche verwickeln, die völlige Leugnung des Völkerrechts zu vermeiden suchen und eine, wenn auch eingeschränkte Rechtsgemeinschaft der Völker anerkennen. Am krassesten wird dieser Widerspruch, wenn die Rassentheorie des Völkerrechts aus politischen Gründen gezwungen ist, partikuläres Vertragsrecht als die adäquate völkerrechtliche Form unserer Zeit zu bezeichnen.

Mit dem Namen von Verdross ist die konsequenteste Durchführung der monistischen Völkerrechtslehre eng verknüpft, die, was immer auch die Schwierigkeiten ihres konstruktiven Aufbaus anlangt, doch jedenfalls einen entschiedenen gesellschaftlichen Fortschritt dargestellt hat. Um so frappanter ist der wissenschaftliche Verfall, den das gegenwärtige Buch etwa im Vergleich mit V.s früherem Buch „Die Einheit des rechtlichen Weltbilds“ bietet.

Das in Wien im Jahre 1936 verfasste Buch hinterlässt den Eindruck, als ob der Verf. nicht wusste, ob er sich auf die Seite des Nationalsozialismus oder des christlichen Ständestaates schlagen soll. Nur daraus ist es erklärlich, dass das emphatisch vorgetragene Bekenntnis zum Naturrecht bald völkische, bald christliche Züge trägt. Im übrigen aber bleibt der Transformierungsprozess des Naturrechts in das Völkerrecht fast völlig in der Luft. Sieht man von den naturrechtlich-politischen Bestandteilen ab, so bietet das Buch einen zureichenden, wenn auch nicht originellen Überblick über das geltende Völkerrecht. Auffallend ist die recht dürftige Behandlung des internationalen Verwaltungsrechts wie überhaupt die bewusste Minimisierungstendenz gegenüber allen internationalen Institutionen.

Schmitts Schrift enthält im wesentlichen eine Stellungnahme gegen neuere Autoren wie Scelle und Lauterpacht, die in der einen oder anderen Form Völkerbundsstatut und nachfolgende Pakte derartig konstruieren, dass daraus im Konfliktsfall Beteiligungspflichten der Mitgliedstaaten unter Einschränkung oder völliger Ausschliessung traditioneller Neutralitätsvorstellungen sich ergeben. Nach dem Muster aller seiner anderen Schriften zeigt S. zunächst die politische Relevanz der von ihm abgelehnten Schriften, um dann den nationalsozialistischen politischen Interessen mit dem bei ihm üblichen begriffsrealistischen Phrasenapparat die Dignität einer

wissenschaftlichen Theorie zu geben. Interessant ist diesmal dabei der offensichtliche Widerspruch zwischen der von ihm zu vertretenden ideologischen Position und den juristischen Konstruktionsbedürfnissen. Während er ideologisch die Position des totalen und gerechten Kriegs beziehen muss, verlangt die von ihm vertretene völkerrechtliche Position : die Eindämmung eines universalen Exekutionskriegs gegen den Angreifer, einen begrenzten Staatenkrieg nach altem Muster, der, wie wir hören, „sein Recht, seine Ehre und seine Würde darin hat, dass der Feind kein Pirat und kein Gangster, sondern ein ‚Staat' und ein ‚Völkerrechtssubjekt' ist."

Der durchschnittliche französische Jurist wird ebenso erstaunt sein, aus dieser Schrift zu erfahren, dass „Frankreich ein Spiegelbild des Gesetzgebungsstaates ist", wie H. J. Laski, dass er von S. zum „Philosophen der 2. Internationale" ernannt worden ist.

Otto Kirchheimer (New York).

Zeitschrift für freie deutsche Forschung. Jahrgang I, Heft 1. *Verlag „Science et littérature". Paris* 1938. *(Preis des Einzelheftes fr. fr.* 10.—*)*

Die neue Zeitschrift sucht im Dienst der unabhängigen deutschen Wissenschaft Natur- und Sozialwissenschaftler der verschiedensten Forschungszweige und möglichst aller freien Forschungs-Richtungen zusammenzuschliessen. Soweit die erste Nummer ein Urteil erlaubt, erscheint diese Aufgabe im wesentlichen richtig angefasst.

Abgesehen von dem mehr ein Arbeitsprogramm gebenden Artikel von Johann L. Schmidt „Die nationalsozialistische Wissenschaft und die Aufgaben der freien deutschen Forschung", sucht nur W. Hallgartens Artikel „‚Fremdheitskomplex' und Übernationalismus", von einer soziologischen Gesamtanalyse auszugehen, wobei allerdings in der Ausführung der psychologische Komplex durchaus nicht mehr als Transmission zwischen den sozialen Ursachen und den politischen Phänomenen, sondern als selbständige, geradezu im Vordergrund stehende Ursache des deutschen Faschismus erscheint. In Julius E. Lips' Aufsatz über „Regierungs- und Verwaltungsformen bei den Naturvölkern" setzt sich trotz der andersartigen Ausgangsposition des Autors die Entwicklungsdialektik und der Primat der ökonomischen Basis in einem reichen Tatsachenmaterial durch. Über die theoretische Auswertung dieser Tatsachen schon auf Grund dieses ersten Teiles des Aufsatzes kritisch zu sprechen, wäre verfrüht.

An der Spitze der Zeitschrift beginnt die deutsche Veröffentlichung von Einsteins grundsätzlichem Artikel „Physik und Realität". Damit — und mit dem nächsten Artikel (Alfred Stern : „Die logischen, psychologischen und physikalischen Grenzen der Unbestimmbarkeitsrelation") — hat die Redaktion, unseres Erachtens durchaus mit Recht, die Behandlung der prinzipiellen Probleme der modernen Physik in den Mittelpunkt der philosophischen Klärung gestellt. Weniger können wir damit einverstanden sein, dass in dieser Nummer nur einer der möglichen Beurteilungsstandpunkte zum Ausdruck kommt. In Einsteins persönlicher Entwicklung bedeutet dieser Artikel (vor allem in seinen weiteren,

deutsch noch nicht veröffentlichten Teilen) einen entschiedenen Fortschritt in der Richtung der Anerkennung der Objektivität der Naturprozesse : zwar geht er auch hier aus vom subjektiven Sinneserleben, aus welchem gewisse sich wiederholende Komplexe „willkürlich herausgehoben" werden, behandelt die Naturgesetze als subjektive „Behauptungen über die Wirklichkeit" und demgemäss ihre Übereinstimmung mit den tatsächlichen Beobachtungen als ein „Wunder", zu dessen Kantianischer Interpretation er neigt, und sieht in den Theorien mehr willkürliche Schöpfungen des Geistes als Abstraktionen von einer realen Wirklichkeit. Aber jedenfalls lehnt er den Phänomenalismus Machs entschieden ab und vertritt das Recht der zusammenfassenden Kategorien, deren Verabsolutierung nach Kantschem Vorgange er andererseits zurückweist. Die philosophischen Grundprobleme bleiben so tatsächlich offen, insbesondere das der Existenz einer objektiven Naturgesetzlichkeit. E. behandelt die theoretische Analyse dann doch unter dem Machschen Gesichtspunkte der „Denkökonomie", bzw., wie er sich ausdrückt, des „Strebens nach möglichster logischer Einheitlichkeit des Weltbildes, bzw. logischer Einfachheit seiner Grundlagen" : „Ob wir bei diesem Streben je zu einem definitiven System kommen, wissen wir nicht. Wird man um seine Meinung gefragt, so ist man geneigt, mit Nein zu antworten ; beim Ringen mit den Problemen wird man aber wohl von der Hoffnung getragen, dass dieses Ziel wirklich weitgehend erreichbar sei."

Die Schwierigkeit, von einer phänomenalistisch beeinflussten Position aus die objektiven Naturzusammenhänge anzuerkennen, zeigt sich sehr klar in Sterns Artikel über die Unbestimmbarkeitsrelation. Wie sich sachlich auch aus seiner Darstellung ergibt, kommt die ganze so „modern" gewordene Leugnung der Kausalität darauf hinaus, dass im Prozess der Beobachtung das Beobachtungsobjekt durch die Beobachtungsmittel beeinflusst wird, d. h. dass es nicht möglich ist, exakt festzustellen, wo und wie es sich unbeobachtet bewegt hätte. Dieser einleuchtende Tatbestand macht nun jedem, für den die Dinge nur als beobachtete, d. h. als bestimmte Empfindungskomplexe existieren, unüberwindbare Schwierigkeiten : wenn, aber auch nur wenn, Kausalität bloss Zusammenhang zwischen Beobachtungen (und nicht zwischen ihnen zu Grunde liegenden Dingen) ist, so ist jede Störung des beobachteten Objekts durch die Beobachtung natürlich Aufhebung der Kausalität. Faktisch wird sie von S., der sie von diesem Standpunkte aus verteidigen möchte, nur als Kausalität des Denkens „gerettet", wobei er es offenbar noch für philosophisch tragbar hält, eine für die Mikrowelt aufgegebene Kausalität, wenn sie nur in der Makrowelt gilt, Kausalität zu nennen.

In der Problemstellung bestreitbar scheint uns der dritte philosophische Artikel der Zeitschrift (Siegfried Marck : „Zur Philosophie des Nationalsozialismus"). Dass der prinzipielle Antirationalismus eine Philosophie sei, kann unseres Erachtens nicht dadurch bewiesen werden, dass er mit religiösem Eifer auftritt. Im Grunde widerlegt M. seine Problemstellung selbst durch die Ausführung ; denn bei jedem betrachteten deutschen Philosophen zeigt sich die Unverwendbarkeit alles dessen, was an ihm rationell, d. h. philosophisch war, für den Nationalsozialismus, und jegliche

Spur einer Philosophie verschwindet so gut wie ganz, wo M. wirklich an die nationalsozialistische Ideologie herankommt.

Rudolf Schlesinger (Prag).

Törne, B. de, *Sibelius; A Close Up. Houghton Mifflin Company. Boston, Mass. Faber & Faber. London* 1937. *(*117 *S.;* $ 1.75, 6 *s.)*

Wer in der deutschen oder österreichischen Musiksphäre aufgewachsen ist, dem sagt der Name Sibelius nicht viel. Wenn er ihn nicht geographisch mit Sinding, phonetisch mit Delius verwechselt, so ist er ihm gegenwärtig als Autor der Valse triste, eines harmlosen Salonstücks, oder es sind ihm im Konzert einmal Füllnummern wie die Okeaniden und der Schwan von Tuonela begegnet — kürzere Programmusiken von etwas vager Physiognomie, auf die sich zu besinnen schwer fällt.

Kommt man nach England oder gar nach Amerika, so beginnt der Name ins Ungemessene zu wachsen. Er wird so häufig genannt wie der einer Automarke. Radio und Konzert hallen von den Tönen aus Finnland wider. Toscaninis Programme sind Sibelius offen. Es erscheinen lange Essays, gespickt mit Notenbeispielen, in denen er als der bedeutendste Komponist der Gegenwart, als echter Symphoniker, als überzeitlich Unmoderner und schlechterdings als eine Art Beethoven gepriesen wird. Es gibt eine Sibeliusgesellschaft, die seinem Ruhm dient und sich damit befasst, Grammophonaufnahmen seines Œuvres an den Mann zu bringen.

Man wird neugierig und hört sich einige der Hauptwerke, etwa die vierte und fünfte Symphonie an. Zuvor studiert man die Partituren. Sie sehen dürftig und böotisch aus, und man meint, das Geheimnis könne sich nur dem leibhaften Hören erschliessen. Aber der Klang ändert nichts am Bild.

Das sieht so aus: es werden, als „Themen", irgendwelche völlig unplastischen und trivialen Tonfolgen aufgestellt, meistens nicht einmal ausharmonisiert, sondern unisono mit Orgelpunkten, liegenden Harmonien und was sonst nur die fünf Notenlinien hergeben, um logischen akkordischen Fortgang zu vermeiden. Diesen Tonfolgen widerfährt sehr früh ein Unglück, etwa wie einem Säugling, der vom Tisch herunterfällt und sich das Rückgrat verletzt. Sie können nicht richtig gehen. Sie bleiben stecken. An einem unvorgesehenen Punkt bricht die rhythmische Bewegung ab: der Fortgang wird unverständlich. Dann kehren die simplen Tonfolgen wieder; verschoben und verbogen, ohne doch von der Stelle zu kommen. Diese Teile gelten den Apologeten für beethovenisch: aus dem Unbedeutenden, Nichtigen eine Welt schaffen. Aber sie ist derer würdig, in der wir leben. Roh zugleich und mysteriös, abgegriffen und widerspruchsvoll, altbekannt und undurchsichtig. Wieder sagen die Apologeten: das eben bezeuge die Inkommensurabilität des formschaffenden Meisters, der keine Schablonen gelten lasse. Aber man glaubt dem die inkommensurablen Formen nicht, der offensichtlich keinen vierstimmigen Satz auszumessen vermag: man glaubt dem nicht die Überlegenheit über die Schule, der mit schülerhaftem Stoff operiert, nur dass er ihn nicht nach der Regel zu handhaben weiss. Es ist die Originalität der Hilflosigkeit: vom Schlag jener Amateure, die fürchten, Kompositionsstunden zu nehmen, um nicht ihr Eigentümliches zu

verlieren, das selbst nichts ist als der desorganisierte Rückstand dessen, was vor ihnen war.

Über Sibelius als Komponisten wären so wenig Worte zu verlieren wie über solche Amateure. Er mag sich um die musikalische Kolonisierung seines Heimatlandes erhebliche Verdienste erworben haben. Man kann sich gut vorstellen, dass er nach seinen deutschen Kompositionsstudien dorthin mit berechtigten Inferioritätsgefühlen zurückkam, wohl bewusst der Tatsache, dass ihm weder einen Choral auszusetzen, noch einen ordentlichen Kontrapunkt zu schreiben vergönnt war; dass er sich ins Land der tausend Seen vergrub, um vor den kritischen Augen seiner Schulmeister geborgen zu sein. Wahrscheinlich war keiner erstaunter als er zu entdecken, dass sein Versagen als Gelingen, sein Nicht-Können als Müssen gedeutet wurde. Schliesslich hat er es wohl selbst geglaubt und brütet nun jahrelang über der achten Symphonie, als ob es die Neunte wäre.

Von Interesse ist die Wirkung. Wie ist es möglich, dass ein Autor Weltruhm und eine wie immer auch manipulierte Klassizität erlangt, der nicht bloss hinter dem technischen Standard der Zeit völlig zurückgeblieben ist — denn das wird ihm gerade als Verdienst angerechnet —, sondern der dem eigenen Standard keineswegs gewachsen sich zeigt und von den herkömmlichen Mitteln, vom Baumaterial bis zur grossen Konstruktion, unsicheren, ja stümperhaften Gebrauch macht ? Der Erfolg von Sibelius ist ein Störungssymptom des musikalischen Bewusstseins. Das Erdbeben, das in den Dissonanzen der grossen neuen Musik seinen Ausdruck fand, hat die altmodische kleine nicht verschont. Sie ist rissig und schief geworden. Aber während man vor den Dissonanzen flüchtet, hat man bei den falschen Dreiklängen Zuflucht gesucht. Die falschen Dreiklänge : Strawinsky hat sie auskomponiert. Er hat durch hinzugesetzte falsche Noten demonstriert, wie falsch die richtigen geworden sind. Bei Sibelius klingen schon die reinen falsch. Er ist ein Strawinsky wider Willen. Nur hat er weniger Talent.

Davon wollen seine Anhänger nichts wissen. Ihr Lied hört auf den Refrain : „ 's ist alles Natur, 's ist alles Natur." Der grosse Pan, je nach Bedarf auch Blut und Boden, stellt prompt sich ein. Das Triviale gilt fürs Ursprüngliche, das Unartikulierte für den Laut der bewusstlosen Schöpfung.

Kategorien solcher Art weichen der Kritik aus. Dass die Naturstimmung ans ehrfürchtige Schweigen gebunden sei, ist die herrschende Überzeugung. Aber wenn der Begriff der Naturstimmung schon in der Realität nicht unbefragt passieren dürfte, dann gewiss nicht in Kunstwerken. Symphonien sind keine tausend Seen : auch wenn sie tausend Löcher haben.

Für die Darstellung von Naturstimmungen hat die Musik einen technischen Kanon ausgebildet : den des Impressionismus. Im Gefolge der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts hat Debussy Verfahrungsweisen entwickelt, den Ausdruck und das Ausdruckslose, die Belichtung und die Schattierung, das Bunte und das Verdämmernde der sichtbaren Welt in Klängen zu bergen, hinter denen das poetische Wort zurückbleibt. Diese Verfahrungsweisen sind Sibelius fremd. La nuance, la nuance et encore la nuance — das klingt wie Hohn auf das stumpfe, steife und zufällige Orchesterkolorit. Es ist keine Musik en plein air. Sie spielt in einer unordentli-

chen Schulstube, wo während der Pause die Halbwüchsigen ihre Genialität unter Beweis stellen, indem sie die Tintenfässer ausgiessen. Keine Palette : alles nur Tinte.

Auch daraus wird ihm ein Verdienst gemacht. Nordische Tiefe soll sich zwar einerseits mit der bewusstlosen Natur intim einlassen, andererseits aber nicht frivol an deren Reizen freuen. Es ist eine verkniffene Promiskuität im Dunkeln. Die Askese der Impotenz wird als Selbstzucht des Schöpfers zelebriert. Wenn er es mit der Natur hat, dann bloss innerlich. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Es ist das der Emotionen. Ist man einmal bei diesen angelangt, so ist man jeglicher weiteren Rechenschaft enthoben. Lässt sich der Inhalt der Emotionen so wenig bestimmen wie ihr Grund in den musikalischen Ereignissen selber, so gilt das als Index ihrer Tiefe.

Er ist es nicht. Die Emotionen sind bestimmbar. Freilich nicht, wie es ihnen passen könnte, nach ihrem metaphysischen und existentiellen Gehalt. Den haben sie so wenig wie die Sibeliusschen Partituren. Aber nach dem, was in den Partituren sie auslöst. Es ist die Konfiguration des Banalen und des Absurden. Alles einzelne klingt alltäglich und vertraut. Die Motive sind Bruchstücke aus dem kurrenten Material der Tonalität. Man hat sie so oft schon gehört, dass man sie zu verstehen meint. Aber sie sind in einen sinnlosen Zusammenhang gebracht : wie wenn man die Worte Tankstelle, Lunch, Tod, Greta, Pflugschar mit Verben und Partikeln wahllos zusammenkoppelt. Ein unverständliches Ganzes aus den trivialsten Details produziert das Trugbild des Abgründigen. Man freut sich, dass man immerzu verstehen kann, und freut sich mit gutem Gewissen, indem man merkt, dass man eigentlich nichts versteht. Oder : das vollkommene Nichtverstehen, das die Signatur des gegenwärtigen musikalischen Bewusstseins ausmacht, hat seine Ideologie am Schein der Verständlichkeit, den die Sibeliusschen Vokabeln hervorbringen.

In den Widerständen gegen die vorgeschrittene neue Musik, in dem hämischen Hass, mit dem man sie diffamiert, tönt nicht bloss die herkömmliche und allgemeine Aversion gegen das Neue, sondern die spezifische Ahnung, dass die alten Mittel nicht mehr ausreichen. Nicht dass sie „erschöpft" wären : mathematisch lassen gewiss die tonalen Akkorde noch ungezählte neue Kombinationen zu. Aber sie sind scheinhaft und unecht geworden : sie dienen zur Verklärung einer Welt, an der nichts mehr zu verklären ist, und keine Musik hat mehr den Anspruch, geschrieben zu werden, die nicht den kritischen Angriff aufs Bestehende bis in die innersten Zellen ihres technischen Verfahrens vortrüge. Dieser Ahnung hofft man durch Sibelius auszuweichen. Das ist das Geheimnis seines Erfolgs. Die Absurdität, die die warenhaft depravierten Mittel der traditionell-nachromantischen Musik in seinen Werken durch unzulängliche Handhabung annehmen, scheint sie aus ihrem Verfall herauszuheben. Dass man fundamental altmodisch und dennoch ganz neu komponieren könne : das ist der Triumph, den der Konformismus im Angesicht von Sibelius anstimmt. Sein Erfolg ist äquivalent der Sehnsucht, dass die Welt von ihren Nöten und Widersprüchen geheilt, „erneuert" werden könne und man doch behalte, was man besitzt. Was es mit solchen Erneuerungswünschen und ebenso was es mit der Sibeliusschen Originalität auf sich habe, das jedoch kommt

zutage durch deren Sinnlosigkeit. Sie ist keine bloss technische : so wenig ein sinnleerer Satz bloss „technisch" sinnleer ist. Sie klingt absurd, weil der Versuch, mit den alten und verfallenen Mitteln Neues auszusprechen, selber absurd ist. Ausgesprochen wird überhaupt nichts.

Es ist, als ob bei dem bodenständigen Finnen alle die Einwände ihr Recht fänden, welche die Reaktion gegen den musikalischen Kulturbolschewismus geprägt hat. Wenn Reaktionäre sich vorstellen, dass die neue Musik ihr Dasein der mangelnden Verfügung über das Material der alten verdanke, dann trifft das auf keinen anderen zu als auf Sibelius, der sich ans Alte hält. Seine Musik ist in gewissem Sinn die einzig „zersetzende" aus diesen Tagen. Aber nicht im Sinn der Destruktion des schlechten Bestehenden, sondern dem der Calibanischen Zerstörung aller musikalischen Resultate der Naturbeherrschung, die sich die Menschheit teuer genug im Umgang mit der temperierten Skala erworben hat. Wenn Sibelius gut ist, dann sind die Massstäbe der musikalischen Qualität als des Beziehungsreichtums, der Artikulation, der Einheit in der Mannigfaltigkeit, der Vielfalt im Einen hinfällig, die von Bach bis Schönberg perennieren. All das wird von Sibelius an eine Natur verraten, die keine ist, sondern die schäbige Photographie der elterlichen Wohnung. Zu seinem Teile trägt er in der Kunstmusik zum grossen Verschleiss bei, in dem ihn doch die industrialisierte leichte spielend überbietet. Aber solche Destruktion maskiert sich in seinen Symphonien als Schöpfung. Ihre Wirkung ist gefährlich.

T. W. Adorno (New York).

Caillois, Roger, *L'Aridité. In : Mesures. Cahiers trimestriels.* 15 *Avril* 1938, n° 2. *Librairie José Corti. (Preis des Einzelheftes fr. fr.* 15.—*)*

Benda, Julien, *Un régulier dans le siècle. N. R. F. Paris* 1938. *(*253 *S. ; fr. fr.* 18.—*)*

Bernanos, Georges, *Les grands cimetières sous la lune. Librairie Plon. Paris* 1938. *(V. u.* 361 *S. ; fr. fr.* 20.—*)*

Fessard, G., *Le dialogue catholico-communiste est-il possible? Éditions Bernard Grasset. Paris* 1938. *(*244 *S. ; fr. fr.* 16.50*)*

Der Aufsatz von Caillois im Aprilheft von „Mesures" bestätigt, in wie hohem Masse die Vorbehalte, mit denen Adorno[1]) die „Mante religieuse" versieht, berechtigt sind. Diese dialectique de la servitude volontaire beleuchtet, unheimlich, verschlungene Gedankengänge, in denen ein Rastignac herumlungert, der nicht mit dem Hause Nucingen, sondern mit der Clique autoritärer Propagandachefs zu rechnen hat. Die namhafte Begabung von C. hat in diesem Essai einen Gegenstand, an dem sie sich nicht mehr anders bekunden kann als in der Gestalt der Frechheit. Es ist abstossend, wie die historisch bedingten Charakterzüge des heutigen Bourgeois durch ihre metaphysische Hypostasierung zu einer mit elegantem Griffel umrissenen Remarque am Rande des Zeitalters zusammentreten.

---

[1]) vgl. dieses Heft, S. 410

Die gedrängten Striche dieses Dessins tragen alle Merkmale pathologischer Grausamkeit. Sie gibt nun einmal die unabdingbare Grundlage für die Erschliessung des „höheren Sinnes“ ab, der der Praxis des Monopolkapitals innewohnt, welches seine Mittel „lieber der Zerstörung verschreibt als sie dem Nutzen oder dem Glück zuzuwenden“ (S. 9). Wenn C. sagt „on travaille à la libération des êtres qu'on désire asservir et qu'on souhaite ne voir obéissants qu'envers soi“ (S. 12), so hat er ganz einfach die faschistische Praxis gekennzeichnet. — Es ist traurig, einen schlammigen breiten Strom aus hochgelegenen Quellen gespeist zu sehen.

Gerät man auf Formulierungen, wie sie C. in dem Text von „Mesures“ zum besten gibt : „Il faut... rappeler que le royaume des cieux et de la connaissance n'appartient qu'aux violents, que les portes ne s'en ouvrent pas par un mot magique et qu'il est nécessaire de les forcer“ (S. 10), so kann man sich nicht erwehren, mit Vergnügen an einen Appell von Benda zurückzudenken : „Clercs de toutes les nations... allez au fond de vous-mêmes et vous reconnaîtrez que l'idée de création implique nécessairement une idée de violence, de discontinuité, de choses imposées au monde par un acte arbitraire. Le dieu créateur qu'adore la bible, devait devenir nécessairement le dieu des armées... Vous ne ferez une terre de paix qu'en proclamant, avec les Grecs, que la sublime fonction des dieux n'est pas d'avoir créé le monde, mais sans plus rien créer, d'y avoir porté de l'ordre, avoir fait un cosmos.“ (Benda, Discours à la Nation Européenne, Paris 1933.)

In dem soeben erschienenen Buch sucht B. die vorbildlichen und die typischen Züge des clerc an seinem eigenen Leben zu statuieren. Exemplarisch erscheint ihm ein Konflikt, in den die oben berufenen griechischen Ideale des clerc mit den jüdischen treten. Während ihm die ersten die mönchische Lebensführung als Leitbild vor Augen stellen, nötigen ihn die andern, sich innerhalb des Säkulums für die Gerechtigkeit einzusetzen. Da in der Welt ohne Kompromisse nichts zu erreichen ist, so beeinträchtigt der Kampf für die moralischen Werte die präzise Formulierung der intellektuellen. — Hiernach ist es kaum nötig anzumerken, dass B. von jeder dialektischen Konzeption weit entfernt ist. Die Freude an der Etablierung reinlicher Gegensätze kommt auf die kindlichste Art zu Geltung und entschädigt den Denker reichlich für alle Unstimmigkeiten, welche sie in sein Leben tragen. Es geht so beschaulich in diesem Leben zu, dass seine Darstellung fast unausweichlich einige Selbstgefälligkeit in sich schliesst. Ihrerseits vermehrt die letztere seine Bereitschaft, die inneren Widersprüche seines Denkens in Kauf zu nehmen. In der Tat ist die Virtuosität seines Stils der Fadenscheinigkeit seines Denkens verpflichtet. Indem er beide an seinem Lebenslauf zur Schau stellt, hat das Buch, wie nicht oft eines, seinen Lohn und seine Strafe zugleich dahin.

Ziemlich spasshaft ist zu verfolgen, wie die weitausgreifenden Veranstaltungen zur Schärfung des intellektuellen und des moralischen Gewissens auf die Feststellung hinauslaufen, dass für den clerc ein Sonderfall existiere : ein Land, in dem er, ohne seinem Beruf allzu untreu zu werden, seine Nation akzeptieren kann. Es trifft sich, dass es die französische ist (S. 143). Will man sich vergewissern, wie das zu verstehen ist, so hat man nur eine Seite zurückzublättern, um zu erfahren, dass — sollte Frankreich eines

Tages dem Faschismus verfallen — B. niemals, wie es die Art der Emigranten ist, im Ausland, in das er sich alsdann begeben wolle, gegen die Regierung seines Landes wirken werde. Diese Behutsamkeit der eigenen Regierung gegenüber hat ihr Komplement in der etwas rauheren Behandlung des fremden Volkes. „Je tiens que, par sa moralité, la collectivité allemande est une des pestes du monde et si je n'avais qu'à presser un bouton pour l'exterminer toute entière, je le ferais sur le champ.“ (S. 153.) Der Köhlerglaube an „peuples qui, en tant que peuples, sont avides d'expansion“ (S. 170), geht bei B. mit dem Anspruch auf mathematischen Rigorismus des Denkens Hand in Hand. Kurz, die Dialektik kommt ohne sein Zutun zu ihren Ehren, indem dieses ritterliche, ja donquijotteske Eintreten für die unbefleckten Prinzipien sich als der umständlichste Konformismus der Welt entpuppt. B. lehnt es der herrschenden Klasse gegenüber ab, demagogische Aufgaben zu übernehmen ; er zieht es vor, sich bei ihr um den Posten eines chef du protocole zu bewerben.

Dazu stimmt, dass der Verfasser, der angeblich an Personen gar kein Interesse nimmt — denn für ihn zählen nur Ideen ! — sein Buch mit einer Fülle von Anekdoten ausstattet. Sie sind wertvoller als seine Gedankengänge und manchmal sehr aufschlussreich. Wenn er z. B. von dem culte de la blague bei Sorel spricht (S. 199), so trifft er auf eine Ader, die man heute bei einem Adepten des Faschismus wie Céline ebenso deutlich zutage liegen sieht wie bei seinen Wortführern Rosenberg oder Göbbels. — Die Animosität gegen die Romantik, die Findigkeit, die ihren wirklichen, die Hypochondrie, die ihren vorgeblichen Einfluss aufspürt, verbindet B. mit dem Baron Seillière.

Zu erwähnen ist, dass Georges Bernanos, dessen katholische Romane einen nicht nur für die Orthodoxie bedenklichen Geruch an sich trugen, mit einem grossen Pamphlet gegen Franco „Les grands cimetières sous la lune“ hervorgetreten ist. Das Buch hat besonders an den Stellen politisches Gewicht, an denen B., der bis Ende 1936 auf Mallorca gelebt hat, sich mit dem Erzbischof von Palma beschäftigt.

Der Jesuitenpater Fessard hat letzthin eine Schrift „Le dialogue catholico-communiste est-il possible ?“ veröffentlicht. F. modelliert seine Haltung an der des Intellektuellen, und man kann sagen, dass er von Hause aus dem Faschismus mit einiger Animosität gegenübersteht. Wie weit die Mittel, die er zur Begründung der „existenziellen Entscheidung“ in politicis aufbietet, ernstlich für ihn gutsagen können, darüber zu reden erübrigt sich. Ein Vortrag, der die Position seines Buches zu befestigen hatte, entwickelt Folgendes : Die Gewalt stellt die niederste Stufe der sozialen Relationen dar, die Rechtsordnung die Antithesis der Gewalt und die höhere Stufe; die Eucharistie die Synthesis spontaner Gewalt und durchdachter Ordnung. Es ist demnach die Gewalt der Liebe, die das Ideal der menschlichen Gesellschaft verwirklicht. (Das muss ihm die Erotologie illustrieren : Thesis — geschlechtlicher Besitz ; Antithesis — Ehe ; Synthesis — Liebe.) Der Christ müsse sich überall versagen, wo nicht diese eucharistische Ordnung der menschlichen Verhältnisse ins Werk gesetzt werde. Sein „double refus“ gelte beiden Lagern. — Die Antinomie zwischen materialistischer und idealistischer Dialektik wird synthetisch durch die materialistisch-spiritua-

listische Konzeption der Fleischwerdung Christi überwunden. Dem entspricht es, dass das Problem der Familie seine Lösung bei Gelegenheit der Auferstehung erfahren soll. J. E. Mabinn (Paris).

Sellin, Thorsten, *Research Memorandum on Crime in the Depression. Social Science Research Council. New York* 1937. *(VI u.* 125 *S.; $* 1.—*)*

Sellin, Thorsten, *Culture Conflict and Crime. Social Science Research Council. New York* 1938. *(VII u.* 116 *S.; $* 1.—*)*

Tannenbaum, Frank, *Crime and the Community. Ginn & Co. Boston* 1938. *(IX u.* 487 *S.; $* 3.—*)*

Der erste Bericht enthält mehr als sein Titel verspricht. Es ist nicht nur eine Studie über die von der Krise verursachten Änderungen bei der Verbrechensbegehung und besonders bei der Verbrechensbekämpfung, sondern stellt einen ausgezeichneten Beitrag zu der kontroversen Frage der Kriminalitätsindici dar. Wie immer man zu der vom Verf. vorgeschlagenen Lösung — Wahl der Polizeistatistiken und nicht der Justizstatistiken als Ausgangspunkt — stehen mag, jedenfalls vermittelt gerade dieser Abschnitt eine sehr eindringliche Warnung, bei dem gegenwärtigen Stand der Kriminalstatistik aus deren Ziffern allein irgendwelche weittragenden Schlüsse zu ziehen.

Der zweite Bericht beschäftigt sich vornehmlich mit der besonders in USA dringlichen Frage der Verursachung von Normüberschreitung durch Konflikte zwischen Wertungsmassstäben ethnisch verschiedener Bevölkerungsgruppen. Ein besonderer Vorzug des ersten wie des zweiten Berichts ist es, dass er ein detailliertes Forschungsprogramm sowohl für das Gebiet der Verbrechensverursachung als auch der Verbrechensbekämpfung entwirft, bei dem der Hauptnachdruck mit Recht auf sozial relevante Kausalzusammenhänge gelegt wird.

Verbrechensursachen, Polizei und Strafjustiz sowie Gefängnispraxis innerhalb der Vereinigten Staaten sind in dem Buch von Tannenbaum anhand eines reichen Anschauungsmaterials beschrieben. Im Rahmen der Darstellung der Verbrechensursachen macht der Verf. einen anschaulichen Versuch, sowohl das Herauswachsen des organisierten Verbrechens aus den Besonderheiten der amerikanischen Gesellschaftsverfassung, als auch das teilweise Nichtvorhandensein einer organisierten und berechenbaren Repressionsgewalt zu erklären. Einseitige psychologistische Theorien der Verbrechensursachen werden mit Recht zurückgewiesen. In dem Teil über Gefängniswesen wird, von einem präsumierten Erziehungszweck ausgehend, das Unzureichende der vorhandenen Institutionen aufgezeigt, wobei der Verf., wie mehrere Stellen zeigen, sich der Problematik eines progressiven Gefängniswesens im Rahmen der gegebenen Gesellschaftsordnung durchaus bewusst ist. Otto Kirchheimer (New York).

Ökonomie.

International Economic Reconstruction. An Economist's and Businessmen's Survey of the Main Problems of Today. [*Deutsch u. d. T. : Weltwirtschaftlicher Wiederaufbau. Die Hauptprobleme der Gegenwart in Theorie und Praxis.*] *Joint Committee of the Carnegie Endowment and the International Chamber of Commerce. Paris* 1937. (225 *S.*; 8 *s.*)

Internationale Konferenzen und Organisationen pflegen seit Jahren den allgemeinen Protektionismus für den heutigen Stand der internationalen Wirtschaftsbeziehungen verantwortlich zu machen. Als Mittel zur Überwindung der Krise des Aussenhandels wird die Rückkehr zum Freihandel auf der Grundlage eines allgemeinen Goldstandards empfohlen. Es ist bekannt, dass die Regierungen diese Ratschläge regelmässig mit neuen protektionistischen Massnahmen beantworteten und dementsprechend für die weitere Schrumpfung des internationalen Handels verantwortlich gemacht wurden. Ein grosser Teil der heutigen nationalökonomischen Literatur verdankt ihre Entstehung diesem Angriff auf die Politiker, die den Ratschlägen der ökonomischen Wissenschaft nicht folgen.

Die vorliegende Veröffentlichung eines gemeinsamen Ausschusses der Internationalen Handelskammer und der Carnegie-Stiftung scheint insofern neue Wege zu gehen, als sie einem kritischen Bericht über die Frage des weltwirtschaftlichen Wiederaufbaus von Ohlin einen besonderen Platz einräumt. O. untersucht in ausserordentlich klarer Weise die ökonomischen, sozialen und politischen Gründe, die zum modernen Protektionismus geführt haben. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass diese Gründe (Industrialisierung der früheren Agrarländer, Einstellung der internationalen Kapitalbewegungen, Wirtschaftskrisen usw.) auch in Zukunft die Wirtschaftspolitik der Regierungen bestimmen werden und daher die Aussichten für die Wiederherstellung eines absoluten Freihandels und die Annahme eines internationalen Währungsstandards ausserordentlich gering sind. Unter diesen Umständen fragt es sich, ob es nicht zweckmässiger ist, über neue Methoden des internationalen Handels nachzudenken, als sich mit der Wiederholung von Vorschlägen zur Rückkehr zum Freihandel des 19. Jahrhunderts zu begnügen. O. bejaht diese Frage und kommt zu dem Ergebnis, dass einem System staatlicher Eingriffe in die Binnenwirtschaft nur ein mehr oder weniger staatlich regulierter internationaler Warenaustausch entsprechen könne. Ziel eines solchen, staatlich regulierten Weltwirtschaftssystems müsse es sein, die internationale Arbeitsteilung zu erhalten und nach Möglichkeit zu erweitern. Dies sei schon deshalb notwendig, weil es eine andere Lösung des sogenannten Rohstoffproblems und der relativen Überbevölkerung gewisser Staaten nicht geben könne. O. ist ferner der Ansicht, dass vor einer Wiederbelebung der internationalen Handelsbeziehungen zunächst ein wirtschaftlicher Aufschwung in den grösseren Industriestaaten zu erfolgen und dass von diesen Industriestaaten die Initiative für jede Neuregelung auszugehen hätte. Von

besonderer Bedeutung für die Vermeidung eines neuen Zusammenbruchs der Weltwirtschaft sei ausserdem eine internationale Koordinierung der Massnahmen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrisen in den einzelnen Staaten.

Ein zweiter Bericht von Gregory stellt die Ergebnisse einer Reihe von Sachverständigen-Denkschriften zusammen, die sich jedoch in der Hauptsache in den alten Bahnen der Freihandelsargumente bewegen. Dasselbe gilt auch von dem abschliessenden Bericht des Sachverständigenausschusses, obwohl auch dieser Bericht nicht mehr vom Standpunkt eines absoluten Freihandels ausgeht. K. W. Kapp (New York).

Marschak, J. und W. Lederer, *Kapitalbildung. W. Hodge and Company. London* 1937. *(*315 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*

Eine Theorie der Kapitalbildung setzt eine Theorie des Kapitals wie des Einkommens voraus. Die neuere marktwirtschaftliche Theorie scheidet das Einkommen nicht nach den Einkommensquellen und der Einkommensverwendung; sie meidet den Begriff des Kapitals und lässt den Produktionsprozess (als Entstehungsort des Kapitals) aus dem Kreis ihrer Betrachtung aus. Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung steht der Markt, auf dem alle Erscheinungen einen Preis haben, der nach dem Angebot- und Nachfrageschema bestimmt wird. Dogmengeschichtlich ist diese Theorie zuerst an den Erscheinungen des Warenmarktes entwickelt worden; neuerdings wird sie auch für den Arbeitsmarkt oder den Vermögensmarkt als gültig angesehen. Die vorliegende Arbeit verwirft in ihrem theoretischen Teil jegliche Kapitaltheorie und bemüht sich um den Ausbau der Theorie des Vermögensmarktes. In dem statistischen Teil jedoch sucht L., die grössenmässige Übereinstimmung von „Geldkapital" und „Sachkapital" zu erweisen. Wie lassen sich Ablehnung der Kapitaltheorie und Statistik der tatsächlichen Kapitalbildung in Einklang bringen?

Eine einfache Übertragung der Markttheorie auf den Vermögensmarkt ist für M. aus zwei Gründen nicht möglich. Einmal hält er dafür, dass die Markttheorie durch das Theorem der subjektiven „Erwartungen" zu ergänzen ist. Dann würde die unveränderte Anwendung des Angebots- und Nachfrageschemas auf die als marktgängig angesehenen Vermögenswerte ihm nur ermöglichen, die jeweilige Höhe des Zinses zu bestimmen; über die mengenmässige Zunahme oder Abnahme des volkswirtschaftlichen Vermögens liesse sich nichts aussagen.

Bei der zweiten Modifikation der Markttheorie handelt es sich darum, ein Urteil über das volkswirtschaftliche „Gesamteinkommen aus Vermögen" zu gewinnen. Dies geschieht durch Summierung der individuellen Vermögenseinkommen. Doch an dieser Stelle wird plötzlich das Gesamteinkommen aus Vermögen dem gesamten Volkseinkommen gleichgestellt. Damit ändert sich der Gegenstand der Untersuchung: aus der Wirtschaftsgesellschaft von blossen Vermögensbesitzern wird nun eine Gesellschaft, in der es Einkommen aus Vermögen und Arbeit gibt. Soll man — den neueren Lehren über das Volkseinkommen folgend — einen zweiten Vermögensbegriff bilden, wo die Arbeitskraft als Vermögen, der Lohn als Zinseinkommen und die steigende Produktivität der Arbeitskraft als Investition aufgefasst

wird ? M. lehnt diese letzte Konsequenz seiner eigenen Theorie ab, übernimmt aber ihr Ergebnis, indem er die Löhne dem Vermögenseinkommen, die Arbeitererspаrnisse den Investitionen hinzufügt. Damit wird offensichtlich, dass die Vermögenstheorie den Tatbestand der „Kapitalbildung" nicht zu erklären vermag. Sie ist weder in der Lage, die Quelle des Vermögenseinkommens aufzuweisen, noch kann sie begründen, warum die Arbeitererspаrnisse in die Kapitalbildung eingehen.

In einem Schlussabschnitt sucht M., seine Theorie in „statistische Begriffe" umzuformen. Hier gibt er seine Theorie des Vermögensmarktes auf und kehrt zu dem „statistisch mehr brauchbaren Kapital" zurück. Als Kapital werden alle jene Sachen und Forderungen angesehen, welche eine Quelle von Geldeinkommen darstellen. Doch damit ist nicht viel gewonnen : es ist so zwar einsichtig zu machen, dass Geldkapital und Sachkapital zwei Erscheinungsformen des Kapitals sind ; doch wird aus dieser Tatsache gefolgert, dass Geld- und Sachkapital theoretisch identisch und zahlenmässig gleich gross sein müssen. Der gleiche Ursprung von zwei Erscheinungen beweist noch nicht ihre tatsächliche Identität. In Wirklichkeit haben Sachkapital und Geldkapital verschiedene Funktionen im Produktions- und Zirkulationsprozess zu erfüllen. Allein die Analyse dieser Prozesse würde die Feststellung ermöglichen, wie gross Bestand und Zuwachs des Geld- und Sachkapitals in der gegenwärtigen Wirtschaft sind. Der methodologisch bedeutsame Versuch, die ökonomische Theorie auf einige mathematisch ausgedrückte Grundprinzipien zu beschränken und aus ihnen die „statistischen Begriffe" zur Ermittlung der statistischen Grössen abzuleiten, kann nicht als gelungen bezeichnet werden.

Die Arbeit über die Statistik der Kapitalbildung von L. versucht, den Nachweis zu erbringen, dass Geldkapital und Sachkapital quantitativ gleich gross sind und beide den gleichen Zuwachs aufzeigen müssen. Eine genaue Durchsicht der von L. untersuchten Länder aber zeigt, dass dies nirgends der Fall ist. Über das tatsächliche Verhältnis der beiden Kapitalerscheinungen gibt L.s umfangreiche Untersuchung keine Auskunft : es bleibt noch zu erklären, warum die Grösse des Geldkapitals in einigen Ländern über, in anderen unter dem Volumen des Sachkapitals liegt.

Arthur Schweitzer (New York).

Collectivisations. L'Œuvre constructive de la Révolution Espagnole. Recueil de documents. Avant-propos de A. Souchy. Édiciones Tierra y Libertad. Barcelona 1937. *(*244 *S. ; Pes.* 3.—*)*

Der erste Zweck dieser Schrift besteht darin, jenen Ring des Schweigens und der Entstellungen zu durchbrechen, mit dem ein wesentlicher Teil der seit dem 19. Juli 1936 begonnenen neuen Entwicklungsphase der spanischen Revolution bisher dem Auge der internationalen Arbeiterklasse fast vollkommen entzogen worden sei. Aber auch abgesehen von diesem besonderen Zweck, hat die von den führenden Arbeiterorganisationen Kataloniens autorisierte Darstellung der Methoden und Ergebnisse der Kollektivisierung in der industriell fortgeschrittensten Provinz Spaniens eine allgemeine theoretische Bedeutung als ein geschichtliches Quellenwerk ersten Ranges.

Die Herausgeber haben ihre Aufgabe darin gesehen, „soviel wie möglich die spanischen Revolutionäre selbst sprechen zu lassen.“ Die von ihnen vorgelegte Sammlung enthält „neben einigen nur zur Vervollständigung des Gesamtbildes dienenden kurzen Skizzen vor allem Originaldokumente : Besitzergreifungsakte, Berichte der Syndikate (Gewerkschaften), Resolutionen, Statuten usw. und die von den fungierenden Mitgliedern der revolutionären Bewegung selbst gegebenen Berichte, Reportagen, Interviews über die verschiedenen Industriezweige und die verschiedenen Örtlichkeiten“ (3). Dieser Charakter eines reinen Quellenwerks ist tatsächlich in der vorliegenden Studie nicht nur äusserlich, sondern bis in den Stil und die gesamte darin zum Ausdruck kommende Haltung und Gesinnung durchgeführt, und gerade so ist ein zugleich im höchsten Grade menschliches und den Anforderungen der Sachlichkeit genügendes Dokument zustande gekommen. Diese Berichte und Erzählungen einfacher Menschen aus Stadt und Dorf, die niemals trocken und langweilig sind und in ihrem nirgends durch eine überhebliche Retouche verwischten Pathos gleichsam die Stimme der spanischen Revolution, „die Aktion des Proletariats, so wie es ist“, wiedergeben, verleihen zusammen mit den im engeren Sinne urkundlichen Bestandteilen dem Werk im Ganzen den Charakter einer lauteren Wahrhaftigkeit. Es ist — in diesem einen Falle — fast überflüssig, wenn die Herausgeber am Ende ausdrücklich erklären, dass man „in diesem Buche weder Lobpreisungen noch Verleumdungen, weder Übertreibungen noch Beteuerungen finden wird.“ „Wir haben einfach dem spanischen Arbeiter das Wort gegeben, der ganzen Welt zu erzählen, was er getan hat, um seine Freiheit und seine Wohlfahrt zu erlangen und zu verteidigen.“

Von den vier Teilen des Buches behandelt der erste (32-44) den allgemeinen Charakter der „neuen kollektiven Ökonomie“ und überliefert zugleich, in einer beigefügten Übersicht über die „katalonische Ökonomie“ (45-47), dem Leser die materielle Erklärung für die überragende Stellung Barcelonas in der spanischen Gesamtwirtschaft und die darauf beruhende entscheidende Rolle der industriellen Arbeiter Kataloniens in den sozialen Kämpfen der spanischen Arbeiterklasse. Im zweiten Teil (48-160) werden die Methoden und Resultate der kollektiven Arbeit für die verschiedenen Industriezweige gesondert dargestellt. Der dritte und vierte Teil (161-242) geben eine nach geographischen Bezirken, Städten und Dörfern eingeteilte Beschreibung der Entstehung und des gegenwärtigen Funktionierens einer mehr oder minder vollständig durchgeführten Gemeinwirtschaft.

Im Gegensatz zu manchen anderen „Sozialisierungsdekreten“ der neueren europäischen Geschichte enthält das (32-42) vollständig abgedruckte Kollektivisierungsdekret des katalonischen Wirtschaftsrats vom 24.10.1936 nur die nachträgliche Legalisierung einer damals für den grössten Teil der Industrie und des Transportwesens tatsächlich bereits vollkommen durchgeführten Veränderung. „Es enthält keinerlei spezielle Initiative, die über den durch die spontane Bewegung der Arbeiter geschaffenen Rahmen hinausgeht“. (42) Es gab hier keine langen Untersuchungen über die „Aufgabe und Grenzen der Kollektivisierung“, kein ad hoc berufenes und jeglicher praktischen Autorität entbehrendes beratendes Gremium wie die berüchtigte „permanente Spezialkommission“ der französischen Februarre-

volution von 1848 und ihre historische Nachfolge, die deutsche „Sozialisierungskommission" von 1918-19. Die für diese Aufgabe seit langen Jahren in einem unablässig erneuerten und von den grossen Städten bis in die entlegensten Landwinkel hinausgetragenen unaufhörlichen Gespräch ausgiebig vorbereitete syndikalistische und anarchistische Arbeiterbewegung Spaniens wusste über ihre eigenen ökonomischen Ziele Bescheid und hatte über die ersten praktischen Schritte zur Erreichung dieser Ziele im Ganzen eine durchaus realistische Vorstellung. Sie bekümmerte sich, besonders in dieser ersten Phase, wenig um die politische und juristische Sicherung der durch ihre Initiative geschaffenen neuen ökonomischen und sozialen Lebensverhältnisse. Aber selbst dieser anfängliche Fehler, der später nur noch unvollkommen gutgemacht werden konnte, war nach der Lage der Dinge schwer vermeidbar. Es gab damals ausser dem durch die Träger der freiheitlichen Arbeiterbewegung selbst gebildeten „Comité der antifaschistischen Milizen" in ganz Katalonien weder eine Obrigkeit noch ein Parlament. Es gab auch keine zu expropriierenden grossen kapitalistischen Eigentümer. Ein beträchtlicher Teil der grössten Unternehmungen gehörte dem ausländischen Kapital. Seine Vertreter waren ebenso wie die einheimischen Grossbesitzer mehr oder weniger offene Anhänger der rebellierenden Generäle gewesen. Die einen wie die andern waren nach dem Fehlschlagen des Franco-Aufstandes in Barcelona geflüchtet, soweit sie nicht, wie Juan March und François Cambo, das von ihnen dem Bürgerkrieg geweihte Vaterland schon im voraus verlassen hatten. Die in dieser Schrift geschilderte Offensive der katalonischen Arbeiter gegen das Kapital glich daher in ihrer ersten Phase einem Kampf gegen einen unsichtbaren Feind : die Direktoren der grossen Eisenbahnen, der städtischen Verkehrsgesellschaften, der Schiffahrtsgesellschaften im Hafen von Barcelonetta, die Besitzer der Textilfabriken in Tarrasa und Sabadell waren verschwunden, und es war schon eine Ausnahme, wenn sich, wie bei der S. 63-64 geschilderten Besitzergreifung der Strassenbahnen von Barcelona, in den verlassenen Verwaltungsgebäuden der grossen Monopolgesellschaften noch irgend jemand vorfand, dem die Arbeiter Leben und Freiheit liessen.

So konnte das katalonische Proletariat sich in den verlassenen Betrieben und Büros nach Belieben einrichten. Die „kollektivisierten Unternehmungen" funktionierten nach der Übernahme durch die Arbeiter in ganz ähnlicher Weise weiter wie „die Aktiengesellschaften der kapitalistischen Ökonomie." (42) „Die Generalversammlungen der Arbeiter schreiten zur Wahl des ‚Rats', in welchem alle Phasen der Tätigkeit des Betriebes vertreten sind : Produktion, Verwaltung, technische Dienste usw.", während die dauernde Verbindung mit der übrigen Industrie durch die an den Sitzungen der Räte gleichermassen teilnehmenden Vertreter der gewerkschaftlichen Zentralen gesichert wird und „die Geschäftsführung selbst einem in den wichtigeren Unternehmungen mit der Zustimmung des Generalrats der betreffenden Industrie erwählten Direktor, oft genug dem bisherigen Eigentümer, Geschäftsführer oder Direktor der vergesellschafteten Unternehmung, überlassen bleibt." (43)

Die äusserliche Ähnlichkeit bedeutet aber keineswegs, dass die „Kollektivisierung" an der bisherigen Produktionsweise der industriellen und kom-

merziellen Betriebe nichts Wesentliches geändert hätte. Sie zeigt nur die relative Leichtigkeit, mit der die in dieser Schrift allenthalben nachgewiesenen, tief eingreifenden Umstellungen in der Produktion, Verwaltung, Lohnzahlung usw. ohne grosse formelle und organisatorische Veränderungen durchgeführt werden konnten, sobald einmal — wie es durch glückliche Umstände hier der Fall war — der Widerstand der bisherigen ökonomischen und politischen Machthaber für eine Weile völlig ausgeschaltet war und infolgedessen die bewaffneten Arbeiter von der Lösung ihrer rein militärischen Kampfaufgabe sofort zu der Fortsetzung und Umgestaltung der Produktion übergehen konnten, auf die sie sich in ihren scheinbar so überschwänglichen und „utopischen" Träumen während der vorhergehenden Periode so ausgiebig vorbereitet hatten.

Diese Arbeiter hatten sogar für jene schwierigste Aufgabe des Sozialismus, die Kollektivisierung der Landwirtschaft, ihr eigenes realistisches Programm vorbereitet und es von allen Voreiligkeiten, Übertreibungen und psychologischen Missgriffen zu reinigen gesucht. Die in dieser Schrift (18-20) im Wortlaut mitgeteilte Resolution des Kongresses der C. N. T. in Madrid vom Juni 1931 über die Kollektivisierung des Grund und Bodens, die seitdem von den anarchistischen und syndikalistischen Propagandisten durch alle wechselnden Phasen der zurückgeworfenen und wieder Boden gewinnenden revolutionären Bewegung hindurch allenthalben im Lande verbreitet und genau erklärt worden war, gab nun im Juli und August 1936 den vollkommen ihrer eigenen Initiative überlassenen, durch keinerlei Autorität bevormundeten und gehemmten Landarbeitern und kleinen Pächtern in jedem Dorfe eine praktische Richtschnur für ihre eigene Aktion. Die konkreten Formen, in welchen diese Aufgabe jetzt von den unmittelbaren landwirtschaftlichen Produzenten selbst gelöst worden ist, werden illustriert durch die S. 148 ff. abgedruckte Resolution der Vollversammlung der katalonischen Landarbeiter und die nachfolgenden Beispiele der für das landwirtschaftliche Jahr 1936/37 in den verschiedenen Bezirken und Kommunen aufgestellten Reglements und Organisationspläne. (151-170)

Von der bis in alle Einzelheiten genauen Darstellung der Durchführung der Kollektivisierung in den wichtigsten Industriezweigen : Transport, Textil, verschiedene Industrien, Ernährungswesen usw., die den zweiten Teil des Buches ausfüllt, können hier nur einige Hauptzüge besprochen werden. Wir sehen in jedem dieser Kapitel neben der für den betreffenden Industriezweig geschaffenen neuen gesellschaftlichen Organisation auch bereits die Anfänge zu jenen grossen Erfolgen sichtbar hervortreten, die durch diese grosse ökonomische und soziale Initiative der freiheitlichen Arbeiterbewegung im Hinterlande des spanischen Bürgerkriegs in der weiteren Entwicklung für die Erhaltung und Ausdehnung der Produktion erzielt worden sind. Wir lesen nicht nur von der Abschaffung unmenschlicher Arbeitsbedingungen, von der Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit, von den verschiedenen jetzt erprobten neuen Formen zur Ausgleichung der Lohnunterschiede zwischen Arbeitern und Angestellten, gelernten und ungelernten Arbeitern, Männern und Frauen, Erwachsenen und Jugendlichen, vom salaire unique und salaire familial. Wir sehen zugleich in jedem Industriezweige die Fragen der Produktionssteige-

rung und Verbesserung in einem von Woche zu Woche sichtbar zunehmenden Masse in den Vordergrund treten. Wir erfahren von der Gründung völlig neuer Industriezweige wie der durch die Revolution selbst geschaffenen optischen Industrie. (105-110) Wir sehen, wie besonders die unter der Knappheit ausländischer Rohstoffe leidenden oder für die unmittelbare Versorgung der Bevölkerung entbehrlichen Produktionszweige immer mehr auf die von Tag zu Tag dringlichere Produktion von Kriegsmaterial umgestellt werden und wie zu diesem Zweck sowie zur Versorgung der Kriegsopfer und der massenhaft einströmenden Flüchtlinge aus den von Franco besetzten Gebieten auch die aus ihrer früheren masslosen Verelendung gerade erst befreiten ärmsten Arbeiterschichten in Stadt und Land auf die eben gewonnenen Errungenschaften an Freizeit und Lebenshaltung freiwillig wieder Verzicht leisten.

Aber nicht in der Hervorhebung dieser negativen Verdienste der Entsagung, auf die die Anerkennung der gewaltigen Leistungen der spanischen Arbeiter in den beiden letzten Jahren nur allzu oft eingeschränkt worden sei, besteht für die Herausgeber das Hauptinteresse dieser Darstellung. Es kommt ihnen vielmehr darauf an zu zeigen, welche Wichtigkeit während der ganzen hier geschilderten ersten Periode der spanischen Kollektivisierung das Vorhandensein und die Tätigkeit jenes für Spanien und besonders für Katalonien und Valencia eigentümlichen Typus von Gewerkschaften gehabt hat, der noch bis vor kurzer Zeit von den andern Richtungen der europäischen Arbeiterbewegung als eine utopische und für den Ernstfall zum Versagen bestimmte Form der Arbeiterbewegung verurteilt wurde. Gerade diese antiparteilichen und antizentralistischen, syndikalistischen Gewerkschaftsformationen, deren Geschäfte von jeher nicht von berufsmässigen Angestellten, sondern von der Elite der Arbeiter des betreffenden Industriezweigs selbst verwaltet wurden, haben nun durch ihre Initiative und ausdauernde, selbstmitanfassende Tätigkeit für die Energie und Vollständigkeit der hier vollbrachten Leistungen die entscheidende Grundlage gebildet. Diese geschichtliche Lehre der spanischen Kollektivisierung sei, unabhängig von dem schliesslichen Ausgang der gegenwärtigen Kämpfe, von bleibender Bedeutung für die Entwicklung der Organisation und Taktik der Arbeiterbewegung.

Der besonderen, von keinen selbstgeschaffenen Hindernissen gehemmten Energie dieser antistaatlichen Bewegung sei es auch zuzuschreiben, dass die Kollektivisierung, wie u. a. das S. 111-112 beschriebene Beispiel des staatlichen Petroleummonopols zeigt, von vornherein und mit der grössten Selbstverständlichkeit auf die bereits verstaatlichten und munizipalisierten Betriebe ganz ebenso erstreckt wurde wie auf die privaten kapitalistischen Unternehmungen. Von höchstem Interesse sind unter diesem Gesichtspunkt die S. 125-139 behandelten Kollektivisierungen der öffentlichen Dienste (Licht, Kraft, Wasserwerke). Dagegen sind solche Randaufgaben wie die Kollektivisierung des Handwerks und des Handels in dieser Schrift nur ungenügend behandelt ; hierher gehört der einigermassen naive Bericht über die besonders schnell und glücklich vollbrachte Kollektivisierung der Barbierstuben (139-148) und die in der „Introduction“ gegebenen Mitteilungen über die gesellschaftliche Regelung des Strassenhandels in Bar-

celona (23-24). Die wertvollsten Beiträge zur Lösung dieser Aufgaben findet der Leser nicht in den eigens damit befassten, sondern in andern Abschnitten des Buches, wo sie indirekt behandelt werden. Sie kommen zur Sprache im Zusammenhang mit dem wichtigeren Problem der Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Produktion (148-160) und in den Detailberichten des vierten und fünften Teils des Werks, die mehr oder minder die gesamte Produktion und Lebensführung kleinerer Städte und Landbezirke umfassen.

Der nicht mehr theoretische, sondern rein erzählende und beschreibende Charakter dieser beiden letzten Teile verbietet es, in diesem kurzen Referat auch nur einen kleinen Bruchteil von ihrem reichen Inhalt wiederzugeben. Jede dieser 14 kleinen, scheinbar skizzenhaften, aber an alle Kernprobleme der menschlichen Gesellschaft rührenden Schilderungen berichtet über mehr oder minder typische, aber immer eigenartige Züge der Entwicklung des neuen Lebens unter den verschiedenen durch die allgemeine Entwicklung des Landes gegebenen örtlichen Bedingungen. Die Darstellung beginnt mit den entwickelten industriellen Verhältnissen in dem noch nahe bei der Hauptstadt gelegenen Textilzentrum Tarrasa mit seinen 40 000 Einwohnern, davon 14 000 Arbeitern, wovon wiederum 11 000 in der syndikalistischen C. N. T., der Rest in der sozialdemokratischen U. G. T. gewerkschaftlich organisiert waren, und schreitet von dort über mannigfache Zwischenstufen herab zu den armseligsten und primitivsten, fern von aller industriellen und städtischen Kultur gelegenen, aber doch von dem neuen Leben mächtig erfassten kleinen und kleinsten Dörfern von Katalonien, Aragon und La Mancha. „Und wir beobachteten fortwährend", bemerken an dieser Stelle ihres Berichtes die Herausgeber, „dass in den kleinen dünnbevölkerten Städten und Dörfern grosse und wirklich revolutionäre Fortschritte gemacht worden sind, wichtigere jedenfalls als in den Städten mit zahlreicher Bevölkerung." (217) Und in ähnlichem Sinne heisst es am Ende des Buches in dem Bericht über ein in seiner Gesamtheit zur Lebensform des „freiheitlichen Kommunismus" übergegangenes Landstädtchen : „Membrilla ist vielleicht die ärmste Stadt Spaniens, aber sie ist die gerechteste."

Karl Korsch (Boston, Mass.).

Kranold, H., *The International Distribution of Raw Materials George Routledge & Sons. London* 1938. *(XXIV u.* 269 *S. ;* 15 *s.)*

Diese Schrift gehört zwar zu den originelleren, nicht aber zu den klarsten Arbeiten, welche die gegenwärtige Kontroverse über das Rohstoffproblem hervorgebracht hat. Auf der Grundlage umfangreicher, vom Verf. selbst als zweifelhaft bezeichneter Statistiken wird eine Berechnung durchgeführt, nach der die Rohstofflage der sogenannten „have-not"-Staaten sich kaum von derjenigen einer Reihe von sogenanten „have"-Staaten unterscheidet. So anerkennenswert das Bestreben ist, Schlagworte und politische Programme auf ihre tatsächlichen Hintergründe zurückzuführen, so problematisch bleibt das Ergebnis des Verf., nach dem sich die Rohstoffversorgung Italiens kaum von derjenigen Grossbritanniens unterscheide.

Vor allen Dingen erscheint es uns als unzulässig, Rohstoffvorkommen

und Bevölkerungszahl ohne Rücksicht auf die jeweilige Wirtschaftsverfassung miteinander in Beziehung zu setzen. Die Wirtschaft eines Agrarlandes mit feudaler oder vorkapitalistischer Wirtschaftsverfassung ist auf industrielle Rohstoffe überhaupt nicht angewiesen, während ein hoch entwickelter Industriestaat selbst dann nicht auf Rohstoffe verzichten kann, wenn er nur eine relativ geringere Bevölkerung zu ernähren hat. Mangel an Rohstoffen in einem Lande kann es nur im Verhältnis zur Nachfrage bzw. den Bedürfnissen der betreffenden Industrie des Landes geben.

Noch problematischer ist die Tatsache, dass der Verf. die Dominions als nicht zu Grossbritannien gehörend, sondern als selbständige Staaten behandelt, obwohl er selbst auf das innerhalb des Britischen Weltreiches bestehende Vorzugszollsystem eingeht.

Es scheint uns nützlicher, das Rohstoff- und Kolonialproblem als Imperialismusproblem zu diskutieren, als den prekären Beweis dafür antreten zu wollen, dass die grossen Kolonialreiche kaum besser dastehen als die übrigen Staaten. K. W. Kapp (New York).

Hobson, J. A., *Confessions of an Economic Heretic. George Allen & Unwin. London. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*218 *S.;* 5 *s.,* $ 2.—*)*

Diese „Bekenntnisse" sind die autobiographischen Aufzeichnungen eines Ökonomen, der der herrschenden Lehre in der Hauptsache auf dem Gebiet der Konjunkturtheorie und der Abgrenzung des Wissenschaftsgebiets der Ökonomie entgegengetreten ist.

Die Ursache der Krise sieht H. in einer übermässigen Spar- und Investitionstätigkeit, die sich aus der ungleichen Einkommensverteilung im Kapitalismus ergibt. Die Lösung des Krisenproblems sei daher in der Beseitigung dieser Einkommensverteilung und der Erhöhung des Konsums zu suchen. Der Angriff auf die Spar- und Investitionstätigkeit im Zeitalter allgemeiner Expansion des Kapitalismus brachte H. sehr früh in Widerspruch zu der herrschenden Lehre von den positiven Wirkungen des „Spartriebes".

Der zweite Einwand H.s gegen die herrschende Lehre betraf die Formulierung des Wert- und Kostenproblems. Unter dem Einfluss von Ruskin protestierte H. gegen die Erfassung des Wertes der Güter vom Standpunkt der sehr subjektiven und zufälligen Wertschätzungen des Konsumenten und verlangte, dass allgemein gültige Prinzipien der Moral ebenso wie gesellschaftlich-politische Erwägungen gegenüber den individuellen Wertschätzungen der Konsumenten Berücksichtigung zu finden hätten. Diese Forderung musste zur „Ketzerei" werden in einer Zeit, in der sich die politische Ökonomie des 19. Jahrhunderts zur sog. reinen Ökonomie entwickelte.

Was die Autobiographie besonders interessant macht, ist nicht nur ihre kritische Einstellung zur herrschenden Ökonomie, sondern auch der Versuch des Verf., die Faktoren und äusseren Bedingungen aufzuzeigen, die für seine geistige Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen sind.

K. W. Kapp (New York).

Socialpolitik och Planekonomi (Sozialpolitik und Planwirtschaft). Kooperativa Förbundets Bokförlag. Stockholm 1937. *(*140 *S.; Kr.* 1.—*)*

Die nationalökonomischen Vereinigungen an den nordischen Hochschulen halten seit 1936 jährliche Tagungen. Die Schrift enthält die Wiedergabe der Referate und Diskussionen des Helsingforser Treffens 1937. Ein allgemeiner Grundzug ist hervorzuheben; reale Wirtschaftspolitik wird bevorzugt, einmal wurde geradezu die Politik des „try and error“ als Ideal bezeichnet. Insoweit hat die schwedische Forschung Schule gemacht, für die, mit Wicksell beginnend und über Cassel zu Heckscher und Ohlin führend, ein oft geradezu journalistisches Interesse für praktische Fragen und Einzelprobleme charakteristisch geworden ist.

Das Referat des Schweden Gustav Cedervall über „Die aktuelle Konjunktur- und Valutalage“ lag auch ganz in dieser Linie einer — bei Drucklegung bereits überholten — Tagespolitik. C. behandelte im Anschluss an Vorschläge Cassels, die schwedische Valuta aufzuwerten, Probleme der Hochkonjunkturpolitik.

Der Wunsch nach Beschränkung der Themen auf klarumrissene Spezialfragen wurde in der Diskussion immer wieder geäussert, besonders deutlich wurde die Tendenz zur induktiven Methode, zur Sozialpsychologie und Statistik in der Diskussion des Referats von Lari af Heurlin über den „Preis als Regulator der Bedarfsbefriedigung“. Die „jüngeren Nationalökonomen des Nordens“, wie sie sich heissen, stimmen mit Marshalls Ausführungen in „The old generation of economists and the new“ in der Notwendigkeit der numerischen Behandlung eng abgesteckter Spezialprobleme überein, aber nicht weil sie die qualitative Analyse für befriedigend gelöst, sondern weil sie ökonomische Theoriebildung für unfruchtbar halten und von der blossen Ableitung zur Forschung drängen. Die Abkehr von nationalökonomischen Syllogismen verbindet sich mit der Ablehnung aller normativen Theorie. Hierbei zeigte sich die Diskussion deutlich von Myrdals „Vetenskap och Politik i Nationalekonomien“ (Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung) beeinflusst. Dieser Einstellung gegenüber hatte Heurlin einen schweren Stand. Seine Fragestellung, ob die Kostenprinzipien, wie sie namentlich in Cassels Theoretischer Sozialökonomie entwickelt wurden, grösstmögliche Bedarfsbefriedigung gewährleisten, sowie seine deduzierten Kostenprinzipien eines idealen Preises stiessen auf den entschiedenen methodologischen Widerspruch der Diskussion. Nachdem Cassel seinerzeit die Werttheorie aus der Nationalökonomie als überflüssig hinausgeworfen hatte, zog die Diskussion mit der Kritik der Fragestellung Heurlins auch den Erkenntniswert funktioneller Preistheorien zumal in der teleologisch-normativen Ausrichtung Cassels und seiner Schüler in Zweifel.

Arne Skaugs Referat über „Sozialpolitik und ihre ökonomische Grundlage“ sowie Niels Lindbergs geistreiche Ausführungen über „Krisenpolitik und Planökonomie“ bemühten sich um eine Gesamtschau der üblicherweise ohne Gesamtplan geschaffenen sozialpolitischen und krisenpolitischen Einzelgesetze. Skaug behandelte die unmittelbaren und mittelbaren Einwirkungen der Sozialpolitik auf Produktion und Verteilung des

Volkseinkommens und gewann dadurch Massstäbe für eine Beurteilung der geltenden skandinavischen Sozialpolitik und ihrer Ausweitung, ohne prinzipiell neue Gesichtspunkte zu bringen. Eine statistische Übersicht über die nordische Sozialpolitik ist der Publikation beigefügt. In Lindbergs krisenpolitischen Ausführungen wachsen die isolierten staatlichen krisenpolitischen Massnahmen mit privat-kapitalistischen Ordnungstendenzen in einem langsamen und „zickzackenden" Prozess über Imperialismus, Krieg, Krise und neue Krisenpolitik zu einer Art Planökonomie unter Aufrechterhaltung der Tauschwirtschaft zusammen. Marx triumphiert bei ihm praktisch in der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik. Das Referat deckt sich mit den Grundgedanken des Buches Lindbergs über die gegenwärtige und zukünftige Wirtschaft.

Fritz Bauer (Kopenhagen).

Dahlberg, Arthur, *When Capital Goes on Strike. Harper & Brothers. New York* 1938. *(*218 *S. ;* $ 2.50*)*

Die kapitalistische Wirtschaft in den demokratischen Ländern kann — nach der Meinung des Verf. — nur dann den Faschismus oder die „administered economy" vermeiden, wenn sie selbst einer gründlichen Reform unterzogen wird. Als das entscheidende Übel, das Depression und Arbeitslosigkeit erzeugt, wird die Überfülle von nicht investiertem Leihkapital bezeichnet. Diese Erscheinung wird auf die heute fehlende Kontrolle der Nachfrage, auf das dem Besitzer von Geldkapital rechtlich gesicherte Privileg zur unbeschränkten Hortung und auf den Hortungsstreik der Leihkapitalisten zurückgeführt. Um die Hortung unmöglich zu machen, die Investitionen zu erzwingen, wird ein auf Besteuerung der Depositen und periodische Abwertung des Papiergelds aufgebauter Plan zur Beschleunigung der Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes vorgelegt. Er ist eine Modifikation der Vorschläge von Silvio Gsell und sucht die Kritik von Keynes an Gsell zu berücksichtigen. Die zur Begründung dieser Vorschläge beigefügte Theorie vermag jedoch nicht zu beweisen, dass eine durch die Hortungssteuer verursachte zusätzliche Geldkrise vermeidbar und die Vollbeschäftigung ein notwendiges Resultat der grösseren Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes ist. Arthur Schweitzer (New York).

Wagemann, Ernst, *Wirtschaftspolitische Strategie. Von den obersten Grundsätzen wirtschaftlicher Staatskunst. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1937. *(*368 *S. ; RM.* 9.80, *geb. RM.* 10.80*)*

W. stellt im Titel einen Zusammenhang zwischen Wirtschaftspolitik und Strategie her, weil, wie er sich ausdrückt, Kriegskunst und Heilkunst der wirtschaftlichen Staatskunst im Verein mit allen anderen Systemen planmässiger Einwirkung die Hand reichen. Die Darstellung und vor allem die zum Teil von den herkömmlichen Begriffen abweichende Bezeichnung der Probleme sind von militärischen Vorstellungen beeinflusst. So untersucht W. die „Einsatzstärke", die „Verzettelung der Kräfte", das Problem der Reserve, die Grenzen der Einwirkung; unter diesem neugeprägten Sam-

melbegriff bespricht er z. B. den „Irrtum der internationalen Tributpflicht“, die „Schranken der Lohnsteigerungen“. Besonders aufschlussreich ist W.s Darstellung der neuesten Methoden der deutschen Wirtschaftspolitik. Er gibt eine Zusammenstellung der verschiedenartigen preispolitischen Massnahmen, die gegenwärtig in Deutschland gelten und ein ganzes System des staatlichen Eingriffes in die Preispolitik und damit in die Güterverteilung bilden. Aufschluss über wichtige Fragen der gegenwärtigen deutschen Wirtschaftspolitik geben auch die Teile des Abschnittes über „selbstwirtschaftliche Massnahmen“, die die „Finanzierungskunst“ behandeln und sie als „Geldkapital schaffende Kreditpolitik“ bezeichnen. Die Methoden der deutschen „Finanzierungskunst“ behandelt das Kapitel über die Finanzierung der deutschen Arbeitsbeschaffung. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass W. sich zu den deutschen wirtschaftspolitischen Lösungen unkritisch verhält. Otto Leichter (Paris).

Wagner, V. F., *Geschichte der Kredittheorien. Julius Springer. Berlin u. Wien* 1937. *(XVI u.* 521 *S. ; RM.* 22.50*)*

Die Arbeit des Basler Privatdozenten W. ist unter drei Gesichtspunkten eine aussergewöhnliche Leistung. Sie gibt eine auf umfassender Literaturkenntnis beruhende, nahezu erschöpfende Geschichte der Kredittheorien, wie sie bisher fehlte. Im Gegensatz zur herrschenden Meinung gliedert sie die Krediterscheinungen nach ihren Funktionen im wirtschaftlichen Gesamtprozess. Darüber hinaus liefert sie eine im wesentlichen zwingende Widerlegung der Schumpeterschen Entwicklungstheorie und der österreichisch-schwedischen Kreditkrisentheorie.

W. beabsichtigt eine theoriegeschichtliche Darstellung der Kreditlehren. Die von ihm gebildeten zehn Theorietypen sind jedoch nicht an einem einheitlichen Prinzip ausgerichtet. Dogmengeschichtliche und systematische Betrachtung geraten da in Konflikt, wo eine Theorie mehrere Funktionen des Kredites zugleich aufzeigt. So wird etwa die Marxsche Theorie unter den vier Gesichtspunkten : „statischer Reproduktionskredit“, „kinetischer Kredit“, „zusätzlicher Reproduktionskredit“ und „Produktionskredit“ behandelt. Damit geht Marx' Einordnung der Kredittheorie in die Theorie des Kapitals teilweise verloren. Dagegen ordnen sich diejenigen historischen Theoriegruppen zwanglos in W.s Einteilungsschema ein, die nur eine Funktion des Kredites kennen. Hierher gehören die „Indifferenztheorie“ der Klassiker, die „sozialrechtliche Theorie“ der romantisch-historischen Schule und die „Tauschkredittheorie“ der französischen Utopisten. Bei den modernen Theorien, der „Entwicklungstheorie des zusätzlichen Kredits“ und der „Kreditkrisentheorie“ wird sowohl die systematische wie die historische Gliederung durchbrochen. Aus dem Problemkreis der beiden modernen Theorietypen wird die „Kreditschöpfungslehre“ herausgelöst und als selbständige „Funktion“ des Kredites behandelt.

W.s „volkswirtschaftliche Theorie des Kredites“ setzt eine Analyse des Gesamtprozesses der kapitalistischen Produktion voraus. Nur von hier aus lassen sich die Funktionen des Kredites systematisch bestimmen. Dieser

Gedanke liegt dem W.schen Buche zugrunde. Unter dem Einfluss von Burchardts Arbeit über die Schemata von Böhm-Bawerk und Marx orientiert sich W. weitgehend an der Marxschen Theorie des Kreislaufes. Darüber hinaus übernimmt er die Marxsche Kredittheorie in allen ihren wesentlichen Bestandteilen. Leider mündet W.s Analyse nicht in die umfassende volkswirtschaftliche Theorie des Kredites, auf die alle Elemente seiner Arbeit tendieren.

Bemerkenswert, wenn auch nicht ganz überzeugend, sind W.s Argumente gegen die Theorie vom schöpferischen Kredit. W.s Darstellung und Kritik der „Entwicklungstheorie des Kredits" konzentriert sich auf zwei Ursachenerklärungen. Im ersten Fall verursacht der zusätzliche Kredit die „wirtschaftliche Entwicklung" (Macleod, Hahn, Schumpeter); im zweiten Fall ist der zusätzliche Kredit zur Überwindung der Stockung und Finanzierung des Aufschwungs unerlässlich (Robertson, Lederer, Eucken). Eindringlich sucht W. zu begründen, dass Schumpeters Theorie aus zwei Gründen unhaltbar wird. Die These, in der Statik gibt es keinen Kredit, ist unhaltbar, da auch hier der „statische Reproduktionskredit" und der „kinetische Kredit" systemnotwendig sind. Vor allem ist der zusätzliche Kredit nicht die einzige Ursache, die den dynamischen Prozess der wirtschaftlichen Entwicklung auslöst. Doch uns will scheinen, dass die Beweiskraft von W.s kritischen Argumenten begrenzt ist. Im Falle der Statik, die sich den fiktiven Gegenstand der statischen Gleichgewichtswirtschaft gedanklich erschafft, sind Hinweise auf Tatsachen nicht beweiskräftig, denn in der Auswahl der Daten besteht jegliche Freiheit — soweit die Daten systemnotwendig sind und der Gedankengang logisch geschlossen ist. Im Falle der Dynamik vermag der Hinweis, dass es nicht nur eine, sondern mehrere „unabhängige Variablen" gibt, Schumpeters Lehre nicht zu widerlegen; es ist so nur zu zeigen, dass sie einer Ergänzung bedarf. Die Diskussion über Wahl, Zahl und Interdependenz der unabhängigen wie abhängigen Variablen führt darüber hinaus immer mehr zu der Erkenntnis, dass das Verfahren der unabhängigen Variablen nicht das adäquate methodologische Mittel zur Analyse der kapitalistischen Wirtschaft ist. Im konkreten Falle will das bedeuten, dass W.s Kritik nur Einzelthesen — wie die girale Kreditschöpfung — nicht aber das gesamte System Schumpeters zu widerlegen vermochte. — Anders ist es mit der zweiten Ursachenerklärung des Entwicklungskredits. Es wird die These vertreten, dass sich in der Stockung nicht die zur Finanzierung des Aufschwungs erforderlichen Geld- und Sachkapitalien vorfinden, der zusätzliche Kredit daher unerlässlich ist. Hier ist eine blosse Tatsachenwiderlegung zureichend und beweiskräftig: aus der Analyse der „Vorräte" in der Stockung vermag W. zu erweisen, dass die erforderlichen Geld- und Sachkapitalien zur Finanzierung des Aufschwungs tatsächlich vorhanden sind. Der Kredit hat hier, unter bestimmten Voraussetzungen, nur die Aufgabe, brachliegendes Kapital zu einem früheren Zeitpunkt zu mobilisieren, als dies ohne Kredit möglich wäre. Eine „Kaufkraftschöpfung aus dem Nichts" liegt nicht vor.

In den „Krisenkredittheorien" werden die Theorie der Produktionsumwege von Böhm-Bawerk, die Zinsspannentheorie von Wicksell und die sich auf beiden Lehren aufbauende Konjunkturtheorie gewürdigt. In der

Hauptsache dürfen die kritischen Argumente zur Ablehnung der Kreditkrisentheorie als beweiskräftig betrachtet werden.

Aus W.s Untersuchungen ergeben sich einige Folgerungen, die für die Geld-, Kredit- und Konjunkturtheorie von grundsätzlicher Bedeutung sind. Es ist bei der Analyse der kapitalistischen Wirtschaft nun kaum noch möglich, von einer allgemeinen „Elastizität des modernen Geldsystems" auszugehen : eine beliebig gegebene Schöpfungsmöglichkeit von Giraldepositen durch die Banken kann nicht mehr angenommen werden. Die monetären und kreditären Erscheinungen können nicht mehr als gleichbedeutend angesehen und in ihrer konkreten Form vernachlässigt werden. Die Begriffe des „allgemeinen Kreditvolumens", des ungegliederten Geldangebots und der Geldnachfrage sind nicht mehr schlüssig. Allgemeine Folgerungen von dem Kreditvolumen auf das Preisniveau, von der kreditär bedingten Preissteigerung auf die Verteilung der Produktionsfaktoren, entbehren der Beweiskraft. Der Zins erfüllt nicht die ihm zugesprochene Funktion des Regulators der Wirtschaft, noch ist die Zinsspanne das theoretische Rüstzeug zur Erklärung der Konjunktur. Bei der positiven Theorie des Geldes und des Kredits ist von der Gesamtanalyse der gegenwärtigen Wirtschaft auszugehen. Das bedeutet, dass das Zusammenwirken von Geld und Kredit im Prozess der Akkumulation und Reproduktion des Kapitals zu zeigen ist. Von hier aus sind Angebot, Bedarf und Schöpfung des Geldes, Freisetzung, Brachliegen und Wiederverwendung des Kapitals wie Funktionen und Formen des Kredits zu bestimmen. Erst wenn diese Vorarbeit gelungen ist, ist die Voraussetzung für die Formulierung einer realistischen Konjunkturtheorie gegeben.

Arthur Schweitzer (New York).

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 1/2, Jahrgang 1938, sind auf Seite 169, Zeile 18 nach dem Wort „Krisenzyklus" die folgenden Worte versehentlich ausgefallen : „ , eine These, die die Auffassung der Krisen als reines Absatzphänomen voraussetzt und der man die besondere Stellung der den Kapitalexport betreibenden Monopole im Kapitalverwertungsprozess entgegenhalten kann."

Auf Seite 173, Zeile 17 muss es statt „neue" heissen : „besondere". — Auf Seite 174 muss es in der 3. Zeile der Anmerkung statt „Anfang" heissen : „Anhang".

Auf Seite 180, Zeile 9 von unten muss nach „einen" eingefügt werden : „nach nationalsozialistischer Auffassung". — Zeile 4 von unten muss es statt „hänge" heissen : „hängt".

Auf Seite 196, Zeile 15 muss es statt „Mordbund" heissen : „Nordbund".

Le gérant : R. Lisbonne.

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 50.—, der des Einzelhefts francs français 20.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an.
Le prix de l'année est de 50 francs français.
Le numéro : 20 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrif, für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN** 108, boulevard Saint-Germaint Paris (6e).

The review is published three times a year.

The subscription rate for the year is 50 French francs ; single copies are 20 French francs.

Das Heft 1/2 des Jahrgangs 1938 enthielt folgende Beiträge :

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus Besprechungen :

Revue Internationale de Sociologie : Ce magnifique ouvrage... contient une partie des études entreprises par l'Institut de Recherches Sociales... sur la famille dans son attitude vis-à-vis de l'autorité et sur l'Autorité, prise in abstracto. (J. Duprat.)

Sociological Review : The title of the book might suggest that the subject chosen is a narrow one, that it embraces only one aspect of one sociological institution. That this is not the case is made abundantly clear in the introductory articles. Authority is a subject absolutely central to any analysis of the structure of society, and by whatever road one approaches it, whether through history, philosophy, psychology, or the study of institutions, one is led before long to the family, the point where all roads meet. (T. H. Marshall.)

American Sociological Review : It is an important and interesting book, with a manner of treating its problem quite different from current American research on the family... One is greatly impressed by the value of the historical orientation to such a problem as authority when one reads these studies... This publication shows a vigorous social science institute in function and is a real addition to the viewpoint and the methodology of American sociology. It is scholarly as well as realistic in a current sense. (J. Dollard.)

Social Forces : The Institut für Sozialforschung.. represents in many respects the first serious attempt to carry on comparable studies in different countries. The present volume.. will undoubtedly become a major source of reference in every public and institutional library as well as an important addition to personal libraries on sociology. (George A. Lundberg.)

Bolletino Bibliografico : L'interesse che questo grosso volume presenta per lo storico a noi sembra essere duplice : in sè, per la vasta e complessa quantità di materiale raccolto, e come oggetto di meditazione sulla differenza, che ancor una volta esso dimostra chiarissima, tra i campi della storia e della sociologia... Il volume, completato da utilissimi riassunti ed indici, è anche di facile consultazione e lettura. E un'opera che onora la serietà scientifica dell'Institut für Sozialforschung di Ginevra e che presenta un così vario interesse da poterla sicuramente raccomandare ai più diversi studiosi. (Paolo Treves.)

Neue Züricher Zeitung : Das Werk als Ganzes muss als eine erstaunliche Leistung der ins Ausland verbannten deutschen Sozialwissenschaft betrachtet werden. Daneben ist es wahrscheinlich das aufschlussreichste Buch, das wir bis heute über das wichtige, eigentlich jederman angehende Problem „Autorität und Familie" besitzen. (H. Honegger.)

Basler National-Zeitung : Wie immer auch die Fortsetzung dieses bedeutenden Unternehmens gedacht ist, wir stehen vor dem hier Gebotenen mit Hochachtung und Dankbarkeit. Im Rahmen eines kurzen Referates ist es natürlich unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der in ihm niedergelegten Beobachtungen zu geben. Jedem, der sich über die hier berührten Probleme und ihre Kompliziertheit genauer orientieren will, wird es durchaus unentbehrlich sein. (Helene Stöcker.)

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

Fünfter Band :

Studien über Autorität und Familie.

Umfang 947 Seiten Preis fr. français 100.—

INHALTSVERZEICHNIS

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936
108, boulevard Saint-Germain (6e)

Imprimerie des Presses Universitaires de France. — Vendôme-Paris (France)
Printed in France